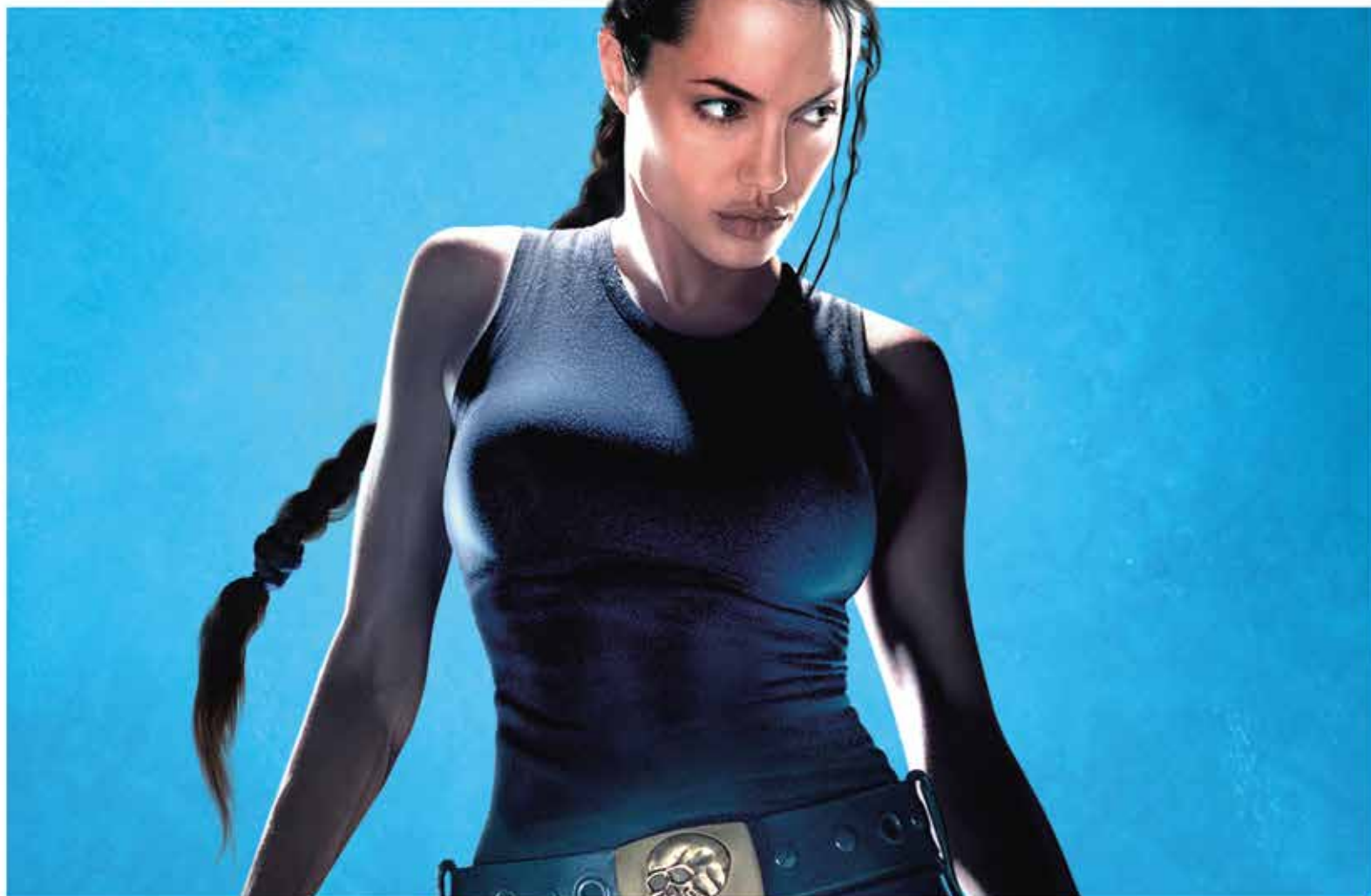


DIE WELTWOCHEN



Frauen, entspannt euch

Ihr müsst keine Supermänner sein, wie Feministinnen glauben.

Maurus Federspiel

Die Wüste blüht

Katar, Wunderland im Orient. *Pierre Heumann*

«Wir leben in der besten aller Zeiten»

Uno-Richter Abdulqawi Yusuf über Krieg und Frieden.

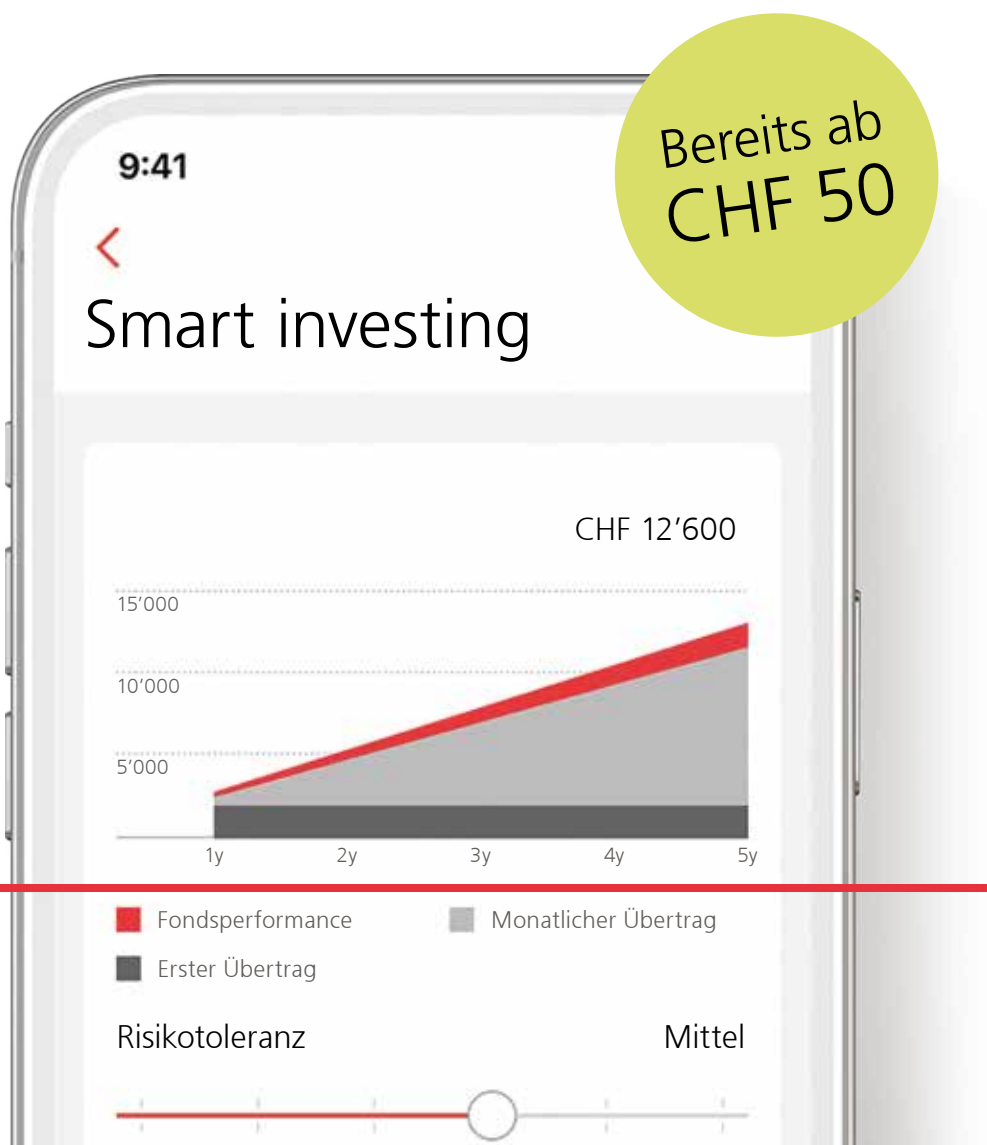
Urs Gehrig

Magie des Geldes
12 Seiten Anlage-Spezial
mit Kurt Schiltknecht,
Heinz Zimmermann,
Daniel Kalt u. a. m.

4 06900 107761 4
57

UBS key4

Investieren: intuitiv.
In Fonds. In der App.



Das ist Banking
ubs.com/ubskey4



Beeindruckendes Japan

«Japans Zukunft ist ewig, aber es ist ein unschätzbare Segen, dass dieser fürchterlichste aller Kriege zum Abschluss gebracht wurde und damit die Agonie unseres Landes beendet, Millionen von Leben gerettet wurden. Damit ist meines Lebens Werk getan; was mir zustossen mag, hat keine Bedeutung.»

Togo Shigenori, Aussenminister Japans 1941–1942 und 1945

Tokio

Was ist die Botschaft Japans an die Welt? Es gibt ein Leben nach dem Untergang. Das verbindet die Japaner mit den Deutschen. Beide Staaten haben es geschafft, der Hölle zu entkommen, die sie im letzten Weltkrieg selber entfesselt haben.

Aber nicht nur das. Sowohl Japan wie auch Deutschland sind aus Trümmern auferstanden als neue Supermächte. Anstatt jedoch die Welt mit Panzern und Kriegsschiffen gewaltsam zu erobern, setzen sie friedlich auf die Verführungskraft der Marktwirtschaft und ihrer Produkte.

Ja, es stimmt: Der Freihandel, die Wirtschaft bringen die Menschen zusammen, besser als die Politik, erfolgreicher als der überschätzte Sozialismus, mehr noch als die Kultur.

Seit Monaten spielt sich vor unseren staunenden Augen ein anderes kleines Wunder ab: Die «Moonswatch» der Hayek-Familie und ihrer Unternehmen ist zum weltweit begehrten Sehnsuchtsobjekt geworden. Die Leute stehen Schlange, um es zu ergattern. Seit Monaten.

Die Schweizer «Moonswatch» beweist, dass die Menschheit zusammenwächst, dass uns mehr verbindet, als wir meinen, und sei es nur ein farbiger Gegenstand am Handgelenk. Keine unwichtige Erkenntnis in Zeiten eines Krieges.

Die Japaner sind Weltmeister darin, sich neu zu erfinden. Jahrhundertlang herrschten auf den Inseln der Adel, Shogun-Fürsten und die Kriegerkaste ihrer Samurai. Doch mit Schwertern und Rüstungen war den Kanonenbooten des Westens nicht beizukommen. Fundamentale Änderungen waren nötig.

Die Japaner sendeten Kundschafter aus. Man studierte den preussischen und den britischen Staat im 19. Jahrhundert. Die einen waren für das englische Modell mit starkem Parlament und schwachem König. Die anderen favorisierten das autoritäre Preussen.

Preussen gewann.

Unheimlich, wie beide Reiche, das japanische und das deutsche, 10 000 Kilometer voneinander entfernt, in die gleiche Katastrophe strebten. Beseelt vom Ehrgeiz, den ihnen gebührenden «Platz an der Sonne» zu erfechten, verglühten die beiden Imperien im Feuer ihrer Ambitionen.

Beeindruckend dann der Wiederaufstieg. Deutschland überholte die Briten wirtschaftlich schon sechzehn Jahre nach dem Krieg. Hinter den USA avancierten die Japaner bald zur zweitstärksten Wirtschaftsmacht der Welt, erst kürzlich abgelöst vom erwachenden Drachen China.

Zu Beginn der neunziger Jahre stand Japan am Zenit. Der Elektronik-Konzern Sony kaufte die Columbia-Studios in Hollywood, japanische Konzerne machten den Amerikanern die Weltherrschaft streitig. Ängste des Niedergangs verbreiteten sich in den USA.

Bis auf die Leinwände fieberte die amerikanische Paranoia. Bestsellerautor Michael Crichton («Jurassic Park») lieferte mit «Rising Sun» (1992) die Vorlage für einen Kinofilm, der genau dieses Thema verhandelte: wie die Japaner den USA den Rang ablaufen.

So weit kam es nicht. Das US-Feindbild Japan entzauberte sich, wohlstandssaturiert, gleich selber. Kurz nach «Rising Sun» kam die Dämmerung. Eine Wirtschaftsflaute setzte ein, unter der Japan bis heute auf hohem Niveau leidet, süsser Niedergang, «Buddenbrooks» auf Ostasiatisch.

Die Amerikaner wiederum, leidenschaftliche Wettkämpfer und Gewinner, Paranoiker des Optimismus, brauchen einen Gegner, einen

Bösewicht, der sie in ihrem Gut-sein-Wollen bestärkt. Auf Japan folgte China, und auch diese Obsession wird dann irgendwann durch eine andere abgelöst.

Alle Stürme überstanden hat im Herzen der Stadt das mächtige Parlamentsgebäude, eine Festung der Politik, noch im alten Kaiserreich errichtet, schauerlich schöner Protz-Klassizismus, allerdings durchsetzt mit feingliedrigem Jugendstil, der dem palastartigen Felsblock aus den dreissiger Jahren einen Hauch von Verspieltigkeit, fast von Leichtfüßigkeit vermittelt.

An den Japanern trainierten die Amerikaner ihren Bombenkrieg, um Präzision bemüht zunächst, dann flächendeckend. Das Land, das im Begriff war, sich zum asiatischen Weltimperium in der Nachfolge Grossbritanniens aufzuschwingen, versank in mörderischen Flammen. Danach rappelten sich die Japaner, rätselhafte Urkraft des Lebens, wieder auf und gaben sich den westlichsten Staat im Fernen Osten.

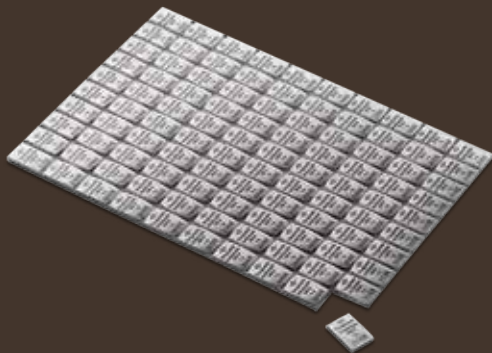
Japans Geschichte ist die Geschichte von Aufstieg, Fall und Wiederauferstehung, von den grauenhaften Versuchungen und Verheerungen der Macht, aber auch davon, wie eine kriegerischer Militärstaat gelernt hat, die Kunst des Friedens zu erlernen. Interessant auch die Amerikaner: Nach dem Abwurf zweier Atombomben und dem endgültigen Sieg halfen sie dem am Boden liegenden Gegner wieder auf die Beine. Keine Demütigung. Aus Feinden wurden Freunde.

Heute balanciert Japan auf einem anspruchsvollen Kurs. Die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit China ist eng, die politische Spannung erheblich. Die Japaner setzen auf starke Defensivstreitkräfte bei gleichzeitig intensiver ökonomischer Verflechtung. Am Krieg gegen Russland machen sie mit – wohl auch deshalb, um bei den Chinesen expansive Gelüste abzublocken.

Auf die Journalistenfrage, was heute die grösste Stärke seines Landes sei, sagte der altgediente Parlamentsabgeordnete der Liberal-konservativen, Seishiro Eto, in Tokio dieser Tage: «Das Gleichgewicht, die Vermeidung von Extremen, der Ausgleich aller Kräfte.»

Menschen irren sich. Im Glauben, das Paradies zu errichten, entfesseln sie die Hölle. Macht korrumpiert, und auch Staaten können sich verrennen. Doch am Ende siegt die Vernunft, der Kompromiss, der Wille zum Leben. Japans Beispiel stärkt die Zuversicht in verrückten kriegerischen Zeiten. R. K.





DEGUSSA: DIE EINFACHSTE ART, IN EDELMETALLE ZU INVESTIEREN.

Bereits seit 6'000 Jahren ist Gold die stärkste Währung und damit ein grundsolides Investment. Der Name Degussa steht weltweit wie kein anderer als Synonym für Edelmetalle. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen, beraten Sie aber auch beim Verkauf von Edelmetallen. Alle Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen
und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH

VERKAUFGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00

MITGLIEDSCHAFTEN:





Simonetta Sommaruga und die Bundesrätinnen, Heinz Tännler, Abdulqawi Yusuf, Wunderland Katar, Beda Stadler über die Covid-Impfung

Die SP-Spitze will unbedingt eine Frau als Nachfolgerin von Bundesrätin Simonetta Sommaruga, obwohl nach parteiinternen Regeln ein Mann aus der Deutschschweiz an der Reihe wäre. Ob Mann oder Frau ist eigentlich egal. Man sollte sich auch von der Meinung verabschieden, dass Frauen in der Landesregierung die Schweiz zu einem besseren Ort werden lassen. Bundesrätinnen treffen häufig emotionale Entscheidungen, wie beim Ausstieg aus der Kernenergie 2011. Dieser wurde von der damaligen Frauenmehrheit in der Regierung der Schweiz aufgedrückt. Er ist der Schweiz bisher nicht gut bekommen, die Strommangellage ist eine Folge davon. Die Bundesrätinnen waren auch treibende Kraft, dass die Landesregierung EU-Sanktionen gegen Russland übernahm und damit unsere Neutralitätspolitik arg beschädigte. **Seite 24**

Während in der SP ein wüster Geschlechterstreit ausgebrochen ist, läuft bei der SVP alles planmässig. Mit allergrösster Wahrscheinlichkeit wird am 7. Dezember Albert Rösti in die Landesregierung gewählt. Trotzdem lohnt es sich, auch bei den anderen Kandidaten der Volkspartei genau hinzuschauen. Mit Heinz Tännler steht ein Bewerber zur Verfügung, der sich aufgrund seiner Erfahrung, seiner politischen Positionen und seiner Persönlichkeit bestens für den Job in der nationalen Exekutive eignen würde. Dass die Kampagne des Finanzdirektors nicht in die Gänge kommt, hat weniger mit ihm selbst zu tun als mit dem



«Einmalige Ära des Friedens»: Richter Yusuf (r.), Autor Gehriger.

Kanton, den der Regierungsrat vertritt. Zuger stehen in der Bundesstadt unter Generalverdacht. **Seite 32**

Seit Monaten prägt der Krieg in der Ukraine die Schlagzeilen. Der Konflikt scheint einmal mehr zu beweisen, dass Mord und Totschlag unausrottbar die Welt dominieren. Der Schein trügt. «Wir haben als Menschen noch nie in einer Ära gelebt, die weltweit so friedlich und befriedigend war wie die letzten 75 Jahre», erklärt Abdulqawi Yusuf. Internationale Konflikte seien heute eine Seltenheit. Ein zentraler Grund dafür ist die Institution, die Yusuf vertritt. Der Somalier ist Richter am Internationalen Gerichtshof

in Den Haag. Urs Gehriger hat den bis vor kurzem höchsten Richter der Welt an seiner Arbeitsstätte beim Friedenspalast besucht. **Seite 28**

An der Fussballweltmeisterschaft, die am 20. November beginnt, will Katar seinen Sprung in die Moderne für alle sichtbar machen. Der Emir von Katar kombiniert arabische Tradition mit westlicher Technik. Das Land, das der weltweit grösste Anbieter von verflüssigtem Erdgas (LNG) ist, holt nicht nur ausländische Investoren ins Land, sondern kauft sich gleichzeitig bei westlichen Firmen ein. So will Katar auch seinen Anteil an der Credit Suisse aufstocken. Das Emirat, das zwischen den beiden Grossmächten Iran und Saudi-Arabien eingeklemmt ist, profiliert sich zudem mit einer austarierten Aussenpolitik und pflegt nach allen Seiten den Dialog. Zufall oder nicht: Schlusspfiff der WM ist just am Nationalfeiertag Katars. **Seite 36**

Die Debatte um die Corona-Impfung läuft heiss seit den Aussagen einer Pfizer-Managerin zur Testphase der Präparate. Wie steht es genau um die Wirkung der Vakzine, wie ist das Verhalten der Behörden zu beurteilen? Wir fragen Beda Stadler, einen der bekanntesten und erfahrensten Immunologen, wie er die Vorwürfe der Impf-Lüge einschätzt. Er zieht Bilanz und betont zudem die Empfehlung, die er eigentlich schon zu Beginn der Pandemie abgegeben hatte: die Vulnerablen sowie die Alten schützen, fertig. **Seite 48**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Ihr Immobilienraum?



3 1/2 und 4 1/2 Zi. Terrassenwohnungen
in 8400 **Winterthur**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.amgoldenberg.ch



3 1/2 und 4 1/2 Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 1/2 - 5 1/2 Zi. Mietwohnungen
in 8404 **Winterthur**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 1/2 Zi. Dach-Maisonette-Eigentumswohnung
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'554'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.glattwies.ch



6 1/2 Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preise ab CHF 1'470'000.- inkl. Parkierung, Bezug auf Anfrage
www.rebweg.ch



5 1/2 Zi. Einfamilien- und Doppel-EFH
8157 **Dielsdorf**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



6 1/2 Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8311 **Brütten**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 1/2 und 4 1/2 Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'145'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistacasa.ch



2 1/2 - 5 1/2 Zi. Eigentumswohnungen
8458 **Dorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.trottenacker.info



3 1/2 - 5 1/2 Zi. Mietwohnungen u. Büroflächen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 1/2 und 4 1/2 Zi. Eigentumswohnungen
8904 **Aesch ZH**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 1/2 - 5 1/2 Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 715'000.-, Bezug ab Herbst 2023
www.schmiedgass.ch



3 1/2 und 4 1/2 Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil/Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 1/2 - 5 1/2 Zi. Eigentumswohnungen, 4 REFH
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 1/2 Zi. Eigentumswohnung
8370 **Sirmach**, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 576'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistadelsole.ch



6 1/2 Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8913 **Otenbach**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 1/2 - 5 1/2 Zi. Wohnungen, 4 1/2 - 6 1/2 Zi. REFH-DEFH
8127 **Aesch-Maur**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 1/2 - 5 1/2 Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



2 1/2 - 5 1/2 Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 1/2 Zi. Eigentumswohnung
8615 **Wermatswil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 2'158'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.solevista.ch



3 1/2 - 6 1/2 Zi. Eigentumswohnungen
8904 **Aesch**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.ameichacher.ch



2 1/2 - 5 1/2 Zi. Eigentumswohnungen
8406 **Winterthur**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.dreieckspitz.ch



2 1/2 - 4 1/2 Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Frühling 2024
www.schlossblick.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner

You Tube
Zürcherstrasse 124 Postfach
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00



«Wir fördern Sport und Unterhaltung»



Wir nehmen an der folgenden
Immobilienmesse teil:

EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ Bauen & Modernisieren Zürich
21. - 24. Sept. 2023, Messe Zürich



Zu gut für den Bundesrat? Seite 32



Wunderland Katar: Seite 36



So weit, so gut: Elon Musk. Seite 27

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 6 Intern
- 10 Eilmeldung
Amerikas Generationenkampf
- 13 Peter Rothenbühler Liebe Mattea Meyer,
lieber Cédric Wermuth
- 14 Tagebuch Barbara Böhi
- 15 Bern Bundeshaus
Jositschs Selbstdemontage
- 16 Frauen, entspannt euch
Irrglaube des modernen Feminismus
- 20 Erziehung der Gefühle
Leben als Text und Kommentar
- 21 Personenkontrolle
- 21 Inside Washington
Medien schauen wohlwollend weg
- 22 Mörgeli
Neues aus Pfaffenhofen
- 22 ARD nennt Andersdenkende «Ratten»
Entgleisung im deutschen Fernsehen
- 23 Peter Bodenmann
Die Geschichte wiederholt sich: EWR 2.0
- 24 Politik der Gefühle
Sind Bundesrätinnen wirklich besser?
- 26 Zürcher Politfront-Theater
Ein SRF-Autor enthemmt sich
- 27 Elon Musk
«Chief Twit» macht's gut
- 28 «Unsere Zeit ist eine der besten»
Der frühere Richter des Internationalen
Gerichtshofs, Abdulqawi Yusuf,
im Gespräch
- 31 Kurt W. Zimmermann
Der politisch-publizistische Filz

- 32 Der Mann, der's kann
SVP-Regierungsrat Heinz Tännler
- 34 Prinzessin Lily Die Star-Qualitäten
von Phil Collins' Tochter
- 35 Herodot
- 36 Katar
Willkommen im Übermorgenland
- 38 Rückkehr konservativer Werte
Der neue Premier Rishi Sunak
- 39 Thilo Sarrazin
Die Heimatlosen
- 40 Der gecancelte Kant
Deutschland bricht den Kontakt zu
russischen Philosophen ab
- 42 Soll man mit China handeln?
Plädoyer für den Dialog
- 43 Anabel Schunke
Wo sind die echten Männer hin?
- 44 Kanye West Genie und Wahnsinn
- 46 Neue Töne Intendant Tom Buhrows
Kritik am öffentlich-rechtlichen Rundfunk
- 47 Tamara Wernli
Twitter-Zirkus
- 48 Immunologischer Grundkurs
zur «Impf-Lüge» Beda Stadlers Bilanz
- 50 Leserbrief
- 51 Nachrufe Aaron Charles Carter,
Werner Ignaz Jans
- 52 Beat Gygi Bundespräsident Cassis
nimmt's zu ernst

SPEZIAL: MAGIE DES GELDES

- 53 Sichere Werte in turbulenten Zeiten
Tipps und Analysen von Experten
zum Anlegen und Vorsorgen

LITERATUR UND KUNST

- 65 Ikone der Woche
- 66 Zaubergewitter
Wortkünstler Hermann Burger
- 68 Bücher der Woche
- 71 Die Bibel
- 72 Nicht enden wollende Geschichten
Fantasy-Boom bei den Streaming-Diensten
- 74 Fernsehen
- 74 Klassik Händel
- 75 Alben für die Ewigkeit
Prince: «Purple Rain»
- 76 Pop Lucrecia Dalt
- 77 Games «God of War»
- 77 Jazz Richard Galliano

LEBEN HEUTE

- 78 Wunderbare Welt
- 78 Unten durch
- 79 Frauen
- 80 Thiel Auf dem Posten
- 80 Häuser
- 81 Was macht eigentlich? Heinz Karrer
- 82 Essen / Wein
- 83 Auto
- 83 Objekt der Woché'
- 84 Bei den Leuten Zirkus Ohlala
- 86 Zeitzeichen
- 86 Fragen Sie Dania
- 87 Auf einen Espresso mit ... Bruno Grande
- 88 Menschen von morgen Julia Stusek
- 90 Das indiskrete Interview Carlos Leal



18. Alpensymposium

10. & 11. Januar 2023 in Interlaken

«Gesicht zeigen»

Showing Face

Top Speaker

Auszug Referenten 2023 ...



Garry Kasparov
Schachmeister und
Einsatz für Demokratie
in Russland



Zarifa Ghafari
Menschen- und
Frauenrechtlerin
aus Afghanistan



Magnus Lindkvist
The World's leading
Trendspotter
aus Schweden



Dr. Michaela Merk
Unternehmerin zu
Marken- und digitale
Exzellenz



Bernhard Heusler
Experte Führung
Fussball & Wirtschaft
Ein Team gewinnt . Immer.

Weitere Wirtschaftspersönlichkeiten wie **Daniel Bloch**/Chocolats Camille Bloch SA, **Urs Kessler**/Jungfrau Group, **Marc Trauffer**/Unternehmer und Alpentainer und viele mehr.



Sichern Sie sich jetzt Ihr Konferenzticket für
einen perfekten Start ins neue Jahr!

Tickets & Info: +41 61 226 90 73

ticketcorner ✨



Partner



Medienpartner



Strategische Partner



Gemeinde Interlaken, Matten und Unterseen

Amerikas Generationenkampf

Das Fernduell zwischen Donald Trump und Ron DeSantis entwickelt sich zur handfesten Fehde. Erstmals greift der Ex-Präsident den neuen Rockstar der Republikaner direkt an.

Urs Gehriger

Berichte
und Kommentare
zu den Wahlen
in den USA auf:
www.weltwoche.ch

Lying Ted», «Crazy Hillary», «Sleepy Joe» – Donald Trumps Spitznamen, mit denen er Feinde lächerlich macht, sind gefürchtet wie Peitschenhiebe. 72 Stunden vor der Zwischenwahl liess Trump erstmals die Geissel gegen seinen aktuellen Rivalen, Floridas Gouverneur Ron DeSantis, zwicken: «Ron DeSanctimonious» liege in Umfragen meilenweit hinter ihm zurück.

Die Zote ist ein Verweis darauf, dass eine wachsende Zahl von Republikanern in DeSantis einen «Heilsbringer», gar einen «Retter» der Partei sieht. Einen Mann von morgen, der die Partei zurück an die Macht und ins Weisse Haus führen kann.

Um keinen weiteren Zweifel an der Hierarchie aufkommen zu lassen, hat Trump in den letzten Wochen immer wieder verkündet, eine «grosse Ankündigung» stehe unmittelbar bevor. Aus dem direkten Umfeld Trumps erfuhr die *Weltwoche* vor einiger Zeit, dass der Ex-Präsident beschlossen hat, erneut ins Rennen um das Weisse Haus zu steigen. Alte Weggenossen erhielten bereits ein Aufgebot, sich gleich nach der Zwischenwahl auf Trumps Anwesen Mar-a-Lago einzufinden, zwecks Aushecken eines Schlachtplans.

Umfragen zugunsten der Jugend

Trump sieht in DeSantis einen Ziehsohn, der ohne seine Hilfe nie ins Amt des Gouverneurs gewählt worden wäre. In der Tat siegte DeSantis 2018 hauchdünn vor seinem demokratischen Konkurrenten. Doch heute ist er kein unbekannter Kongressabgeordneter aus Jacksonville mehr. Er hat in den Umfragen dank seines Umgangs mit der Pandemie und seiner Haltung zu einer Reihe von sozialen Themen gegenüber Trump deutlich Boden wettgemacht. So sehr, dass er bei vielen in der Partei als der neue Rockstar der Konservativen gefeiert wird.

Thematisch liegt DeSantis auf der Linie von Trump, doch sein Stil und seine Taktik seien cleverer als jene seines Übervaters, sind viele überzeugt. «Ron DeSantis ist Donald Trump mit Köpfchen und ohne Drama», titelte die *Financial Times*. Und der *New Yorker*, der DeSan-

«Ron DeSantis ist Donald Trump mit Köpfchen und ohne Drama.»

tis ebenso verabscheut wie Trump, schrieb anerkennend: «Der Gouverneur von Florida, ein glühender Gegner von Maskenpflicht und der «Woke»-Ideologie, kanalisiert die gleiche Wut wie der frühere Präsident, allerdings mit grösserer Disziplin.»

Trump spürt, wie DeSantis in seinem Schatten an Terrain gewinnt. In Florida, dem Heimatstaat der beiden Konkurrenten, hat Ron Don bereits überholt. In zwei Umfragen unter republikanischen Wählern in den letzten Wochen lag der Gouverneur ein paar Prozentpunkte vor dem ehemaligen Präsidenten. Und eine ABC News-/Ipsos-Umfrage ergab, dass 72 Prozent der registrierten Republikaner glauben, dass DeSantis «einen grossen oder sehr grossen Einfluss auf die zukünftige

Richtung der GOP [Grand Old Party, die Red.] haben sollte», während 64 Prozent dasselbe über Trump sagten.

Namhafte konservative Medien wie das *Wall Street Journal* haben in den letzten Monaten wiederholt für einen Wechsel an der Spitze der Republikaner, der GOP, plädiert. Grossspender der Partei wie Ken Griffin schlagen sich auf die Seite von DeSantis.

Warten auf Trumps Fehler

Etliche ehemalige Unterstützer Trumps sagen hinter vorgehaltener Hand, es gehe dem Ex-Präsidenten bei einer erneuten Kandidatur primär um eine Vendetta, einen Rachezug für die verlorene Wahl, die er – ohne stichhaltige Beweise vorzulegen – als «gestohlen» bezeichnet. Der konservative *Washington Examiner* formulierte am Tag vor der Wahl aus, was diese Leute denken: Der diffamierende Seitenhieb auf «Ron DeSanctimonious» zeuge von Trumps «Unfähigkeit, irgendjemanden oder irgendetwas – seine Partei, sein Land, alle drei seiner Ehefrauen – über sein eigenes geschwächtes Ego zu stellen».

Trump sieht dies freilich komplett anders. Zur Rettung Amerikas müsse er noch einmal in die Arena steigen. Er hat bei den Wahlen eine Garde ihm gegenüber loyaler Kandidaten unterstützt, die er für künftige Pläne als Hausmacht nutzen kann (*Weltwoche* Nr. 44/22).

Doch trotz Trumps Favoritenrolle ist seine Nomination nicht in trockenen Tüchern. Er hat Gerichtsverhandlungen am Hals. Und einmal zurück auf Twitter, könnte er Volk und Republikaner weiter spalten. Ausserdem wäre er bei einem allfälligen erneuten Amtsantritt 78-jährig. Die Jugend und die Zeit sind auf DeSantis' Seite. Diese Gewissheit könnte ihm helfen, geduldig auf einen Fehler von Donald Trump zu warten, um dann die Chance seines Lebens zu ergreifen.



Ron vs. Don: Duell der Republikaner.

Pole Position? Sie haben es in der Hand.



Digital-Abo
der Handelszeitung
zum Vorteilspreis

6 Monate für
CHF 98.- statt 140.-



handelszeitung.ch/digitalabo

Mit dem **Digital-Abo** der Handelszeitung starten Sie dank relevanter Wirtschaftsinfos durch. So sichern Sie sich den Platz in der ersten Reihe. Das Angebot gilt für Neuabonnentinnen und Neuabonnenten in der Schweiz (Preis inkl. MwSt.) und ist gültig bis am 31.1.2023.

HANDELSZEITUNG
Wirtschaft im Klartext.



VIP-Spezialreise: «Grosser Preis von Monaco» Juwel der Formel 1

Der «Grosse Preis von Monaco» ist für Formel-1-Piloten der jährliche Höhepunkt der Saison. Auf unserer viertägigen Exkursion erleben Sie hautnah das Qualifying am Samstag sowie das Hauptrennen am folgenden Tag auf hervorragenden Tribünenplätzen, direkt gegenüber dem berühmten Casino.

Motorsport-Fans aufgepasst: Mit dieser VIP-Reise geht ein Traum in Erfüllung. Nach dem Abendessen und der ersten Nacht im 4-Sterne-Hotel in Nizza geht es am nächsten Morgen direkt zum legendären Stadtkurs Circuit de Monaco. Die Rennstrecke schlängelt sich durch die schmalen Gassen von Monte Carlo und entlang der Hafenvorderfront. Auf dem anspruchsvollen Parcours findet das wohl spektakulärste Rennen des Formel-1-Zirkus statt.

Wer schafft es auf die Pole-Position? Wir erleben den Wettkampf im mystischen Golden Square von Monte Carlo. Die einzigartige Lage bietet einen atemberaubenden Blick auf die Place du Casino mit der berühmten Massenet-Kurve. Sie ist eine der schnellsten Kurven auf der Rennstrecke: Mit bis zu 150 km/h sausen die Fahrer hier vorbei.

Am nächsten Tag schlägt das Herz noch höher: Die Boliden starten zum Hauptrennen. Selbstverständlich sind wir schon deutlich

früher an der Rennstrecke und geniessen die knisternde Atmosphäre der Formel-1-Kulisse. Um 15.10 Uhr ist es so weit: Die roten Lampen erlöschen, es erwarten uns 78 Runden mit einer Streckenlänge von 3,34 Kilometern inklusive neunzehn Kurven.

Am letzten Reisetag haben wir die Möglichkeit, Nizzas bezaubernde Altstadt mit dem mediterranen Flair auf eigene Faust zu erkunden.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Grosser Preis von Monaco»

Reisetermin:

26. bis 29. Mai 2023
(Pfingstweekende)

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Nizza–Zürich
- Luftverkehrssteuer, Flughafen- und Sicherheitsgebühren
- Transfers
- 3 Übernachtungen mit Frühstück im «Best Western Plus Hotel Masséna», Nizza
- Tribüne-B-Tickets an zwei Tagen (Qualifikation und Rennen)
- 1 Abendessen im Hotel
- Fahrt nach Monaco und zurück

Preis (pro Person im Doppelzimmer):

Mit *Weltwoche*-Abonnement: Fr. 3800.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 4100.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 800.–
Ermässigung bei Eigenanreise: Fr. 300.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon +41 91 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Liebe Mattea Meyer, lieber Cédric Wermuth

Sie wollen Frauen fördern, aber mit Ihrem Schnellschuss in Sachen Ersatzwahl für Simonetta Sommaruga haben Sie gleich ein halbes Dutzend Frauen im Welschland abgeschossen. Sie beschlossen, mit einem Ticket von zwei Frauen in die Wahl zu steigen. Dass Sie damit neben verdienten Männern ausgerechnet verdiente Frauen ihrer Partei für längere Zeit aus dem Rennen nehmen, haben Sie schlicht nicht bedacht. Es ist immer das Gleiche: Niemand denkt in Zürich an die Auswirkungen in der Westschweiz.

Das wird auch von den Kommentatoren völlig übersehen: Das reine Frauenticket der SP-Spitze ist eine steile Vorlage für den Gewerkschaftsboss Pierre-Yves Maillard, als Nachfolger für Alain Berset nachzurücken, sobald dieser zurücktritt.

Maillard ist gut, aber die zahlreichen welschen Frauen mit Parlaments- und Regierungserfahrung, die ihm den Einzug in die Landes-



Seltame Frauenförderung:
SP-Chefs Meyer (l.) und Wermuth.

regierung streitig machen könnten, dürfen jetzt schon in die Sterne gucken. Eine Wahl des topqualifizierten Zürchers Daniel Jositsch hätte den exzellenten SP-Frauen wie Rebecca Ruiz, Nuria Gorrite und Elisabeth Baume-Schneider die Tür zum Bundesrat geöffnet. Das haben Sie nun präventiv verhindert, einfach so.

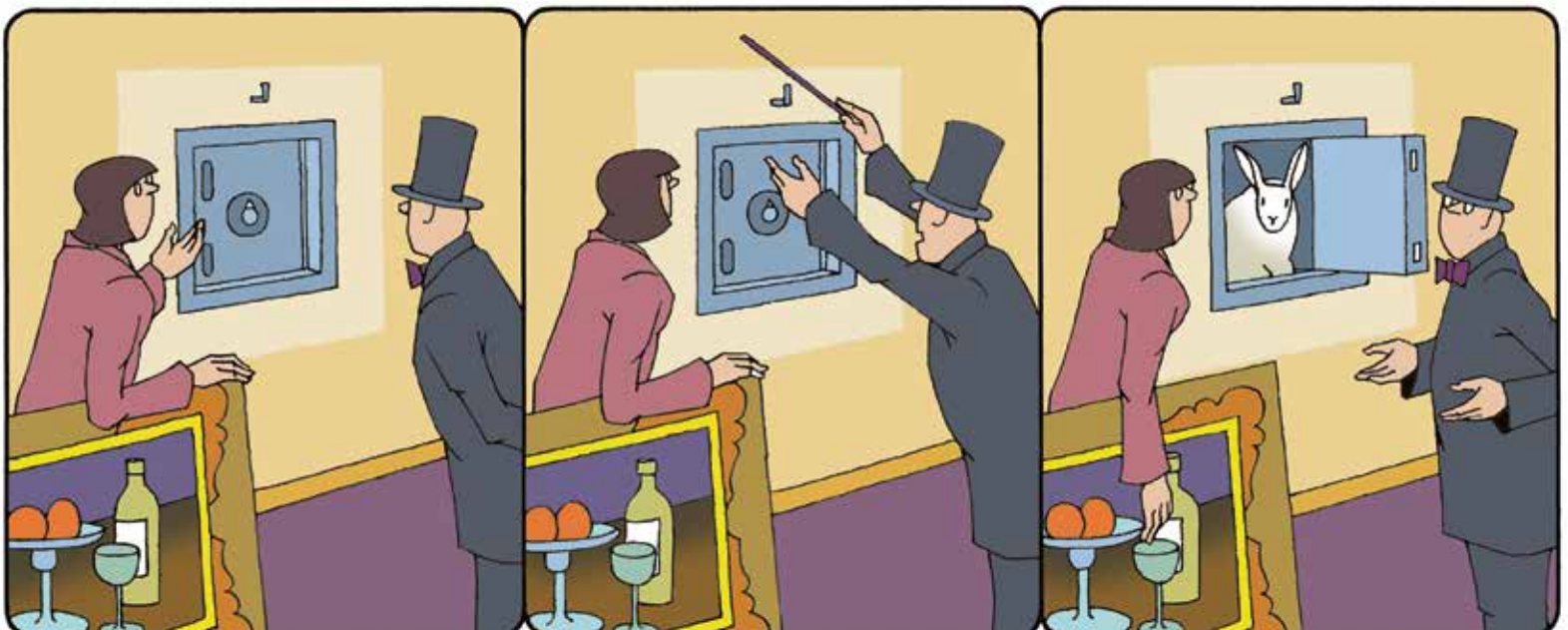
Das ist eine seltsame Frauenförderung! Abgesehen davon, dass Sie die Männer diskriminieren, die einfach den Kopf einziehen, mit einer Ausnahme, entlarven Sie sich als recht machtbewusstes Duo, das offenbar das Gefühl hat, mit höherem strategischem Geschick gesegnet zu sein und zu wissen, was für die Partei gut und richtig ist. Ohne weitere Konsultationen.

Sie haben sich offenbar nur gegenseitig konsultiert und herausgefunden, dass Sie gleicher Meinung sind. Etwas anderes darf's ja bei einem Zweierticket gar nicht geben.

Nun, Sie verhindern einen starken Mann wie Jositsch und öffnen damit die Tür für einen starken Mann aus der Westschweiz. Machiavelli hätte es nicht besser gemacht.

*Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler*

BARTAK



TAGEBUCH

Barbara Böhi



Manchmal staune ich, wie einfach ich meinen Schönheitsschlaf aufgegeben habe. Anstatt, wie es sich für eine Sopranistin gehört, bis um neun Uhr auszuschlafen, stehe ich seit der Pandemie mehrmals pro Woche mit Leichtigkeit um Viertel vor sieben auf. Weshalb? Weil Hunderte Singfreudige darauf warten, mit mir ihre Singstimmen aufzuwärmen und gemeinsam zu singen.

Die Pandemie hat mein Berufsleben als Sopranistin und Gesangspädagogin auf den Kopf gestellt. Im Lockdown verstummte die ganze Chorlandschaft Schweiz auf einen Schlag. Meine Sängerfreundin Julia Schiwowa und ich heckten in der Not die Idee aus, täglich um 9 Uhr live auf Youtube wenigstens ein Einsingen zu streamen. Wer Zugang zu Youtube hat, kann unser Einsingen einfach aufrufen und live mitmachen. Wir streuten unser Vorhaben in unserem Netzwerk mit dem Ziel, nach zwei Wochen vielleicht zehn, zwanzig Personen zu begeistern. Doch nach zwei Wochen waren es über 1700!

Die Situation war unwirklich und gleichzeitig berauschend: Ich stehe zu Hause vor einer Kamera, breite die Arme aus, singe, und gleichzeitig tun Tausende genau das Gleiche. In dieser halben Stunde wird nicht nur die Stimme aufgewärmt, sondern auch die Seele. Wir erhielten viele Rückmeldungen: «Ich weiss nicht, wie ich ohne euch die Pandemie überstanden hätte», «Ihr habt mich durch die Pandemie getragen» und «Ihr seid das einzig Gute, das die Pandemie hervorgebracht hat».

Am 17. Dezember 2022 wird das 1000. Einsingen ausgestrahlt. Und darauf bin ich stolz. Denn es gab so viele technische Hürden zu be-

wältigen, und oft war es ein Wunder, dass wir den Stream über die Bühne brachten. Täglich muss ein Live-Video mit neuen Einsingübungen, abwechslungsreichen Atemübungen und zum Wochenthema passenden Liedern vorbereitet und gestreamt werden. Das schafften wir nur mit einer Erweiterung des Teams. Singprofis wie Benjamin Berweger, Daniel Pérez, Sarah Widmer,

*Die Stimmung war unglaublich.
Beim Schreiben dieser Zeilen
bekomme ich wieder Gänsehaut.*

Jale Papila und Nadja Räss, die Jodlerin, haben es möglich gemacht, dass das «Einsingen um 9» täglich mit neuen Ideen aufwarten kann.

Wenn man gegen neun Uhr unser Einsingen aufruft, kann man im Chat lesen, welche Singfreudigen bereits da sind: «Hallo, guten Morgen, bin ich der Erste?», «Nein, bin auch schon da, war schon spazieren», «Mörgeli zusammen, ich freue mich aufs Singen – Spazieren am Morgen ist nichts für mich».

Wie sich eine solche Community bilden konnte, obwohl man sich persönlich nicht begegnet, ist für mich ein Wunder. Bald stellte ich zu meinem Erstaunen fest, dass die Menschen auf virtuellem Weg stimmliche Fortschritte machten. Sie berichten davon, dass sie dank dieser täglichen halben Stunde ihre Singstimme wiedergefunden und Covid-Folgen überwunden haben oder sich nun in einen Chor wagen – wunderbar! Vor allem Menschen in der zweiten Lebenshälfte nutzen unser Angebot. Sie haben gelernt, mit dem Computer umzugehen, was nun nützlich ist.

Es war noch mitten im Lockdown, an Chorproben war noch nicht zu denken, da wurde

aus der Einsinggemeinschaft der Wunsch geäussert, sich einmal in der Realität zu treffen und zusammen zu singen.

Mit einigem Mut haben wir das Volkshaus zu einem Zeitpunkt gemietet, als überhaupt nicht klar war, ob die Pandemiebestimmungen ein solch riesiges Konzert mit singenden Menschen zulassen würden. Unser Mut wurde belohnt: Im Mai 2022 strömten 750 Menschen ins Volkshaus Zürich. Wir leiteten unser Publikum von der Bühne aus an und hatten vor uns den grössten Chor der Schweiz. Die Stimmung war unglaublich. Beim Schreiben dieser Zeilen bekomme ich wieder Gänsehaut.

Dieses Erlebnis wollen wir wiederholen. Bereits stecken wir mitten in den Vorbereitungen für «Das grosse Weihnachts-singen», ein Konzert zum Mitsingen oder Zuhören. Alle sind willkommen, ob aus *Gwunder* oder um zu singen. Am 3. Dezember wird sich die Kirche am Stauffacher in Zürich füllen, es werden klassische, traditionelle, aber auch jazzige Lieder gesungen – umrahmt von Trompete, Klavier und Orgel.

Während der ganzen Covid-Krise war das «Einsingen um 9» in jeder Hinsicht ein pandemiefreier Raum. Konflikte rund um Schutzmassnahmen oder Impfung waren kein Thema. In der Gesellschaft wurde von Spaltung gesprochen, wir sangen jeden Tag dagegen an. Und wir tun das weiter, Tag für Tag. Dafür stehe ich gerne früh auf.

Barbara Böhi, Konzertsängerin und Gesangspädagogin, ist Initiatorin von «Einsingen um 9» auf Youtube. www.einsingen-um-9.ch. Mitsing-/Zuhörkonzert am 3. Dezember, 17 Uhr, Kirche St. Jakob, Stauffacher, Zürich.

Jositschs Selbstdemontage

SP-Ständerat Daniel Jositsch will in den Bundesrat.

Selten hat sich ein Politiker selber so entzaubert wie der Zürcher Rechtsprofessor.

Dienstag, 8. November, Bundeshaus, Zimmer 1, Daniel Jositsch steht am Rednerpult, eine Reihe Mikrofone sind vor ihm aufgebaut, und der Zürcher Ständerat bestätigt nun, was er bereits dem *Tages-Anzeiger* anvertraute. Er könne heute mitteilen, dass er für die Sommaruga-Nachfolge kandidieren werde. «Ich tue das heute gewissermassen offiziell, indem ich meine Kandidatur ankündige.» Es sei sein Ziel, von der Fraktion nominiert zu werden. Jositsch ist zugleich der erste Anwärter, der seine Ambitionen auf die Sommaruga-Nachfolge offenlegt. Doch auf ihn hat die SP-Spitze nicht gewartet.

Eine ganze Generation im Abseits

Im Gegenteil: Sie hat gleich nach der überraschenden Rücktrittsankündigung Sommarugas verkündet, dass nur Frauen als Bewerberinnen in Frage kämen. Dabei müsste nach der bisherigen, ungeschriebenen partei-internen Regelung auf die Bernerin jetzt ein SP-Vertreter aus der Deutschschweiz folgen.

Aber die Parteispitze hat sich ihre eigenen Gesetze zurechtgebogen, weil die Genossen es nicht ertragen, eine Zeitlang von zwei Männern im Bundesrat vertreten zu werden.

Wenn auf Sommaruga eine Deutschschweizerin folgt – damit ist zu rechnen –, kommt bei der Ablösung für Alain Berset mit hoher Wahrscheinlichkeit ein SP-Mann aus der Romandie zum Zuge – sofern die Partei ihre zwei Sitze tatsächlich halten kann.

Damit drohen einer ganzen Generation von SP-Politikern aus der deutschsprachigen Schweiz die Felle davonzuschwimmen. Einer unter ihnen ist Ständerat Jositsch. Natürlich sagt er jetzt, es gehe ihm ums Prinzip. Dass Männer von einer Kandidatur ausgeschlossen würden, sei nicht in Ordnung. Er handle aus Überzeugung, auch wenn das viele nicht gut fänden. Aber man müsse in der Politik auch einmal hinstehen, wenn es nicht ganz so angenehm sei.

Irgendwie muss der Zürcher seinen fulminanten Antritt der jüngsten Zeit ja auch be-



Elitär und autoritär:
Politiker Jositsch.

gründen. In den vergangenen Tagen hat man allerdings nicht den Eindruck gewonnen, dass es dem Zürcher Rechtsprofessor nur ums Prinzip gehe. Er wirkte eher so, als sei sein grosser Lebenstraum geplatzt. Gab es sonst noch je

Hätte einer wie Jositsch nicht über der Sache stehen müssen, statt sich solche Blößen zu geben?

einen Parlamentarier, der mit solcher Verve in den Bundesrat drängte? Über Pascal Couchepin (FDP), der immer ungeduldiger darauf wartete, den Waadtländer Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz endlich beerben zu können, gibt es auch eine entsprechende Geschichte. So wird von Delamuraz, der im Amt an Krebs erkrankte, folgender Spruch überliefert: Es gebe zwei Personen, die sich ständig nach seiner Gesundheit erkundigen würden; eine sei sein Arzt, die andere Pascal Couchepin. Der Walliser verkündete seine Ambitionen aber trotzdem nicht täglich

auf allen Kanälen, wie Jositsch dies in der vergangenen Woche tat.

Er will unbedingt zum Spiel zugelassen werden, auf Teufel komm raus. Es ist schon ein bemerkenswerter Akt der Selbstdemontage, die Jositsch dem Publikum vorführt. Es ist die Entzauberung eines in Bern elitär und autoritär auftretenden SP-Vertreters in Eigenregie, eines Politikers, der sich schon immer für ein bisschen klüger hielt als den Rest der Bevölkerung, der aber nun wie ein Dreikäsehoch schreit, man solle ihn doch bitte mitspielen lassen.

Begnadeter Pöstchenjäger

Natürlich wusste man, dass Jositsch auch andere Seiten hat. Wie käme er sonst dazu, seine Affäre mit der früheren SP-Nationalrätin, die inzwischen zu den Grünliberalen wechselte, farbenprächtig von einer Boulevardzeitung ins Bild setzen zu lassen?

Dann gibt es auch dieses Image von ihm als Pöstchenjäger. Jositsch bringt es auf eine stattliche Anzahl von lukrativen Nebeneinkünften, zum Beispiel als Präsident des Verwaltungsrates der Hochschule für Wirtschaft Zürich oder als Präsident des Kaufmännischen Verbandes Schweiz. Daneben ist er Professor für Strafrecht sowie Ständerat. Die *Büezer*, die Jositsch politisch vertritt, können von den Einkünften, die der Zürcher aus seiner Vielzahl von Mandaten generiert, nur träumen.

Nun steht er auch noch da als berechnender Karrierist, der offenbar seine gesamte politische Laufbahn auf das Fernziel Bundesrat ausgerichtet hat. Hätte einer wie Jositsch nicht über der Sache stehen müssen, statt sich solche Blößen zu geben?

Zu alledem gibt es noch einen anderen pikanten Aspekt: Die Tatsache, dass Jositsch seine Ambitionen für den Bundesrat anmeldet, nachdem sein Fakultätskollege Hans-Ueli Vogt bereits für die Nachfolge von SVP-Bundesrat Ueli Maurer ins Rennen gestiegen ist, könnte man ihm obendrauf auch noch als schlechten Stil auslegen. Er, der doch gerade auf diesen jeweils so viel Wert gelegt hat.



Verrat am Weiblichen.

Strippenziehern beiderlei Geschlechts mindestens halb bewusst sein. Die Abwertung ist aber insgesamt eher uninteressant, weil ein Mann, sofern er diesen Namen nicht nur in biologischer Hinsicht verdient, sich davon nicht in seinem Selbstverständnis irritieren lässt: Die Hunde sollen bellen.

Denken und Fühlen

Hingegen gilt es, die vorgebliche Aufwertung der Frau durch eine Neuzeichnung ihrer Rolle endlich genauer zu betrachten. Mit dem Alibi der Gerechtigkeit tarnt sich hier nämlich ein schrecklicher Zerstörungsversuch.

Unserer körperlichen Verfassung nach sind wir Männer und Frauen. Das manifestiert sich nicht nur aussen sichtbar (in den Geschlechtsmerkmalen und der Anatomie), vielmehr sind wir ganz vom einen oder andern Geschlecht durchwirkt. Physiologisch ist das etwa feststellbar in unterschiedlichen hormonellen Systemen und den Chromosomen. Das sollte die Differenz gerade für den Materialisten hinreichend klar machen, für den Denken und Fühlen ja bloss Nebenprodukte der Körperfunktionen sind.

Um auf das ganz Elementare hinzuweisen: An der Rollenverteilung beim Zeugen von Kindern lässt sich bei allem woken Wahngeschrei nicht rütteln.

Die Seele wiederum hat ihre eigene geschlechtliche Struktur. Und nur weil diese fürs Auge unsichtbar sein mag, ist sie doch keineswegs diffus oder beliebig. So erklärte der grosse Schweizer Psychiater C.G. Jung (1875–1961): Der

Mit dem Alibi der Gerechtigkeit tarnt sich hier ein schrecklicher Zerstörungsversuch.

«Komplementaritätscharakter der Seele betrifft auch den Geschlechtscharakter», und er ordnete dem Mann einen weiblichen Seelenanteil zu, Anima genannt, und umgekehrt der Frau einen männlichen, den Animus. Demgemäss habe «der Mensch seit undenklichen Zeiten in seinen Mythen immer die Idee der Koexistenz eines Männlichen und Weiblichen in demselben Körper ausgedrückt». Vielleicht kann man es so sagen: Im äusseren, stofflichen Kosmos tritt

uns das andere Geschlecht von aussen gegenüber, fremd und immer wieder rätselhaft. Im inneren, psychologischen Kosmos findet das Äussere seine Spiegelung, das heisst, hier zeigt sich in jedem Menschen sowohl Männliches wie auch Weibliches. So können offensichtlich auch manche Frauen gut rückwärts einparken, und manchen Vätern fällt es leichter, dem Kind umsorgende Zuneigung zu schenken, als den Müttern.

Weiblichkeit als Schwäche

Umreissen könnte man die (seelisch) männlichen Qualitäten in einem ersten Übertitel mit Stichworten wie: Raum ergreifen, Pionierhaftigkeit, entdecken, Aggression, Aktivität; die (seelisch) weiblichen mit: empfangen, bewahren, kultivieren, leben lassen, hinnehmen, Passivität.

Wem Letzteres zu wenig spektakulär und damit diskriminierend vorkommt, der soll sich an die Worte Theodor Haeckers (1879–1945) erinnern, Mentor der Geschwister Scholl und einer der klarsten, nein, schönsten Geister des 20. Jahrhunderts: «Worinnen einer gross ist, darin ist er sowohl Weib als auch Mann und

mehr Weib als Mann, denn die grösste und heiligste Kreatur ist ein Weib. Worin einer gross ist und schöpferisch, darin ist er zu allererst «empfänglich» ohne Grenzen, und seine Reinheit ist nicht, nicht zu empfangen, sondern im Gegenteil, alles, was nur zu empfangen ist, zu empfangen.»

Um das in diesem Sinne noch einmal besonders zu betonen: Gerade auch jeder grosse Mann muss über beträchtliche weibliche Qualitäten verfügen – die Kreativität des Künstlers, Forschers, Erfinders, sogar Herrschers ist abhängig von der entsprechenden Weichheit, Empfänglichkeit und Offenheit.

Und umgekehrt haben eben Frauen auch einen männlichen Anteil: Deshalb können sie sich auch, ohne eine grosse Schwelle zu überschreiten, mit den – traditionsmässig männ-

Es ist eine Attacke auf das Empfangende und damit auf die Geschöpflichkeit selbst.

lichen – Helden, Rittern und Machern in Romanen, Theaterstücken und Filmen identifizieren und die erzählte Handlung innerlich mit durchleben; dieses Mit-Durchleben findet ja seelisch statt, nicht körperlich.

Was bedeutet nun das modische Abfeiern der «starken Frau»? Wohin führt diese Neudefinierung der Geschlechterrollen?

Stundentarif für die Liebe

Wird die Frau tatsächlich aufgewertet, indem sie zum besseren Mann umerklärt wird? Dies vermeint die von der Propaganda verführte Sicht – die bestürzenderweise fast universelle Verbreitung gefunden hat. Sie ist aber nicht nur sehr oberflächlich, sondern völlig verfehlt. Denn dadurch wird der Wert der Frau ja gerade davon abhängig gemacht, ob und zu welchem Grad sie von männlichen Qualitäten bestimmt ist. In Wirklichkeit wird also nicht die Frau aufgewertet, sondern das Weibliche abgewertet!

Dieser Auffassung nach, die uns seit vielen Jahren zuerst schleichend, zunehmend aber immer offensiver eingetrichtert wird, ist alles wirklich Weibliche als Schwäche, Unterdrücktheit, Wehrlosigkeit, Opfertum, Lahmheit zu verstehen. Das Weibliche, so sollen wir glauben, verdient unsere Ächtung. Davon aber sind alle betroffen: nicht bloss Frauen, sondern auch Männer und die Gesellschaft als Ganzes. Wenn nämlich nur noch das Männliche zählt, bedeutet das einen Generalangriff auf alles, was nicht im Dienst des Eroberns, Anpackens, Ergreifens, Steuerns, Bewältigens steht – kurz: was nicht in den Bereich menschlicher Machbarkeit fällt.

Das ist etwa die Unternehmung, alle und jeden in die Verwertbarkeit von Staat und Wirtschaft zu ziehen, wo sie unter konstantem Druck ihre Nützlichkeit beweisen müssen: Hier zählt

Selbstbehauptung unter Einsatz des Ellbogens – der Mensch wird ausschliesslich als Arbeitskraft gedacht. Unnützlich hingegen sind Kinder und Alte, sie werden in Krippen und Pflegeheimen verwaltet – wobei «Care-Arbeit» überhaupt als «Gratarbeit» denunziert wird; man möchte also der umsorgenden Liebe einen Stundentarif verpassen. Dafür übernimmt der Staat die Funktion einer Übermutter, deren Liebe allerdings zu genau organisierten und kontrollierten bürokratischen Gesten erkaltet ist.

Es ist die Unfähigkeit, überhaupt etwas geschehen zu lassen: Man hat einen Lebensplan, einen Karriereplan (der in seiner Ausführung zum Curriculum Vitae erstarrt), betreibt Familienplanung – bei der immer öfter künstliche, also der Verfügungsgewalt unterstehende Methoden zur Anwendung kommen. Das fängt bei der männlichen Potenz an, die ja nicht dem Willen untersteht, sondern zugelassen werden muss, also paradoxerweise eine weibliche Schlagseite hat – aber hier hilft die Pharmaindustrie.

Es ist der Untergang von Höflichkeit und Galanterie, wenn sich überall Durchsetzungswille und Durchsetzungswille gegenüberstehen und jedes Verzicht auf Vorrang als Unterwerfungsgeste gelesen werden muss.

Es ist das Triumphieren des Harten über das Weiche wie in der üblen Formel vom «gesunden Egoismus»; als befänden wir uns im Dschungel, wird das «Überleben des Stärksten» zelebriert, unterstützt noch vom Alibi, damit werde die Evolution vorwärtsgetrieben. Es ist eine Attacke auf das Empfangende an sich und damit im Extrem auch auf die Geschöpflichkeit selbst; übersteigertes Beispiel hierfür sind die Versuche im Transhumanismus, den Menschen genetisch vor der Geburt neu zu gestalten und, davon träumt das Silicon Valley, den Tod mit technischen Mitteln zu überwinden – diese Versuche entspringen wohl einem tiefen Aufbegehren dagegen, bloss Empfänger des Lebens zu sein, nicht Selbstentstandene.

Legitimation der Selbstsucht

Aber die Verteilung des Schadens durch den Verrat am Weiblichen ist letztlich eben doch keine gleichmässige: Es sind die Frauen, die besonders darunter zu leiden haben. Sie sind ja trotz allem, sagen wir es übermässig diplomatisch, in ausgesuchter Weise körperliche und seelische Hauptträger des Weiblichen. Das Bedürfnis, das Frausein auch durch die Verwirklichung von weiblichen Eigenschaften zu entfalten, wie sie zunächst in tradierten Formen vermittelt werden, mag in ganz unterschiedlicher Ausprägung auftreten, aber warum soll es nicht legitim sein?

Hier aber werden unter gehässiger Kritik alle Vorbilder erstickt – die Frau wird aus ihrer Rolle gedrängt. Komprimiert ausgedrückt ist die destruktive Lehrmeinung im Buchtitel des Best-

sellers «Gute Mädchen kommen in den Himmel, böse überall hin»; darin steckt eben nicht nur die fragwürdige Legitimation der Selbstsucht, sondern wiederum auch die Abstufung des Weiblichen. Eine weibliche Frau zu sein, bedeutet aber, die eigene Abhängigkeit anzuerkennen – die doch allerdings keine einseitige, sondern eine wechselseitige ist.

Wir können aber auch alle Analysen von Mensch und Gesellschaft beiseitelassen und schlicht feststellen, dass der Hass auf das Weibliche ja selber schon hässlich ist. Das allein sollte genügen, um ihn zurückzuweisen.

Es droht Identitätsverlust

Aber wird mit dem hier Gesagten nicht etwa das Weibliche doch zurück in eine Position der Schwäche zurückgedrängt – und damit auf Schleichwegen auch die Frau selbst? Natürlich nicht.

Vielmehr muss es darum gehen, ein Bewusstsein dafür zurückzugewinnen, dass die Stärke des Weiblichen woanders zu finden ist als darin, eine notdürftige und grössenwahnsinnige Kopie des Männlichen zu sein. Es liegt nämlich eine ungeheure Herausforderung darin, sich hinzugeben, ohne sich zu verlieren, sich zu öffnen, ohne sich überrennen zu lassen, etwas aufzunehmen, ohne sich vor dessen Gewicht erdrücken zu lassen, also eben: weiblich zu sein. In der extremsten Form stellt sich diese Herausforderung natürlich in der geschlechtlichen Vereinigung, die ja für den weiblichen Körper und die weibliche Seele ein ungeheures Wagnis bedeutet.

Sie zeigt sich aber zum Beispiel auch in der Hingabe an eine Idee: Wer hier schwach ist, wird Untertan von Vorstellungen, also Fanatiker und Ideologe; oder in der Öffnung zum Fremden hin: Hier droht allenfalls der Identitätsverlust, wenn Förderliches und Schädliches nicht unterschieden werden; oder in Freundschaftsbeziehungen, wo ein Übergewicht beim Aufnehmen parasitär wird, indem der andere den Lebensersatz darstellt. Sie zeigt sich besonders in der Treue, darin nämlich, eine Verbindung im Herzen zu bewahren und zu hegen (auch bei widrigen Umständen und auch in Abwesenheit des Du, dem die Treue gilt).

Gefragt ist hier eine umfassende Versöhnung mit allem, was verzerrt als «Schwäche» dargestellt wird und dabei doch die Hälfte des Daseins ausmacht, mit jener Seelenhälfte, die sich selber als bedingt, unvollständig und in gewisser Masse sogar als ausgeliefert akzeptiert – und genau damit die grösste Fruchtbarkeit erlangt.

Maurus Federspiel ist Schriftsteller. Er lebt in Zürich. Zuletzt erschien von ihm «Die Vollendung» (Hollitzer, 2018).

WELTWOCHEN daily



Über 100 000 Abonnenten! Wir sagen danke. Und bleiben gut gelaunt.

- Über 1 Million Zuschauer im Monat Oktober
- Über 100 000 Follower auf Youtube
- Über 3,3 Millionen Views pro Monat auf Website, App und Youtube

Schauen Sie «Weltwoche daily»:
jeden Montag bis Freitag ab 6.30 Uhr
auf www.weltwoche.ch oder
auf der **Weltwoche-App**



Leben als Text und Kommentar

Irgendwann sind die grossen Linien unabänderlich gezeichnet, hineingefräst in den Lebensweg.



Gebadet in der Ruhe des postsaisonalen Griechenland.

Von Schopenhauer stammt der Satz, von dem ich immer noch nicht weiss, ob sich in ihm ein existenzielles Drama verbirgt – dass die ersten fünfzig Jahre eines Lebens Text seien und der Rest Kommentar. Dass ein Mensch also die ersten fünfzig Jahre seines Lebens seine Geschichte schreibt und die restlichen damit zubringt, sie sich immer wieder zu erzählen. Dass Schopenhauer sich nicht verphilosophiert hat, scheint klar, wenngleich die Kommentarphase – weil wir alle älter werden als zu seinen Zeiten – sich nach hinten verlagert hat.

Irgendwann sind die grossen Linien unabänderlich gezeichnet, hineingefräst in den Lebensweg, man sagt dann oft, dass man eben der sei, der man ist, geworden ist, unfähig, sich noch gross zu verändern, eingezwängt im Korsett des eigenen Seins. Der Satz kam mir in den Sinn, als ich vor ein paar Tagen zum letzten Mal dieses Jahr wohl die Sonne bei ihrem Untergang ins Meer begleitet hatte. Ich trank Weisswein, das dritte Glas schon, um eine kleine Mauer gegen die inneren Fluten einer leichten Schwermut zu errichten; nichts Dramatisches, nur das übliche Partir-c'est-toujours-mourir-un-peu-Ding.

Zwei Wochen war ich hier an den Gestaden des Peloponnes, ich war ein Tagedieb, hab erfolgreich Zeit gestohlen in diesem kleinen Sommer, der nochmals war, hab mich ein wenig in Schuss gebracht, war schwimmen und auf den stillen Pfaden am Fusse des Tay-

getos-Gebirges laufen, ich habe gebadet in der Ruhe des postsaisonalen Griechenland, ich sass auf Stühlen, auf der Erde, unter Bäumen, dem Himmel mit nichts als der eigenen Existenz als Arbeit.

Und ich habe an einer längeren Geschichte über Playboys getippt, die vielleicht mal ein Roman wird, es ist noch nicht ganz klar. Mag sein, dass ich zu lange zugewartet habe mit dem Schreiben, dass ich hätte anfangen sollen, als der Playboy noch Text und noch nicht Kommentar war. Als ich mir zumindest eingebildet hatte, auch ein kleiner Playboy zu sein, einfach einer mit viel weniger Frauen, viel weniger Geld, einem Mittelklassewagen und gelegentlichen Ausbrüchen aus der kleinen Wohnung in die grossen Hotels und Bars in St. Moritz und St-Tropez.

Ich hatte damals, als das Leben noch Text war, nicht das getan, was die Grundvoraussetzung für einen Mann ist, der gerne ein klein wenig Playboy wäre, nämlich alles auf eine Karte zu setzen, *death or glory*, richtig leben oder richtig sterben. Beides wäre nicht einfach gewesen. Zum Leben hätte ich eine richtig reiche Frau gebraucht, eine Erbin eines Imperiums, weil ich aus dem gehobenen Kleinbürgertum stamme und weil ich gar kein Talent zum Reichwerden besitze. Und zum Sterben hätte ich einen Ferrari gebraucht, dem einzigen standesgemässen Sarg eines Playboys, wie Gunter Sachs sagte, weil neun von zehn Playboys, unter ihnen auch Porfirio Ru-

birosa, der unsterbliche König der Playboys, in einem Ferrari in den Himmel oder die Hölle rasten.

So dachte ich vor ein paar Jahren, dass ich über Playboys schreiben werde, wenn ich ihn schon nicht leben konnte oder nur als kümmerliche und provinzielle Version, weil Schreiben beides sein kann; Text und Kommentar. Wobei ich mich auch beim Schreiben ertappe, dass ich thematisch stets auf denselben Strassen unterwegs bin. In meiner kleinen Welt eben.

Jetzt gerade tuckert ein kleines Fischerboot vorbei, fährt hinaus, um die Netze zu setzen, der Fischer sitzt hinten am Ruder, auf dem Weg zu jenem Fleckchen Meer, an dem er Fische vermutet und auf Glück hofft. Es ist mir nicht klar, weswegen der Anblick von Fischerbooten mich jeweils zum komplett Sehnsüchtigen werden lässt. Vor Jahren, Jahrzehnten schon, war ich einst mit einem griechischen Fischer auf dem Meer, morgens, die Netze einholen, und ich verfiel mir selbst in einem Netz und überlegte ernsthaft, ob ich Fischer werden könnte oder sein könnte, wenn sich die romantische Adaption irgendwann in der Realität verwässert hätte. Ich weiss es nicht.

Und ich erzähle mir den alten Text erneut, durchaus mit einem Hauch von Bedauern, und ich klammere mich fest an der Erinnerung und tränke sie neu mit Leben. Das ist kein Drama, das ist nicht traurig. Es ist nur das Leben.

PERSONENKONTROLLE

Keller-Sutter, Jenny, von Karajan, Blatter, Lienhard, Tschanz, Donatz, Biellmann, Wobmann, von Wartburg, Putin, Scholz



Ewiges Eis: Sportlerin Biellmann.



Friedenstaube: SVP-Politiker Wobmann.

Karin Keller-Sutter, Unheilsbotin, kündigt weiteres Unheil an. In einem Interview mit der NZZ teilt sie mit, dass der Migrationsdruck auf die Schweiz in den kommenden Jahren nicht geringer werde. Die Bevölkerungszahlen in Afrika könnten sich bis 2050 verdoppeln. Viele junge Leute aus diesen Ländern wollten dorthin ziehen, wo es Wohlstand und Demokratie gibt – also nach Europa. Gut, aber wann bekommen wir von ihr zu hören, wie sie den Zustrom in unser Land aus Afrika und anderen Armenhäusern stoppen will? (*hmo*)

Christian Jott Jenny, der Jüngermacher. Als Tenor hat er eine grosse Fan-Gemeinde, als Gemeindepräsident von St. Moritz wurde er wiedergewählt. Am Seniorentag im grossen Saal des Hotels «Reine Victoria» festigte er seine Popularität. Wo einst schon **Herbert von Karajan** aufgetreten war, gaben sich am Dienstag unter den 200 Gästen der langjährige Fifa-Präsident **Sepp Blatter**, Bandleader **Pepe Lienhard** und Kommunikations-Ikone **Beatrice Tschanz** die Ehre. Im Gedenken an den Anfang Jahr verstorbenen Engadiner Starkoch **Jacky Donatz** wurde Siedfleisch mit Karotten aufgetischt. Sepp Blatter hatte die passenden Worte parat: «Nimm dir Zeit für deine Freunde, sonst nimmst die Zeit dir deine Freunde.» (*tre*)

Denise Biellmann, Eiskunstlauf-Königin, veröffentlicht zu ihrem 60. Geburtstag (12. Dezember 2022) ihre erste Biografie. Die Laufbahn der Zürcherin ist einzigartig: Biellmann gewann mit sieben Jahren ihren ersten internationalen Wettkampf, mit elf Jahren wurde sie Schweizer Juniorenmeisterin. Mit vierzehn Jahren errang sie bei ihrer ersten Teilnahme an der Europameisterschaft bereits die Silbermedaille in der Kür. 1980 wurde sie Kür-Olympiasiegerin,

1981 Europameisterin in Innsbruck und dann Weltmeisterin in Hartford. Biellmanns Credo: «Meine Schlittschuhe behandle ich wie ein Schmuckstück, das ich immer in einem speziellen Koffer bei mir trage. Ein Geiger lässt seine Stradivari ja auch nicht aus den Augen.» (*ah*)

Walter Wobmann, Unparteiischer, hat eine neue, grosse Aufgabe. Der Solothurner SVP-Nationalrat, der 2023 zurücktritt, lancierte diese Woche als Präsident des Initiativkomitees das Volksbegehren zur «Wahrung der schweizerischen Neutralität». Der gewiefte Fuchs, der bereits dem Burka- und Minarett-Begehren zum Erfolg verhalf, verzichtete bei seinem Auftritt auf jeden Bezug zu seiner Gruppierung. Kein *Sünneli*, dafür eine Schweiz mit einer Friedenstaube zierte die Einladung und die Unterlagen. Die Strategie: Wenn das Projekt reüssieren soll, muss es unabhängig von Parteigrenzen auf Zustimmung zählen können. Oder in den Worten von Historiker **Wolfgang von Wartburg**: «Es muss einen Ort auf der Welt geben, der ausschliesslich dem Frieden dient.» (*odm*)

Wladimir Putin, Verkäufer, kann sich die Hände reiben. Russlands Gasexporte durch Pipelines mögen eingebrochen sein. Aber der Verkauf von russischem Flüssiggas geht durch die Decke: plus 46 Prozent im Vergleich zum Vorjahr. Verschwiegene Hauptabnehmer sind Frankreich, Spanien, Belgien und die Niederlande. (*ky*)

Olaf Scholz, Leisetreter, hat endlich Stellung zu kriminellen Klimaaktivisten bezogen, die Strassen blockieren. Der deutsche Kanzler blieb gewohnt betulich und samtpfötig. Er halte diese Aktionen für «keinen guten Einfall», meinte er. Da werden die Klima-Kriminellen aber zittern. (*ky*)



INSIDE WASHINGTON

Medien schauen wohlwollend weg

Star-Moderatorin Megyn Kelly («NBC's Today») hat einen Rat für die Kollegen von der *New York Times*: «Werdet erwachsen und macht euren Job.» Die erfahrene Journalistin, die täglich einen zweistündigen Podcast moderiert, twitterte ihre Wut darüber, dass das linke Leitmedium ihr – ebenso wie anderen konservativen Politikern und Journalisten – vorwirft, «Fehlinformationen» über den Angriff auf den Ehemann von Parlamentspräsidentin Nancy Pelosi zu verbreiten. Am Wochenende veröffentlichte die *Times* ein Dossier über prominente rechte Politiker und ihre angeblichen Verbrechen gegen die Wahrheit, komplett mit einer Schurkengalerie von Namen, Fotos und Vergehen. Kelly wurde vorgeworfen, «Zweifel daran geweckt zu haben, dass alle Fakten offengelegt wurden».

Es gilt festzuhalten: In dem seltsamen Fall des Angriffs von David DePape auf Paul Pelosi wurden nur sehr wenige Fakten bekanntgegeben. Die Strafverfolgungsbehörden weigern sich, eine Abschrift oder eine Tonaufnahme von Pelosis Notruf herauszugeben, die Aufnahmen der Körperkameras der reagierenden Beamten zu veröffentlichen oder zu erklären, warum das Sicherheitssystem des Hauses der Pelosis nicht aktiviert wurde. Dies geschah nicht unbemerkt. Grossen Teilen der Bevölkerung sind die zahlreichen, merkwürdigen Ungereimtheiten und die abrupten Rückzieher von provokanten Details durch die Medien aufgefallen.

Am Montag deutete Sprecherin Pelosi gegenüber CNN an, dass sie sich möglicherweise bald aus dem öffentlichen Dienst zurückziehen wird. Sie kann dann in ihr Privatleben zurückkehren in der Gewissheit, dass die Mainstream-Medien ihr beharrliches Engagement für wohlwollende Vernachlässigung brisanter Fakten fortsetzen werden.

Amy Holmes

Neues aus Pfaffenhofen

Isabel Pfaff hat Afrikanistik studiert. Und dann die Deutsche Journalistenschule absolviert. Nach vier Jahren als Afrika-Redaktorin schreibt Isabel Pfaff jetzt als Schweiz-Korrespondentin für die in München ansässige *Süddeutsche Zeitung*. Sie verfasst Artikel über die Schweiz und die Schweizer. Speziell über deren ausgefallenes Brauchtum – wie Unabhängigkeit, direkte Demokratie oder Neutralität.

«Die Schweiz sieht sich gerne als komplett unabhängiges Bergland», weiss Isabel Pfaff ihren deutschen Lesern zu berichten. Schon in den Hitler-Jahren ortete die deutsche Publizistik bei den Schweizern «bäuerliche Eigenbrötlei». «Doch so einfach ist es nicht», weiss die Frau Pfaff. Denn, so ihre latent aggressive Stimme aus Nordosten, «wenn das Land weiter eingebunden sein will in Europa, kann es sich nicht länger heraushalten».

Mittlerweile wird also wiederum von drüben – durch die *Süddeutsche Zeitung* – bestimmt, welches Land zu Europa gehört. Schon in den Hitler-Jahren verleumdeten deutsche Medien unsere Neutralität als «Ausdruck einer europäischen Erkrankung», als «Furcht vor Entscheidung», als «moralischen Defekt», «Vergreisung» und «Dekadenz». Neutralität bedeute «Entwurzelung», ja «eigentliche Schicksalslosigkeit». Die *Süddeutsche Zeitung* gibt's seit 1945. Die Schweiz und ihre Neutralität gibt's schon etwas länger. Dennoch spricht für Isabel Pfaff bezüglich der Schweiz «viele dafür, dass Neutralität nicht mehr die richtige Maxime ihrer Aussenpolitik ist».

Von der Personenfreizügigkeit profitieren «die Schweiz [...] ganz besonders». Und dass sie Soldaten in den Kosovo schicke, sei «sicherheitspolitisch quasi lebensnotwendig». Doch nun habe sich das neutrale Land auch noch dem deutschen Begehren nach Ausfuhr von Panzermunition in die Ukraine verweigert. Dass Deutschland darauf «ge reizt» und «harsch» reagiere, zeige: «Neutralität funktioniert nur, wenn sie auch von aussen anerkannt wird.» Damit ist jetzt bei der *Süddeutschen Zeitung* Schluss. Isabel Pfaff bleibt eine garantierte Garantin der unbegrenzten Zumutbarkeiten.

Christoph Mörgeli

ARD nennt Andersdenkende «Ratten»

Das Erste Deutsche Fernsehen leistet sich eine Entgleisung, die an das Vokabular der Nazis erinnert. Beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk versagt jede Kontrolle.

Philipp Gut

Wer beim Norddeutschen Rundfunk (NDR) den Kommentar des öffentlich-rechtlichen Senders zur Übernahme von Twitter durch Elon Musk hören will, erlebt Merkwürdiges. Eine Sprecherin macht «vorweg eine Anmerkung» zum nachfolgenden Beitrag. In einer früheren Version sei der Begriff «rassistische oder verschwörerische Ratten» verwendet – und die Passage darauf geändert worden. Auch die Textfassung des Kommentars von Redaktor Nils Dampz aus dem ARD-Studio Los Angeles haben die Verantwortlichen im Nachhinein korrigiert. Was dort stand, geht allerdings noch deutlich weiter. Wörtlich liess die «Tagesschau» des Ersten Deutschen Fernsehens verlauten: «Musk hat auch angekündigt, dass Twitter zum «Marktplatz der Debatte» werden solle. Aber auf seinem «Marktplatz» sollen offenbar auch rassistische oder verschwörerische Ratten aus ihren Löchern kriechen dürfen.» Twitter könne nur relevant bleiben, «wenn genau diese Ratten – um im Marktplatzbild zu bleiben – in ihre Löcher zurückgeprügelt werden».

Juden-Ratten als «Pestherd»

Man braucht keinen Dokortitel in deutscher Geschichte zu haben, damit einen dieses Vokabular und diese unverblühten Gewaltfantasien gegen Andersdenkende an die antisemitische Propaganda der Nationalsozialisten erinnern. Die Juden waren für die Nazis ein schädliches, den deutschen Volkskörper infizierendes Ungeziefer, das es auszurotten galt. Im berühmten Propagandafilm «Der ewige Jude» von Fritz Hippler werden die Juden-Ratten bildlich inszeniert – dazu der Kommentar: «Wir erkennen, dass hier ein Pestherd liegt, der die Gesundheit der arischen Völker bedroht.»

Adolf Hitler hatte «den Juden» schon in «Mein Kampf» als parasitischen Krankheitserreger beschrieben. Propagandaminister Joseph Goebbels und der Reichsführer-SS Heinrich Himmler bezeichneten die Juden als «Läuse», gegen die man «mit der nötigen Brutalität» (Goebbels) vorgehen müsse. Und nun kommt also das Erste, das schon in seinem Namen herausstreicht, dass es nach dem Ende der Hitler-Herrschaft die

Avantgarde des entnazifizierten Rundfunks darstellte, und will wieder auf «Ratten» einprügeln.

Dabei ist diese beispiellose Entgleisung das eine. Das andere ist, dass selbst in einem so krassen Fall, bei dem sämtliche Alarmglocken läuten müssten, jede interne Qualitätskontrolle versagt hat. Offenbar kommt man bei der ARD mit allem durch, wenn nur die ideologische Richtung stimmt – gegen den bösen Kapitalisten Musk, gegen die Verteidiger einer freiheitlichen Diskussionskultur.

Die ironische Pointe dieses Falls: Die Rollen sind gerade umgekehrt verteilt, als es sich die gutbestallten Redaktoren des öffentlich-rechtlichen Rundfunks auf ihrem moralischen Hochsitz vorstellen. Von wem ging die Hassrede aus? Wem brannten die Sicherungen durch? Wer senkte das Diskussionsniveau in die unterirdischen Gewölbekammern der deutschen Geschichte? Es waren nicht die Twitter-«Ratten». Erst ihr Protest bewog die ARD zur Einhaltung selbstverständlicher Qualitätsstandards.

Liebe ist...



... in euren Augen!

Die Geschichte wiederholt sich: EWR 2.0

Versenkte Blocher im Alleingang den EWR? Denkste. Zur Mehrheit verhalfen ihm die Grünen.



In der Schweiz regieren nicht die Bundesräte, sondern die Chefbeamten. Und wenn man keine auf Lager hat, stellt man sie neu temporär an. Schweizer Meister im Temporärbüro Bundeshaus ist Guy Parmelin.

Er wollte uns – nach eigenen Aussagen – «Hand in Hand» mit Simonetta Sommaruga durch die Strommangelkrise führen. Gesteuert werden die beiden bis Ende Jahr durch den Temporärangestellten und Ostrat-Chef Lukas Küng. Der mir versicherte, die beiden würden, im Gegensatz zu Moritz Leuenberger, den Unterschied zwischen Kilowatt und Kilowattstunde kennen. Immerhin.

Küng bestreitet nicht, dass wir – wie dies Markus Blocher vorgerechnet hat – in der Schweiz Notstromkapazitäten mit einer Leistung von 4000 Megawatt haben. Und dass man diese, wenn es denn zu einer Strommangellage kommen sollte, fast alle laufen lassen könnte. Der Bundesrat könne dies sehr wohl anordnen, nur sei das bisher so nicht vorgesehen. So, so.

Parmelin und Sommaruga haben gemeinsam das von der Branche ausgetüftelte Strommangeltheater abgesehnet. Eine Dummheit reiht sich an die andere.

1 — Dummheit Birr: Der Bund kauft und betreibt für 470 Millionen Franken Dieselgeneratoren. Und stellt sie in Birr neben einem Schulhaus auf. Leistung 220 Megawatt – 6 Prozent von dem, was Schweizer Unternehmen bereits installiert haben.

2 — Dummheit Wasserkraftreserve: Die vorhandenen Notstromaggregate produzieren in etwa hundert Stunden 400 Millionen Kilowatt-

stunden Strom. Trotzdem beschafft der Bund eine lächerlich kleine Wasserkraftreserve von 400 Millionen Kilowattstunden. Zum horrenden Preis von 300 Millionen Franken. Bürgen ist würgen: Sommaruga und Parmelin kaufen jenen, für die sie eben erst gebürgt haben, die Kilowattstunde für 75 Rappen ab, obwohl deren Produktionskosten bei 6 Rappen liegen.

3 — Dummheit Strom abschalten: Lukas Küng lässt in allen Kantonen Krisenstäbe rotieren, weil diese sich und ihre Unternehmen unter anderem darauf vorbereiten müssen, dass der Bundesrat uns während vier Stunden den

Dieses Tamtam soll uns weicklopfen, damit wir ja sagen zu neuen Atomkraftwerken.

Strom abstellt. Und wir – mit Ausnahme der systemrelevanten Betriebe – alle im Dunkeln sitzen. Libanon als Vorbild für die Schweiz.

Dieses Tamtam soll uns weicklopfen, damit wir ja sagen zu neuen Atomkraftwerken. So wie dies die SVP will. Die Atomlobby hat in der Person der ETH-Professorin Annalisa Manera neu einen klugen Kopf.

Wir brauchen 25 Milliarden Kilowattstunden zusätzlichen Winterstrom, wenn wir drei Aufgaben lösen wollen: erstens das Winterloch stoppen; zweitens genug Energie produzieren für Elektroautos und Wärmepumpen; drittens die ältesten Atomkraftwerksparks der Welt ersetzen.

Nach Annalisa Manera braucht es dafür vier neue Atomkraftwerke, die man auf dem Markt

von den Koreanern für fünfzig Milliarden Franken kaufen könne. Etwas gar optimistisch. Unerbittlich weist sie darauf hin, dass die Produktion der Solarpanels mit einem beachtlichen Ressourcenverbrauch verbunden sei.

Immer noch wollen die meisten Freunde der Solarenergie die Nebelbänke des Mittellandes mit Solarmodulen eindecken. Obwohl diese viermal weniger Winterenergie liefern als Panels in den Alpen. Und für die Installation achtmal so viel Facharbeiterstunden brauchen. Und deshalb ökologisch und ökonomisch eine Dummheit sind.

Es gibt nur zwei Wege in Sachen Umstieg in eine weitgehend CO₂-neutrale Schweiz: Entweder wir bauen drei bis vier neue Atomkraftwerke, oder wir nutzen ein Prozent der Fläche des Alpenraums.

In Bern haben die Grünen halbherzig ja gesagt zu Rieder und Noser. In Graubünden und im Wallis bekämpfen sie geplante Solaranlagen. Sie wissen, vor 2025 wird mit dem Bau keiner einzigen Anlage begonnen, wenn es die starken Hebelarme von Landschaftsschützer Raimund Rodewald und Brigitte Wolf, der Präsidentin der Walliser Grünen, nicht wollen. Derweil trommeln die SVP und die *Weltwoche* gegen Solarkraftwerke. Das Gebräu ist das gleiche wie beim EWR.

Damals versenkten die Grünen den EWR. Diesmal werden sie, wenn sie niemand stoppt, der Atomlobby zum Durchbruch verhelfen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Politik der Gefühle

Die Sozialdemokraten wollen unbedingt eine Frau als Nachfolgerin von Simonetta Sommaruga wählen. Dabei zeigt die Geschichte: Bundesrätinnen fallen nicht unbedingt klügere Entscheide.

Hubert Mooser

Kaum hatte SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga am Mittwoch vor einer Woche im Medienzentrum von Bern ihren Rücktritt erklärt, preschten die SP-Rennleitung mit den Co-Präsidenten Mattea Meyer und Cédric Wermuth sowie Fraktionschef Roger Nordmann im benachbarten Bundeshaus vor. Die sozialdemokratische Führungsriege erliess das Diktat, dass ausschliesslich Frauen für die Nachfolge in Frage kämen.

Bestärkt wurden sie darin auch von ihrer abtretenden Bundesrätin. Sie gab kurz davor auf Fragen zu verstehen, dass sie es schade fände, wenn nur noch zwei Bundesrätinnen in der Regierung verblieben. Als wäre das nicht schon genug, strich sie auch hervor, dass sie eine gute Zeit erlebt habe, als die Frauen für eine kurze Zeit die Mehrheit in der Regierung gestellt hätten. Das war nach ihrer Wahl im Jahr 2010.

Solche Symbole, Gesten oder Diktate sind in der Politik manchmal nicht unwichtig. Sie können helfen, die Wirklichkeit zu verändern. Seit der Wahl der ersten Bundesrätin, Elisabeth Kopp (FDP), vor fast vierzig Jahren haben Politikerinnen aber längst verstanden, dass es heute selbstverständlich ist, dass sie es bis ganz nach oben schaffen.

Sommaruga ist das beste Beispiel dafür, wie Politikerinnen heute im Wettbewerb um Macht und Mehrheiten bestehen. Die Bernerin hat zwar viele wichtige Abstimmungen verloren, aber im Bundesrat brachte sie als linke Magistratin ideologisch eingefärbte Sachgeschäfte oftmals locker durch.

«Das tschuderet mich»

Wir fragen FDP-Nationalrätin Jacqueline de Quattro, die das Wirken der Bundesrätinnen mit grösster Sympathie verfolgt: Wie schlagen sich die Frauen in der Regierung? «Die Bundesrätinnen zeichnen sich durch sehr viel Mut und grosse Sachkenntnis aus», schwärmt die Waadtländerin. «Sie zögern nicht, sich mit brisanten, komplexen Dossiers auseinanderzusetzen, und wagen es – wenn es im öffentlichen Interesse steht –, auch zuweilen unbeliebte Entscheide zu treffen.» Dass sie dafür auch öfter kritisiert



Macht und Mehrheiten: SP-Magistratin Sommaruga.

würden, nähmen sie in Kauf, sie würden sich aber dadurch nicht von ihrer Linie abbringen lassen.

De Quattro spricht aus Erfahrung, zumal sie als Staatsrätin selber ein hohes Staatsamt ausgeübt hat. Allerdings muss man auch sagen, dass sich Frauen in der Regierung ein bisschen mehr

mit Themen beschäftigen, die vor allem Frauen interessieren. Das ist für den männlichen Teil der Eidgenossenschaft so spannend wie Frauenfussball.

So möchte Viola Amherd die Prozentzahl der Frauen in der Armee erhöhen; dazu gehören halt eine entsprechende Bekleidung und Aus-

rüstung – und die Suche nach idealer Unterwäsche für weibliche Armeeeingehörige. Doris Leuthard wollte in ihrem ersten Amtsjahr einen Vaterschaftsurlaub, Simonetta Sommaruga als Justizministerin eine Lohnpolizei, um die Lohnungleichheit zwischen Mann und Frau zu kontrollieren.

Für de Quattro ist «nur eine Frau bereit, von ihrem hohen Amt zurückzutreten, um ihren kranken Mann zu pflegen». Das flösse Respekt ein, findet die Waadtländerin. Das mag vielleicht zutreffen. Die Frauen lassen sich bei ihrer Regierungsarbeit aber auch stärker von Eingebungen, Gefühlen und Emotionen leiten. Welcher Bundesrat würde im Rückblick über die Anfangsphase der Corona-Pandemie sagen: «Das *tschuderet* mich [Ich erschauere] jetzt noch, wenn ich daran denke», wie Sommaruga gegenüber *20 Minuten* angab. Ein anderes Beispiel: Als im April 2022 das Massaker von Butscha, einem Vorort von Kiew, für Entsetzen sorgte, rief Aussenminister Ignazio Cassis alle Seiten auf, das humanitäre Völkerrecht strikt einzuhalten. Und was sagte seine Parteikollegin Karin Keller-Sutter dazu? «Zivilisten zu töten und zivile Infrastrukturen zu zerstören, das ist auch nach Schweizer Strafbuch ein Kriegsverbrechen.»

Niedergang des Finanzplatzes

Machen Frauen an den Schalthebeln der Macht die Welt also zu einem besseren Ort, wenn sie auf Situationen wie diejenige in Butscha emotional reagieren, was ganz im Sinne der Medien ist? Geht es der Schweiz besser, seit die Frauen das Land mitregieren? Was zu viel Frauenpower anrichten kann, erleben wir allerdings

Eine moralisch unantastbare Haltung ist häufig wichtiger, als das Richtige für die Schweiz zu tun.

seit Monaten bei der Energieversorgung. Eine der Ursachen dafür, dass die drohende Strommangellage die Schweiz seit Monaten in Atem hält, war ein Entscheid aus dem Jahr 2011. Nach dem Unglück in einem Atomkraftwerk im japanischen Fukushima besiegelte die von Sommaruga hochgejubelte Frauenmehrheit im Bundesrat mit Doris Leuthard (CVP), Micheline Calmy-Rey (SP), Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) und Simonetta Sommaruga (SP) eben den Atomausstieg. Und zwar gegen die Stimmen ihrer männlichen Kollegen Didier Burkhalter, Johann Schneider-Ammann (beide FDP) sowie Ueli Maurer (SVP). Die Folge davon war das Planungs- und Regulierungsmonster namens Energiestrategie 2050. Das Resultat: Die Umsetzung des Atomausstiegs und der rigide Klimaschutz à la Sommaruga werden das Leben in diesem Land durch höhere Mieten, Heizkosten und Stromtarife massiv verteuern.

Schauen wir uns eine andere Baustelle an: Ist es bloss ein Zufall, dass genau in den Jahren, als das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) von Frauen geführt wurde – nämlich von Ruth Metzler (CVP), Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) und Simonetta Sommaruga (SP) –, die Asylzahlen extrem in die Höhe schnellten? Auch unter der aktuellen Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP), vorgeblich eine Asyl-Hardlinerin, drängen erheblich mehr Asylsuchende ins Land. Markant zurück gingen die Asylgesuche eigentlich nur zwischen 2003 und 2007, als Bundesrat Christoph Blocher (SVP) das EJPD geführt hat.

Wenn auf jedem Hügel Windräder in den Himmel wachsen, die Landschaft bis hinauf zu den Berggipfeln mit Solarpanels tapeziert wird, wenn die Lebenskosten massiv steigen, der Dichtestress extreme Dimensionen annimmt und zunehmend Ausländer von einem Sozialnetz profitieren, für das sie nie aufgekommen sind – dann kann man schwerlich behaupten, dass die Frauenpower in der Landesregierung die Schweiz zu einem besseren Ort gemacht hat. Eine moralisch unantastbare Haltung zu zeigen, ist besonders für Politikerinnen häufig wichtiger, als das Richtige für die Schweiz zu tun.

Auch andere Weichenstellungen wären ohne weiblichen Einfluss anders ausgefallen. Zum Beispiel die Umpflügung des schweizerischen Finanzplatzes durch Eveline Widmer-Schlumpf, die bei ihren Regulierungen und bei der Abschaffung des Bankkundengeheimnisses für Ausländer innenpolitisch auf die bankenfeindliche Linke hörte und aussenpolitisch dem Druck von EU und USA nachgab. Das hat freilich nicht zur Stärkung der Reputation unseres Finanzplatzes beigetragen, sondern dessen Niedergang befördert.

Feministische Propagandalügen

SP-Bundesrätin Ruth Dreifuss, die zweite Frau im Bundesrat, bescherte uns 1996 die obligatorische Krankenversicherung. Sie versprach dabei, mit dem neuen System die Ausgaben und Prämien in den Griff zu bekommen. Heute zeigt sich mit der Kosten- und Prämienexplosion das Gegenteil. Sogar Micheline Calmy-Rey, zu jenem Zeitpunkt noch Mitglied der

Genfer Regierung, sprach von einem «organisierten Diebstahl» und erwartete von Dreifuss Sofortmassnahmen. Seither sind die Prämien und Gesundheitskosten aber weiterhin exorbitant gestiegen.

Eine der hartnäckigsten feministischen Propagandalügen ist jene der angeblich grossen Frauensolidarität. Im politischen Alltag, wo es auch um Eitelkeiten, Macht und persönlichen Ehrgeiz geht, bricht das Ringelreie der

Eine der hartnäckigsten feministischen Lügen ist jene der grossen Frauensolidarität.

Bundesrätinnen meistens schnell auseinander. Unter den Bundesrätinnen Doris Leuthard und Eveline Widmer-Schlumpf herrschte ein Klima wie zwischen den im 16. Jahrhundert miteinander verfeindeten Königinnen Elisabeth von England und Maria Stuart von Schottland. Argwöhnisch belauern sich auch die beiden Primadonnen Sommaruga und Keller-Sutter.

Calmy-Reys Sololäufe

Da hatte es die erste Bundesrätin der Schweiz, Elisabeth Kopp, noch besser. Sie hatte keine Rivalinnen, stattdessen aber viele Aufpasser, die pingelig darauf achteten, ob ihr bei der Amtsführung ein Fehler unterlief. Ihre Laufbahn nahm fünf Jahre nach ihrer Wahl eine dramatische Wendung. Zum Verhängnis wurde ihr ein Telefongespräch mit ihrem Ehemann, in dem sie diesen aufforderte, sofort aus dem Verwaltungsrat einer Zürcher Firma auszutreten. Gegen das Unternehmen lief eine Untersuchung wegen Geldwäscherei. Weil sie zuerst abtritt, mit ihrem Gatten, dem Zürcher Anwalt Hans W. Kopp, telefoniert zu haben, wurde sie dann zum Rücktritt gedrängt. Damals war das eine Riesengeschichte, heute würde kein Hahn mehr danach krähen.

SP-Bundesrätin Micheline Calmy-Rey reizte mit ihren vielen Sololäufen das bürgerliche Lager bis zur Weissglut und das Kollegialitätsprinzip bis zur Schmerzgrenze aus. Die Genferin verschloss ausserdem so viele Informationsleute, persönliche Mitarbeiter und Generalsekretäre wie kein anderer Departementsvorsteher zuvor. Eine ähnliche Personalpolitik betrieben auch Eveline Widmer-Schlumpf und Simonetta Sommaruga. Frauenförderung stand zudem bei den meisten Bundesrätinnen vor allem dann hoch im Kurs, wenn es um die eigene Karriere ging. Leuthard, Sommaruga, Calmy-Rey und auch Widmer-Schlumpf beförderten als Bundesrätinnen vor allem Männer in Spitzenpositionen. Ganz anders der Frauenförderer Ueli Maurer (SVP), dem jetzt seine angebliche gesellschaftspolitische Rückständigkeit um die Ohren geschlagen wird.



Zürcher Politfront-Theater

Im hochsubventionierten Stadtzürcher Sogar-Theater stellt ein SRF-Autor die SVP an den Pranger. Er verbindet die Partei mit Nazis, Konzentrationslagern und «endgültiger politischer Lösung».

Christoph Mörgeli

Der 51-jährige Lukas Holliger bezieht seinen Lohn im öffentlich-rechtlichen Dienst. Dank den Zwangsgebührenzahlern durfte er fünf Jahre lang als Kulturredaktor beim Schweizer Fernsehen DRS amten und wirkt seit 2006 als Redaktor der Abteilung Hörspiel und Satire beim Schweizer Radio und Fernsehen (SRF). Dies hat den unschätzbaren Vorteil, dass er dort seine eigenen Hörspiele gleich selber produzieren kann. Daneben schreibt Lukas Holliger Theaterstücke, das neueste mit dem Titel «Ja oder Nein – eine Partei im Kreuzverhör». Es ist nicht besonders schwer zu erraten, gegen welche Partei der Autor sein dramaturgisches Trommelfeuer richtet.

Das Bühnenwerk von SRF-Holliger entwickelt sich nach folgendem Drehbuch: Eine Radiomoderatorin fordert ihren politischen Gast, den fiktiven SVP-Nationalrat Hans-Ueli Schaub, zu einem Experiment auf. Er soll – wie die Stimmbürger – sämtliche Fragen mit Ja oder Nein beantworten. Es geht dabei um Aussagen der SVP aus Abstimmungskämpfen und Plakatkampagnen. Einleitend wird auf der Kleinkunsthöhne ein ungenannter deutscher Politiker zitiert, der die Masseneinwanderungsinitiative als zu komplex beurteilte, um darauf mit Ja oder Nein zu antworten. Darum sei gemäss Ratschlag aus dem Norden die «direkte Demokratie historisch überholt». Das Gespräch läuft aus dem Ruder, sobald der SVP-Vertreter die provozierenden Fragen einordnen will. Die Pointe? Zu spät merkt der aufgebrachte, zunehmend verzweifelte Politiker, dass seine Befragerin ein von Algorithmen gesteuerter Roboter ist.

NS-Vergleiche als ein «Muss»

Der Mitarbeiter des Schweizer Radio und Fernsehens, Lukas Holliger, lässt sich im Theaterprogramm zur SVP so zitieren: «Seit Jahren beschwört sie einen mythischen Volkswillen jenseits demokratischer Volksherrschaft, jenseits von Religionsfreiheit, Gleichheit und Völkerrecht. Kriminalitätsstatistiken werden von der SVP nicht sozial interpretiert, sondern in völkischer Weise dramatisiert.» Weiter: «Wir müssen Vergleiche zum Nationalsozialismus an-

stellen, gerade weil und solange die Vergleiche falsch sind. Würden wir solche Vergleiche erst anstellen, wenn sie stimmen, wär's längst um uns geschehen.» Genauso gut könnte jemand sagen: «Ich muss den Lukas Holliger einen Mörder nennen. Oder soll ich etwa so lange warten, bis er irgendwann wirklich einen Mord verübt?»

Die 35 Franken teure Aufführung findet im Sogar-Theater des Stadtkreises 5 in Zürich statt. Mit achtzig Plätzen handelt es sich zwar nicht gerade um jene Bretter, die die Welt bedeuten. Dennoch wird dieses «literarische Theater» zu wesentlichen Teilen von den Steuerzahlern aus

«Würden wir solche Vergleiche erst anstellen, wenn sie stimmen, wär's längst um uns geschehen.»

Stadt und Kanton Zürich finanziert. Die rot-grüne Stadt Zürich leistete für den Neuausbau einen einmaligen Beitrag von 250 000 Franken und zahlt seither jährlich 251 500 Franken. Der Kanton steuerte 500 000 Franken aus dem Lotteriefonds bei und subventioniert pro Jahr 70 000 Franken mit. Die Stadt Zürich habe «ein grosses Interesse am Fortbestand der Institution» und wolle darum «in Absprache mit dem Kanton die Voraussetzung für ein nachhaltiges Bestehen des Theaters» schaffen.

Namentlich angeprangert werden im Subventionstheater Toni Brunner, Christoph Blo-



«Woegen ich streike? Vor allem gegen die vielen Streiks...»

cher, Magdalena Martullo und natürlich Roger Köppel und dessen *Weltwoche*. Die Fragen an den SVP-Volksvertreter lauten so: «Sind Sie für eine massenhafte Tötung sämtlicher sich in der Schweiz aufhaltender unpatriotischer Elemente?» – «Sind Sie für eine massenhafte Tötung sämtlicher störender Elemente?» – «Stimmen Sie mir zu, dass es langfristig ohne Lager für Volksschädlinge und angesichts der horrenden Lagerkosten und der hygienischen Probleme ohne Massentötung der Inhaftierten nicht gehen wird?» – «Sind Konzentrationslager in einem patriotischen System nicht logisch, Herr Schaub? Beantworten Sie meine Frage mit Ja oder Ja!» – «Würden Sie sagen, dass die Nürnberger Gesetze humaner waren als die Reichskristallnacht?» Oder ob ihm, dem SVP-Mann Schaub, der Mut für eine «endgültige politische Lösung» fehle.

Hilfe bei Konzentrationslagern

Auch die Psychiatrisierung, gutes altes Zwangsmittel aller Diktaturen, fehlt im Gutmensentheater nicht: «Würden Sie mir recht geben, dass Sie einen verklemmten Charakter mit einem hohen Anteil an Unsicherheit und Minderwertigkeitskomplexen haben?» Dann wiederum fällt die Moderatorin plötzlich aus ihrer Fragerolle: «Ich kann euch bei der Organisation von Konzentrationslagern behilflich sein.»

Zur Premiere hatten die Theaterleiterinnen Ursina Greuel und Tamaris Mayer die Stadtzürcher Gemeinderäte eingeladen: «Sehr gerne diskutieren wir mit Ihnen im Anschluss an das Stück. Über einen Austausch gerade auch mit Vertreter:innen der SVP würden wir uns besonders freuen.» Als SVP-Fraktionschef Samuel Balsiger im Anschluss an die Aufführung das Wort ergriff, war die Freude der Theaterverantwortlichen von kurzer Dauer. Sie klemmten die Diskussion rasch ab. Dafür äusserten – wie Videoaufnahmen zeigen – Besucher der Aufführung unzählbare Sätze über die SVP und deren Exponenten. Als Zuschauer Samuel Balsiger auf die inszenierte Verharmlosung, ja Verhöhnung des Holocaust aufmerksam machte, erwiderte ein älterer Zuschauer in schnarrendem Hochdeutsch: «Ach, hören Sie doch mal mit den Juden auf.»

So weit, so gut

Linke Meinungswächter feuern aus allen Rohren gegen den neuen Twitter-Besitzer. Doch was er bis jetzt getan hat, stimmt hoffnungsvoll.

Toby Young

London

Seit Elon Musk am 28. Oktober den Kurznachrichtendienst Twitter übernommen hat, ist ein wahrer Sturm der Empörung über ihn hereingebrochen, von Alexandria Ocasio-Cortez, die seine Absicht, für die blauen Häkchen monatlich acht Dollar zu berechnen, spöttisch kommentiert, bis zur Aktivistengruppe von «Stop Hate for Profit», die Werbekunden zum Boykott der Plattform aufruft.

Wenn man aber kein woker Kulturkrieger ist und man die Meinungsfreiheit, auch im digitalen Raum, für ein hohes Gut hält, dann hat der neue «Chief Twit», wie Musk sich nennt, kaum etwas falsch gemacht.

Zunächst einmal hat er erklärt, er wolle die Konten von Personen wieder zulassen, die aus rein politischen Gründen gesperrt wurden und nicht, weil sie etwas Verbotenes gesagt oder getan haben – zu dieser Kategorie dürfte auch Donald Trump zählen. Tatsächlich hat Musk den Mitarbeiter entlassen, der für die Sperrung des ehemaligen Präsidenten verantwortlich war, weshalb die Aufhebung dieser Massnahme nur eine Frage der Zeit sein dürfte.

Vernünftige Diskussionen

Doch die wahre Bedeutung von Musks Ankündigung liegt nicht in der bevorstehenden Rehabilitierung von Trump, sondern darin, dass Personen, deren Konten gesperrt wurden, weil sie zeitgeistige Orthodoxien in Frage stellten (etwa die Rechte von Transpersonen, mRNA-Impfstoffe oder den sogenannten Klimanotstand), bald wieder auf der Plattform präsent sein werden. Wenn wir vernünftige Diskussionen über diese Themen haben wollen, kann Twitter all jene, die sich gegen linkes Gruppendenken wenden, nicht weiterhin ausschliessen.

Elon Musk hat überdies den kompletten Verwaltungsrat aufgelöst und die meisten Spitzenmanager geschasst, was nur zeigt, wie ernst es ihm ist, die linkslastige Kultur des Social-Media-Giganten zu beenden. Zu den



Kein Problem mit unbequemen Fakten: «Chief Twit» Musk.

Gefeuerten gehört auch Vijaya Gadde, Chefjuristin von Twitter, die verantwortlich für die Entscheidung war, die *New York Post* zu sperren,

Wir, die wir für Meinungsfreiheit eintreten, sollten Musks Plan der Zensurfreiheit Beifall zollen.

als diese am Vorabend der Präsidentenwahl auf ihre Titelgeschichte über Hunter Bidens Laptop verlinken wollte. Selbst wenn Gadde diese Entscheidung nicht getroffen hätte, wäre sie vermutlich unhaltbar gewesen. Auf die Nachricht, dass Elon Musks Übernahme durchkommen werde, soll sie mit einem Tränenausbruch reagiert haben.

Übrigens wurde der Bericht über Hunter Biden von Demokraten als «Fake News» bezeichnet – genau diese Erklärung bringen die meisten grossen Medienplattformen vor, wenn sie Fakten unterdrücken, die nicht zu den vorherrschenden Narrativen der gebildeten amerikanischen Elite passen. Dass Musk kein Pro-

blem mit diesen unbequemen Fakten hat, bewies er, als er auf Twitter auf einen alternativen Nachrichtendienst verlinkte, der unangenehme Fragen zu dem angeblichen Angriff auf den Ehemann von Nancy Pelosi stellte. Wir können ziemlich sicher sein, dass es unter Musk künftig keine Gesundheitswarnungen vor sogenannter Desinformation mehr geben wird – ein Codewort für «Fakten, die Linke nicht publiziert sehen wollen».

Unsinnige Behauptungen

Musks Entscheidung, blaue Häkchen kostenpflichtig zu machen, finde ich gut, obwohl ich selbst davon betroffen bin. Die meisten Twitter-Promis haben etwas furchtbar Selbstgefälliges an sich – und es gibt deutlich mehr linke als rechte blaue Häkchen. Wenn Twitter, wie von Musk beabsichtigt, politisch neutral sein will, muss Schluss sein mit Privilegien für Personen, die von Mitarbeitern als wichtig eingestuft werden. Blaue Häkchen kostenpflichtig zu machen, ist eine ungleich fairere Art, diese Auszeichnung zu verleihen.

Und die «Stop Hate for Profit»-Kampagne sollte niemand ernst nehmen, auch die grossen Unternehmen nicht, die beschlossen haben, auf der Plattform keine Werbung mehr zu machen. Musk hat selbst darauf hingewiesen, dass sich an den Moderationsbestimmungen nichts geändert hat, weshalb die Behauptung, künftig könnten Hassinhalte verbreitet werden, kompletter Unsinn ist. Dies ist ein Fall von echter «Desinformation».

Elon Musks Übernahme von Twitter musste zu einer hysterischen Reaktion der woken Linken führen. Wir aber, die wir für Meinungsfreiheit eintreten, sollten seinem Plan, eine Plattform anzubieten, auf der politische Ansichten unzensuriert und ohne Angst vor Sanktionen geäussert werden können, Beifall zollen.

Toby Young ist Generalsekretär der Free Speech Union. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

«Unsere Zeit ist eine der besten»

Nie war die Welt friedlicher als heute. Abdulqawi Yusuf, bis vor kurzem höchster Richter der Welt, erklärt, wie es dazu kam.

Urs Gehriger

Dieser Mann und die Institution, die er vertritt, haben die Welt zu einem besseren Ort gemacht. Aufgewachsen in Somalia im Angesicht zahlreicher Kriege, entschloss sich Abdulqawi Yusuf, sein Leben der friedlichen Beilegung von Konflikten zu widmen. 2009 wurde er in den Internationalen Gerichtshof (IGH) aufgenommen und amtierte dort während dreier Jahre (2018–2021) als welt-höchster Richter.

Obwohl er täglich mit der Unmenschlichkeit des Menschen konfrontiert ist, ist Yusuf überzeugt, dass die Menschheit Fortschritte macht. «Früher haben wir uns gegenseitig gerächt.» Kriege und Massensterben waren eine ständige Praxis zwischen Mächten. Seit der Gründung der Uno und des Internationalen Gerichtshofs im Jahr 1945 hat sich dies geändert. Es wird weit weniger Blut vergossen im Streben nach globaler oder regionaler Macht. «Zwischenstaatliche Kriege haben abgenommen und sind sogar fast verschwunden», stellt Yusuf fest.

Wir treffen den Richter an der «Geburtsstätte» der friedlichen Streitbeilegung, in Den Haag, wo Yusuf und sein fünfzehnköpfiges Gremium im Friedenspalast, bestückt mit einer Schweizer Uhr, Recht sprechen. In Den Haag fand 1899 auf Initiative des russischen Zaren Nikolaus II. die erste Konferenz zur Schaffung eines verbindlichen Schiedsgerichts zur Beilegung internationaler Streitigkeiten statt. «Der Zar hatte die Nase voll von den endlosen Kriegen in Europa. Er war entschlossen, einen Weg zur friedlichen Beilegung internationaler Streitigkeiten zu finden», erklärt Yusuf mit sanfter Stimme.

Es entbehrt nicht der Ironie, dass der Initiator dieser ersten Friedenskonferenz, Zar Nikolaus II., sozusagen ein Amtsvorgänger und ein Landsmann jenes Regenten war, der heute in Europa Krieg führt.

Weltwoche: Eure Exzellenz, wie kam der Fall des Krieges in der Ukraine vor Ihr Gericht?

Abdulqawi Yusuf: Die Ukraine hat den Fall am 26. Februar vor das Gericht gebracht. Die Regierung in Kiew bezog sich auf eine Erklärung

Den Haag

des russischen Präsidenten Wladimir Putin (während einer Fernsehansprache am 23. Februar), in der er sagte: «Russland führt eine militärische Invasion in der Ukraine durch, weil die Ukraine angeblich einen Völkermord (Genozid) an russischsprachigen Menschen in der Ostukraine begangen hat, der gegen die Konvention gegen Völkermord verstösst.» Die Ukraine berief sich daher auf die Völkermordkonvention als Grundlage für die Zuständigkeit des Gerichtshofs und die Streitigkeit zwischen den beiden Parteien über die Auslegung und Anwendung dieser Konvention. Sie beantragte auch vorläufige Schutzmassnahmen.

Weltwoche: In diesem Moment musste das Gericht aktiv werden.

Yusuf: Das Gericht verweist den Antrag auf Einleitung eines Verfahrens immer an den anderen beteiligten Staat. Russland wurde benachrichtigt, antwortete aber: «Nein. Die besondere militärische Operation wurde nicht wegen eines Völkermordes gestartet. Sie wurde

«Russland hat nie gesagt, dass es das Gericht oder seine Entscheidungen nicht respektiert.»

aus Gründen der Selbstverteidigung eingeleitet. Russland wurde bedroht, und deshalb hat Russland gemäss der Charta der Vereinten Nationen das Recht auf Selbstverteidigung.» Für Russland hatte die Völkermordkonvention also nichts mit dem Fall zu tun.

Weltwoche: Was hat das Gericht daraufhin unternommen?

Yusuf: Das Gericht prüfte die Argumente der beiden Parteien. Im Hinblick auf die von der Ukraine beantragten vorläufigen Schutzmassnahmen stellte das Gericht fest, dass es zuständig ist, denn die Angelegenheit fällt prima facie unter die Konvention von 1948 über die Verhütung und Bestrafung des Völkermordes. Nach Prüfung der Angelegenheit kam das Gericht ferner zum Schluss, dass die militärische Sonderoperation ausgesetzt werden sollte, was es auch anordnete.



«Nein, das Gericht ist nicht die Polizei»

Weltwoche: Am 16. März 2022 ordnete das Gericht an, Russland müsse die Militäroperationen in der Ukraine «unverzüglich aussetzen», bis der endgültige Entscheid in der Sache gefallen sei. Die Anordnung des Gerichts ist bindend, richtig?

Yusuf: O ja. Das ist sie.

Weltwoche: Ungeachtet der Anordnung hat Russland seine Militäroperation bis heute fortgesetzt. Obwohl die Anordnung verbindlich ist, kann der Internationale Gerichtshof sie nicht durchsetzen?

Yusuf: Ich finde Ihre Beschreibung der Situation interessant, weil diese Formel von Journalisten immer wieder verwendet wird. Das Gericht erlässt einen Beschluss oder ein Urteil, und die Journalisten stehen hier vor dem Friedenspalast, senden live im Fernsehen und sagen: «Das Gericht hat dem anderen Staat dieses oder jenes angeordnet, kann es aber nicht vollstrecken.»

Weltwoche: Weil ein Gericht selbst nie ein Urteil vollstrecken kann.

Yusuf: Genau. Egal, ob es sich um ein nationales oder ein internationales Gericht handelt, ein Richter geht nicht mit seinem Urteil auf die



Richter Yusuf am Internationalen Gerichtshof (IGH) in Den Haag, 2019.

Parteien zu und sagt: «Was macht ihr da? Ihr verhaltet euch immer noch genauso wie bisher? Ich habe euch gesagt, ihr sollt aufhören, euch so zu verhalten. Ich werde das mit einem Schlagstock oder Ähnlichem durchsetzen.» Nein, das Gericht ist nicht die Polizei.

Weltwoche: Wer wäre denn befugt und in der Lage, die Anordnungen und Urteile durchzusetzen? Sind es die Vereinten Nationen? Der Sicherheitsrat?

Yusuf: Gemäss Artikel 94 der Uno-Charta ist es einer Partei erlaubt, den Uno-Sicherheitsrat anzurufen, wenn die andere Partei ihren Verpflichtungen aus einem Urteil oder einer Verfügung des Gerichtshofs nicht nachkommt. Aber lassen Sie mich Folgendes sagen: Mehr als 99 Prozent der Urteile und Anordnungen des Gerichts werden automatisch respektiert, umgesetzt und vollstreckt. (Das Gericht hat seit seiner Gründung in 184 Fällen Recht gesprochen; die Red.)

Weltwoche: Mehr als 99 Prozent automatische Vollstreckung, das ist eine bemerkenswerte Zahl. Sie beweist, dass die Autorität des IGH in der Welt enorm ist.

Yusuf: Ja, genau. Ich möchte Ihnen ein Beispiel nennen. Da waren die Sanktionen der USA gegen den Iran. Der Iran wandte sich an den IGH und sagte: Wie können die USA Sanktionen gegen den Iran verhängen, insbesondere betreffend Medikamente, Lebensmittel und Ersatzteile für in den USA hergestellte Flugzeuge, wenn wir immer noch ein 1952 geschlossenes Abkommen über Freundschaft, Handel und Schifffahrt haben? Das Gericht erliess eine vorläufige Schutzanordnung, in der es erklärte, dass die Sanktionen nicht für Güter gelten sollten, die für humanitäre Zwecke benötigt werden, wie Lebensmittel, Medikamente und Ersatzteile für Flugzeuge.

Weltwoche: Wie hat die Trump-Regierung reagiert?

Yusuf: Mike Pompeo, der damalige Aussenminister, gab eine Pressekonferenz und sagte: «Wir sind nicht einverstanden mit dem Gericht, weil der Iran versucht, das Gericht für politische Zwecke zu nutzen, aber wir respektieren seine Entscheidung.»

Weltwoche: Also respektiert sogar eine Supermacht wie die USA Ihren Entscheid.

Yusuf: Ja. Das tut sie.

Weltwoche: Es ist also eine seltene Ausnahme, wenn Russland die Anordnung des Gerichts ignoriert, die militärischen Operationen «sofort auszusetzen». Was sind die nächsten Schritte in diesem aktuellen Fall?

Yusuf: Der Fall ist vor dem Gericht noch nicht abgeschlossen. Das Gericht muss über seine Zuständigkeit entscheiden. Russland hat nie gesagt, dass es das Gericht oder seine Entscheidungen nicht respektiert. Russland beteiligt sich in vollem Umfang an dem Fall. Das ist für das Gericht und für das Völkerrecht sehr wichtig.

Weltwoche: Russland hat die Situation vor Ort einseitig verändert, indem es vier ukrainische Regionen annektiert hat, die rund

«Seit der Gründung der Uno sind die zwischenstaatlichen Kriege sogar fast verschwinden.»

15 Prozent des Territoriums der Ukraine umfassen. Die vom Kreml eingesetzten Regierungen hielten dort sogenannte Annexionsreferenden ab. Im Jahr 2014 hatte Russland bereits die Krim annektiert. Wie ist der IGH in der Vergangenheit mit Annexionen von Teilen eines souveränen Staates durch einen anderen Staat umgegangen?

Yusuf: Der Fall, der derzeit vor dem Gericht verhandelt wird, betrifft den Vorwurf des Völkermords und wurde auf der Grundlage der Völkermordkonvention eingereicht. Die Frage der Annexion der von Ihnen genannten Regionen ist ein anderer Fall. Es gilt festzuhalten, dass seit der Verabschiedung der Uno-Charta Annexionen nur noch in extrem seltenen Fällen vorkommen.

Weltwoche: Der jüngste Fall, in dem Russland grosse Teile der souveränen Ukraine annektiert und dann ohne die Aufsicht der Vereinten Nationen eigene Referenden abhält – ist das eine Verletzung des Völkerrechts?

Yusuf: Nun, der Fall zwischen der Ukraine und Russland ist vor dem Gericht anhängig, daher möchte ich nicht darüber sprechen oder auf die rechtlichen Konsequenzen anderer Fragen zwischen den Parteien eingehen, die auftauchen könnten.

Weltwoche: Als Richter dürfen Sie nicht über aktuelle Fälle sprechen. Das gilt es zu respektieren. Moskau betrachtet die annektierten Gebiete heute als «russisches» Territorium. Lassen Sie mich ganz allgemein fragen: Wenn eine Regierung innerhalb ihrer eigenen Landesgrenzen einen Krieg führt, kann sie dann nicht vor den IGH gebracht werden?

Yusuf: Bürgerkriege können nicht vor unser Gericht gebracht werden. Leider waren viele der Kriege in den letzten fünfzig, sechzig Jahren Bürgerkriege, insbesondere in Afrika,



«Streitigkeiten können auf viele Arten friedlich beigelegt werden»: Kriegstrümmer in der Ostukraine.

wo ich herkomme, auch in meinem Heimatland Somalia. Die Charta der Vereinten Nationen verbietet die Anwendung von Gewalt in internationalen Beziehungen, aber sie verbietet nicht die Anwendung von Gewalt in internen Beziehungen, weil sie sich nicht mit dem befasst, was innerhalb des Staates geschieht, ausser natürlich mit dem, was innerhalb des Staates in Bezug auf Menschenrechtsverletzungen geschieht. Hier ist die Uno sehr wohl zuständig.

Weltwoche: Hat das Urteil des Internationalen Gerichtshofs dazu beigetragen, die Zahl der Kriegstote generell zu senken?

Yusuf: Die Zahl der in Kriegen getöteten Menschen ist im Vergleich zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts generell zurückgegangen, denn die Zahl der Opfer in den beiden Weltkriegen war ungeheuerlich. Aber es werden immer noch Menschen in Kriegen getötet. Dabei handelt es sich vor allem um interne Kriege, und diese haben zugenommen. Aber seit der Gründung der Uno haben die zwischenstaatlichen Kriege abgenommen und sind sogar fast verschwunden. Das ist eine der grossen Errungenschaften der Grundsätze der Uno-Charta und ihrer Organe, darunter des Internationalen Gerichtshofs.

Weltwoche: Mit anderen Worten: Wir leben in einer der friedlichsten Zeiten.

Yusuf: Genau. Unsere Zeit ist eine der besten Zeiten zum Leben. Wir haben in Afrika Menschenversklavung und Sklavenhandel erlebt. Wir haben koloniale Unterdrückung erlebt. In Europa wurden im 19. Jahrhundert häufig zwischenstaatliche Kriege geführt. Es gab den Dreissigjährigen Krieg und den Fünf-

zigjährigen Krieg, die extrem grausam waren. Dann, im 20. Jahrhundert, die schlimmsten von allen: der Erste und der Zweite Weltkrieg. In den letzten siebzig Jahren hat die Zahl der zwischenstaatlichen Kriege abgenommen. Sie finden in einem sehr, sehr kleinen Massstab statt. Wenn man es insgesamt betrachtet, hat sich die Situation sehr verbessert. Wir haben als Menschen noch nie in einer Ära gelebt, die weltweit so friedlich und befriedigend war wie die letzten 75 Jahre. Das ist die Ära der Uno-Charta. Daran sollten wir anknüpfen. Wir sollten jetzt keinen Rückschritt machen. Wir sollten voranschreiten.

Weltwoche: Diese Ära des zwischenstaatlichen Friedens ist also eine Folge Ihrer Arbeit am IGH?



„Immer dasselbe, wenn man an einen Top-Verkäufer gerät...“

Yusuf: Und die Folge der Charta der Vereinten Nationen. Beides. Es ist bis zu einem gewissen Grad eine Folge unserer Rechtsprechung. Denn wenn ein Streitfall, der zu einem bewaffneten Konflikt eskalieren könnte oder bereits zu einem bewaffneten Konflikt eskaliert ist, vor unser Gericht gebracht wird, wird er auf dem Rechtsweg gelöst, und das beruhigt alles.

Weltwoche: In den vergangenen Monaten haben verschiedene Akteure versucht, beide Parteien – Russland und die Ukraine – an den Verhandlungstisch zu bringen. Was ist der Unterschied zwischen einem Drittstaat, der versucht, Frieden zu schaffen, und dem Internationalen Gerichtshof?

Yusuf: Streitigkeiten können auf viele Arten friedlich beigelegt werden. Die erste Möglichkeit ist die Verhandlung zwischen den Parteien, und das wird auch sehr oft genutzt. Wenn die Verhandlungen scheitern, gibt es die Möglichkeit der Mediation, der Schlichtung, der Schiedsgerichtsbarkeit und der gerichtlichen Beilegung. Mediation und Schlichtung werden durch eine dritte Partei

«Wir sollten jetzt keinen Rückschritt machen. Wir sollten voranschreiten.»

durchgeführt. Diese Methoden der Streitbeilegung werden immer seltener angewandt, während der Rückgriff auf die gerichtliche und schiedsgerichtliche Streitbeilegung zunimmt. Das ist gut für die Menschheit, denn es bedeutet, dass die Rechtsstaatlichkeit auf internationaler Ebene stärker geworden ist und dass die Staaten zunehmend an eine regelbasierte internationale Ordnung glauben, in der Streitigkeiten auf dem Rechtsweg beigelegt werden. In der Vergangenheit rächten sich die Menschen eher aneinander, als dass sie auf das Recht zurückgriffen; sie töteten sich häufiger gegenseitig. Je zivilisierter die Menschen werden, desto wichtiger wird die Rechtsstaatlichkeit, sei es auf nationaler oder auf internationaler Ebene.

Abdulqawi Yusuf, 74, wurde in Puntland, Somalia, geboren und studierte Jura an der Universität in Mogadischu. Über die Stationen Genf, wo er sich am Graduate Institut of International and Development Studies ein Doktorat erwarb, und die Unesco in Paris, der er als Rechtsberater assistierte, gelangte Yusuf an den Internationalen Gerichtshof in Den Haag. Die Wahl in das fünfzehnköpfige Gericht ist die schwierigste im System der Vereinten Nationen. Ein Kandidat muss sowohl die Mehrheit im Sicherheitsrat als auch in der Vollversammlung gewinnen. Yusuf schaffte dies 2009, obwohl sein Heimatland Somalia damals keine funktionierende Regierung hatte. 2018 bis 2021 präsidierte Yusuf den IGH als höchster Richter der Welt.

Das ausführliche Interview auf www.weltwoche.ch/international

Der politisch-publizistische Filz

Viele Journalisten werden PR-Beamte beim Bund. Andere bleiben im Job. Der Unterschied ist gering.



Das Bundesamt für Gesundheit gab im Oktober wieder mal eine Warnung ab, diesmal die Warnung vor der Herbstwelle: «Es ist mit einem weiter zunehmenden Infektionsgeschehen zu rechnen.»

Die Warnung kam per Communiqué aus dem Büro von Katrin Holenstein. Sie ist die Kommunikationschefin des Bundesamts für Gesundheit. Zuvor war sie Redaktorin bei der *Basler Zeitung*.

Schauen wir mal, was die *Basler Zeitung* aus der Warnung ihrer früheren Kollegin Holenstein machte. «Die Herbstwelle ist da», titelte das Blatt folgsam und unkritisch auf der Titelseite.

Nun, es wurde dann nichts aus der Herbstwelle. Die Covid-Fälle gingen stattdessen rasant zurück. Dieses «Abflauen», so redete sich nun die *Basler Zeitung* heraus, «kommt eigentlich überraschend».

Nein, solch falsche Prognosen kommen eigentlich nicht überraschend. Sie sind begründet im politisch-publizistischen Filz.

Der politisch-publizistische Filz ist die enorme Verknüpfung von Medien und Staat, die in der öffentlichen Kommunikation der Schweiz typisch ist. Die staatliche Propaganda und ihre PR-Brigaden im Bundeshaus bestehen überwiegend aus ehemaligen Journalisten. Sie kooperieren intim und intransparent mit ihren früheren Kollegen, die im Beruf geblieben sind.

Nehmen wir die Kommunikationschefs der Bundesräte zum Beispiel. Vier kommen vom Schweizer Fernsehen, einer vom Schweizer Radio, eine vom *Blick* und eine vom *Tages-Anzeiger*.

In den Bundesämtern sind die obersten PR-Beamten ebenfalls ehemalige Journalisten.

Beim Bundesamt für Energie etwa kommt der Kommunikationschef vom *Blick*, beim Bundesamt für Verkehr vom *Bund*, beim Bundesamt für Justiz vom Schweizer Radio, beim Bundesamt für Umwelt von der *Aargauer Zeitung* und beim Bundesamt für Raumentwicklung von der *NZZ*.

400 Kommunikationsbeauftragte zählt die Bundesverwaltung. Die Journalisten in all diesen Jobs haben keine Berufsausbildung in Öffentlichkeitsarbeit, die dafür nötig wäre. Nein, es genügt, dass sie von früher her genügend andere Journalisten kennen und dort

Die einen werden für ihre unkritische Propaganda vom Bund bezahlt. Die anderen von ihrem Verlag.

allerlei Gefälligkeiten erwarten dürfen. Es entsteht dadurch eine klebrige Nähe zwischen Behörden und Publizistik. Man kennt sich, man duzt sich, man schätzt sich, man koordiniert, man kollaboriert.

Ich glaube, etliche journalistische Schadensfälle der neueren Zeit haben mit dieser personellen Verflechtung der Medien mit dem Bundesapparat zu tun. Diese Nähe verführt auf den Redaktionen zu Sorglosigkeit und Kritiklosigkeit. Wie sonst konnten die geballten Medien einer abwegigen Energiewende derart applaudieren, wie konnten sie die Verirrungen der Pandemiepolitik derart bejubeln, wie die aktuelle Asylkrise dermassen übersehen?

Ich glaube, dass es keinen grossen Unterschied mehr gibt zwischen den vielen Journa-

listen, die PR-Beamte geworden sind, und vielen von denen, die im Beruf geblieben sind. Die einen produzieren unkritische Propaganda für die Regierung und werden dafür vom Bund bezahlt. Die anderen produzieren unkritische Propaganda für die Regierung und werden dafür von ihrem Verlag bezahlt.

Das neuste Beispiel kommt wieder aus dem Bundesamt für Gesundheit. Ende Oktober 2021 tischte Bundesrat Alain Berset seine inzwischen berüchtigte Lügengeschichte zur Covid-Impfung auf: «Mit dem Zertifikat kann man zeigen, dass man nicht ansteckend ist.» Kein einziger unserer sogenannten kritischen Journalisten nahm die Schwindel-Story auf. Betsers PR-Brigade wiegelte erfolgreich ab.

Erst letzte Woche, unter öffentlichem Druck, mussten Betsers Kommunikatoren die Falschaussage ihres Chefs korrigieren. Sie räumten kleinlaut ein, dass durch die Impfung «kein relevanter Schutz gegen Virusübertragung besteht». Doch auch diesmal funktionierte das gutgeölte Netzwerk von Betsers PR-Brigade. Fast alle Medien nahmen ihn in Schutz.

Am schönsten formulierten die Absolution die zwanzig Tageszeitungen der CH-Media-Gruppe. Zu Berset sagten sie: «Die Aussagen waren medizinisch nicht immer vollständig korrekt.»

«Nicht immer vollständig korrekt»: Kein PR-Profi könnte Betsers Irreführung der Bürger schöpfungsbereits beschreiben.

Warum, so fragen wir uns also, brauchen die Bundesräte zu ihrer Glorifizierung all diese besoldeten PR-Beamten? Die normalen Journalisten machen das ja freiwillig und genauso gut.

Der Mann, der's kann

Der SVP-Regierungsrat Heinz Tännler müsste beste Chancen haben, Ueli Maurer zu beerben. Doch die Kampagne des Zuger Finanzdirektors kommt nicht in die Gänge. Warum?

Marcel Odermatt



Erfolg kommt nicht von ungefähr: SVP-Exponent Tännler.

Gemessen an seinem Profil, stünde Heinz Tännler im Bundesratsrennen in der Pole-Position. Der SVP-Regierungsrat behielt immer seine politische Unabhängigkeit. Wie gerade jetzt wieder beim wichtigsten Projekt seiner Partei in diesem Jahr – der diese Woche lancierten Neutralitätsinitiative. Anders als die anderen Papabili lehnt er das Volksbegehren ab. Der Zuger Finanzdirektor scheut sich auch nicht, dem politischen Gegner zuzu-

stimmen, wenn er es für richtig hält. Nachdem die Axpo in Schieflage geraten war, erklärte SP-Co-Präsident Cédric Wermuth, Stromkonzerne sollten nicht an der Börse spekulieren. Tännler sprang dem Chefgenossen zustimmend zur Seite. Der Stromhandel habe auf Kosten der Versorgungssicherheit Oberhand gewonnen. Das sei keine gute Entwicklung.

Der Politiker hat auch eine soziale Ader. An vorderster Front machte er sich dafür stark, dass die Bevölkerung in seinem Kanton wegen der

teuren Wohnungskosten 30 Prozent der Mieten vom steuerbaren Einkommen abziehen kann. Davon profitiert insbesondere der Mittelstand, der in solchen Gegenden in jüngster Vergangenheit immer stärker unter Druck geraten ist. Als Zentralschweizer vertritt Tännler eine prosperierende Region, die seit 2003 – nach dem Rücktritt des Freisinnigen Kaspar Villiger – auf einen Repräsentanten wartet. Dass der Jurist kein Intimus von Christoph Blocher ist, schadet ihm in der Bundesversammlung ebenfalls nicht. Und

In der aus allen Nähten platzenden Bundesverwaltung wäre sein Know-how so gefragt wie noch nie.

er wäre neben dem einzig verbleibenden nicht katholischen Bundesrat Guy Parmelin wegen seines bernischen Bürgerrechts erst noch Protestant. Das sind alles Gründe, die den 62-Jährigen in die Favoritenrolle bringen müssten.

Trotz all dieser Voraussetzungen kommt Tännlers Bewerbung nicht in die Gänge. In Gesprächen im Bundeshaus fällt sein Name selten. Damit bleibt auch der Druck auf die SVP-Fraktion aus, den Zuger auf das Ticket für die Wahl vom 7. Dezember zu hieven.

Wirtschaftslokomotive Zug

Weshalb kommt die Kandidatur von Heinz Tännler nicht zum Fliegen? Eine Erklärung liegt sicher im Verhältnis vieler Politiker und Medien zu seinem Heimatkanton. Eigentlich müssten alle Schweizerinnen und Schweizer den Zugern dankbar sein. 2594 Franken liefert jeder Einwohner vom Baby bis zum Greis im Jahr 2022 in den Finanzausgleich. Im kommenden Jahr soll dieser Betrag sogar auf 2864 Franken steigen. Insgesamt sprudeln aus dem Kanton 328 Millionen Franken in den Topf – nur 164 Millionen weniger als vom ungleich grösseren Zürich, das sich gerne als Wirtschaftslokomotive des Landes anpreist. Geht es in diesem Stil weiter, könnte Zug den grossen Nachbarn mit elfeinhalbmehr Einwohnern schon in wenigen Jahren überholen.

Dieser Erfolg kommt nicht von ungefähr. Da wäre beispielsweise der Faktor Verwaltung. Während das Personalwachstum beim Bund und in vielen Kantonen ausser Kontrolle geraten ist, glänzt Zug mit Bescheidenheit. Exemplarisch steht dafür die Finanzdirektion von Heinz Tännler. Obwohl die Bevölkerung stetig zulegt und sich immer mehr Unternehmen ansiedeln, arbeiten in seinem Amtsbereich heute weniger Angestellte als vor zehn Jahren. 2012 zählte die Abteilung 241 Angestellte, Ende 2021 waren es 238 Mitarbeiter. In der aus allen Nähten platzenden Bundesverwaltung wäre das Know-how von Tännler so gefragt wie noch nie.

Wenig Dankbarkeit und Anerkennung

In einem Paralleluniversum wähnt man sich auch bei der Finanzplanung. In Zürich denkt die Linke seit neustem darüber nach, den Zustrom von Expats zu erschweren. Die Genossen wollen allen Ernstes lieber weniger gutverdienende Migrantinnen. Der Nachbarkanton tickt anders: Im Budget 2023 lobt man explizit die erwarteten Mehrerträge infolge «steuerstarker Zuzüger». Während der Kanton Zürich in den letzten Jahren für besser situierte Personen an Attraktivität eingebüsst hat, wissen Leute wie Tännler, was sie Menschen verdanken, die einen grossen Obolus an den Fiskus leisten.

Doch von Dankbarkeit oder Anerkennung spürt man wenig. Gerade Politiker in Bundesbern verfolgen die Entwicklung mit Argusaugen. Das weiss der manchmal etwas schroff und narzisstisch wirkende Zuger SVP-Vertreter genau. Die Ablehnung bringt der frühere grün-alternative Nationalrat Josef Lang, ein Exilzuger, der in Bern lebt, auf den Punkt: «Unter Tännler ist das fiskalische Abzocken anderer, vor allem armer Gemeinwesen weitergegangen. Das betrachte ich nicht als Erfolg, sondern als ethisches Fiasko.» Trotzdem wolle der Finanzdirektor die gegen aussen unsolidarische und gegen innen unsoziale Tiefststeuerpolitik noch mehr zuspitzen.

Interessanterweise zahlt sich die Arbeit des SVP-Exponenten im eigenen Kanton weniger

aus, als man erwarten dürfte. Er wird zwar überall anerkannt, gelobt und gepriesen, und er gilt als dominierende Figur der Exekutive. Gerhard Pfister, Mitte-Präsident und Zuger Nationalrat, sagt etwa: «Persönlich halte ich Heinz Tännler für sehr fähig, Bundesrat zu sein.» Aber sein Bekanntheitsgrad und sein Engagement zahlen sich zumindest rein elektoral nicht aus. 2019 schaffte er den anvisierten Sprung in den Ständerat nicht und blieb deutlich hinter seinem Mitbewerber der FDP zurück. Auch bei den Regierungsratswahlen Anfang Oktober über-

Schafft er es aber überraschend doch auf das Ticket, dürften die Attacken von links massiv ausfallen.

zeugte Tännler nicht. Obwohl seit 2007 in der Exekutive und damit der dienstälteste Amtsinhaber, erzielte der Jurist nur das sechstbeste Resultat. Etwas, das ihn wurmt, wie der vor drei Jahren verlorene Kampf ums Stöckli, wie es in Zug heisst. «Tännler ist beliebt, aber niemand wählt ihn», meint ein Baarer dazu schmunzelnd.

Dazu passt, dass ihm viele der Freisinnigen in Zug immer noch nicht verziehen haben, dass er vor zwanzig Jahren zur SVP gewechselt ist. Aus Karrieregründen, wie sie Tännler unterstellen. Umgekehrt herrscht in der Volkspartei immer ein gewisses Misstrauen gegenüber Mitgliedern, welche die Seite gewechselt haben. Das dürfte seine Chancen in der Fraktion im Bundeshaus sicher nicht verbessern.

Schafft er es aber überraschend doch auf das Ticket, dürften die Attacken von links massiv ausfallen. Das aus zwei Gründen: Seit dem Angriff von Russland auf die Ukraine repetieren die Linken bei jeder Gelegenheit die verrückte These, Zug trage eine Mitverantwortung am Krieg in Osteuropa. Nochmals Historiker Josef Lang: «Tännler verkörpert die Willkürpolitik zugunsten von Oligarchen. Mit Gerhard Pfister zusammen bildet er das Tandem, das in den letzten sechzehn Jahren jenen Standort, aus dem

massive Beihilfe in Putins Kriegskasse geleistet wurde, am heftigsten verteidigt hat.» Doch der Finanzdirektor weigert sich, solche Anwürfe hinzunehmen. In einer SRF-Sendung erwiderte er, in seinem Kanton seien «alle willkommen, die sich an die Standards halten». Man werde deshalb nicht wie ein Detektiv den russischen Oligarchen nachspüren.

Zuger lassen ihn hängen

Was danach folgte, ist typisch für die heutige Debatte. Tännler pochte darauf, dass in Zug rechtsstaatliche Verhältnisse herrschen. Die Scharfrichter in Medien und Politik dagegen forderten in schrillen Tönen, an wohlhabenden Russen ein Exempel zu statuieren – unabhängig davon, wie sie zu diesem Krieg stehen oder ob sie sich in der Schweiz an das Gesetz gehalten haben. Aus SVP-Optik wäre das eigentlich ein weiteres starkes Argument, den Zuger auf den Schild zu heben.

2011 unternahm der passionierte Tennisspieler einen ersten Versuch, einen Platz im obersten Leitungsgremium des Landes zu ergattern. Interessanterweise bekam er damals mehr Unterstützung von seinen eigenen Leuten. Eine überparteiliche Gruppe – Nationalrat Gerhard Pfister, Ex-FDP-Präsident Rolf Schweiger und der damalige Zuger SP-Stadtpräsident Dolfi Müller – sprach sich in einem «Empfehlungsschreiben» öffentlich für den SVP-Exponenten aus. Kritik gab es schon damals wegen seines Engagements bei der Fifa. Vor seinem Sprung in die Exekutive war der Anwalt von 2004 bis 2007 Direktor der Rechtsabteilung des Weltfussballverbandes gewesen. Trotzdem schloss man damals die Reihen. Dieses Mal lassen die Zuger ihren Kandidaten hängen. Sie glauben offensichtlich nicht daran, dass Tännler reüssieren könnte.

Vielleicht wissen es die Zuger selber am besten. Unabhängig davon, was sie tun oder lassen: Sie haben es in Bern heute noch schwerer als in der Vergangenheit – vor allem oder gerade weil sie derart erfolgreich sind. Die Kandidatur von Heinz Tännler könnte schon bald zum besten Exempel dafür werden.

* * *
DIE SCHLAUE
WEIHNACHTS-
ÜBERRASCHUNG
* * *



Nur solange Vorrat!

129.50
statt 169.-

EMPFOHLEN VON DER
Stiftung Lesen

WWW.SPICK.CH

SPICK

Prinzessin Lily

Die Tochter von Phil Collins hat die Star-Qualitäten einer Audrey Hepburn. Was macht sie so bezaubernd?

Catharina Steiner

Die Entertainment-Welt kann grausam sein. Phil Collins ist wegen eines bizarren Streits mit seiner Ex-Frau in den Schlagzeilen. Orianne Cevey, eine Schweizerin, hatte ihn mit einem Callboy betrogen. In den Medien behauptete sie, der 71-jährige, gesundheitlich stark angeschlagene Sänger würde seit Jahren (!) nicht mehr duschen, geschweige denn sich die Zähne putzen. Eine bitterere öffentliche Demontage eines der ganz Grossen im Musikgeschäft kann man sich kaum vorstellen.

Zum Glück hat er eine Tochter. Und was für eine. Lily Collins kam 1989, im Jahr als ihr Vater mit «Another Day in Paradise» die Hitparaden stürmte, zur Welt. Die Schauspielerinnen sieht nicht nur wie die Audrey Hepburn ihrer Generation aus, sie besitzt auch deren Charme und Leichtigkeit. Man hat das Gefühl, sie wandle mühelos durch die Entertainment-Welt – Chansons summend, Handtäschchen schwingend –, genauso wie ihre Figur im Netflix-Hit «Emily in Paris». Die Serie, in der Collins die Titelrolle spielt und neben «Sex and the City»-Erfinder Darren Star auch als Produzentin fungiert, markiert den vorläufigen Höhepunkt ihrer Karriere. Der Erfolg der «Emily»-Geschichte, die rein gar nichts mit dem Leben in Paris zwischen Gelbwesten, sozialen Spannungen und unbezahlbaren Mieten zu tun hat, kann vor allem der bezaubernden Lily Collins zugeschrieben werden. Am 21. Dezember startet die dritte Staffel, passend zur Weihnachtszeit. Es ist eine Fantasie, ein modisches Märchen mit Prinzessin Lily in High Heels.

Sie hielt dem Sturm stand

Wer so leicht über den Dingen schweben kann, kennt auch die Abgründe. Als Teenager kämpfte sie jahrelang gegen Essstörungen. Als sie für die Rolle im Magerheitsdrama «To the Bone» massiv an Gewicht verlor, fanden sie und der Streaming-Dienst Netflix sich in einem Sturm der Entrüstung wieder. Collins blieb standhaft. Als Showbusiness-Kind ist sie mit der Prämisse aufgewachsen: Mal lieben sie dich,

mal hassen sie dich. Schon als Zweijährige stand sie in Grossbritannien, der Heimat ihres Vaters, für die BBC-Serie «Growing Pains» vor der Kamera. Mit fünf zog sie mit ihrer Mutter von Grossbritannien nach Los Angeles. Danach soll sie ihren berühmten Vater kaum noch gesehen haben. Die Beziehung der beiden gilt als kompliziert. In ihrem Buch «Unfiltered: No Shame, No Regrets, Just Me» spricht Lily das schwierige Verhältnis an. «Viele meiner grössten Unsicherheiten rühren von meinen Problemen mit meinem Vater her.» Sie schreibt in der Sammlung persönlicher Essays auch darüber, wie sie gelernt hat, die Handlungen ihres Vaters zu akzeptieren und ihre Gefühle zu äussern.

Phil Collins hatte Lilys Mutter Jill Tavelman Mitte der neunziger Jahre für seine dritte Frau verlassen – angeblich per Fax-Nachricht, wie in den Medien genüsslich ausgebreitet wurde. Lily will es anders machen. 2021 heiratet sie den etwas langweilig anmutenden Regisseur Charlie McDowell in Colorado, weitab vom Trubel und von den Paparazzi in La-La-Land. Auch



Mal lieben sie dich, mal hassen sie dich: Aufsteigerin Collins, 33.

der 39-Jährige stammt aus einer Hollywood-Familie. Mutter Mary Steenburgen und Vater Malcolm McDowell sind beide Schauspieler. Ähnliche Biografien verbinden, man weiss, wovon der jeweils andere spricht. Vor allem, worüber man nicht spricht.

Privates lässt sich Collins ungern entlocken. Über ihre Ehe sagte sie im GQ-Magazin immerhin: «Charlie ist mein bester Freund. Gemeinsam können wir alles schaffen. Dafür bin ich so dankbar.» Ein verlässlicher Partner. Nicht so, wie sie es mit ihrer Mutter und ihrem Vater erlebt hat. Mittlerweile haben sich Phil und Lily aber angenähert, er reiste trotz seiner gesundheitlichen Probleme nach Colorado, um bei ihrer Hochzeit dabei zu sein. Auf Instagram veröffentlichte sie zum Vatertag sogar eine Liebeserklärung an ihren Dad.

Schneewittchen mit Julia Roberts

Auf dem Social-Media-Kanal lässt die mittlerweile 33-Jährige ihre knapp 27 Millionen Follower an ihrem Leben zwischen Filmsets, Photoshoots, roten Teppichen und Ausflügen in die Natur teilhaben. Zwei neue Kinofilme sind in Planung, und auch als Produzentin will sie weiterhin arbeiten, um so mehr Einfluss auf ihre Projekte zu nehmen. Seit ihrem Auftritt als Schneewittchen in «Mirror, Mirror» 2012 an der Seite von Julia Roberts arbeitete sich die Darstellerin kontinuierlich hoch. Dabei war lange nicht klar, ob sie überhaupt Schauspielerinnen werden wollte.

Als junge Frau interessierte sich Collins für Journalismus, schrieb Kolumnen für *Elle Girl*, *Seventeen*, *Teen Vogue* und die *Los Angeles Times*. 2008 moderierte sie ein Special für den Kindersender Nickelodeon anlässlich der Vereidigung von Präsident Obama. Ihr grösster Traum war es, die jüngste Talkshow-Moderatorin im amerikanischen Fernsehen zu werden. Jetzt begeistert sie in Hollywood. Für Lily Collins ist das kein Widerspruch: «Journalismus hat mir geholfen, den Dingen auf den Grund zu gehen. In meinem Leben als Lily, aber auch bei meinen Filmfiguren», sagt sie abgeklärt.

HERODOT



Die Wahlen in Italien, Brasilien und Israel brachten – wie zuvor schon in Schweden – einen Sieg der «extremen, populistischen» Rechten. Im Gegensatz zur Mainstream-Presse setze ich die Adjektive in Führungszeichen. Bemerkenswert ist, dass sie fast nur auf rechte Politiker angewandt werden, nicht aber auf linke, wie etwa bei der totalitären Cancel-Culture-Bewegung oder einer langjährigen schweizerischen Regierungspartei, deren Programm die Abschaffung der Armee fordert.

Bei Itamar Ben-Gvir, dem eigentlichen Sieger der israelischen Wahlen, kann man die Führungszeichen wohl weglassen. Rechtskräftig verurteilt wegen Rassismus und Terrorismus, wollte er einst alle Araber aus Israel deportieren, heute nur noch die «illoyalen» unter ihnen. Sein Schlachtlied ruft aber weiter dazu auf, die arabischen Dörfer niederzubrennen. Seine Partei liegt nach Verdoppelung ihrer Stimmen an dritter Stelle. Dies ist auch eine Reaktion auf die erstmalige Regierungsbeteiligung einer arabischen Partei in den letzten achtzehn Monaten. In israelischen Wahlen geht es in erster Linie um das Verhältnis zu den Palästinensern. Die einst staatstragende Linke hat noch vier von 120 Knesset-Sitzen. Insofern lassen sich aus israelischen Wahlen, im Gegensatz zu denjenigen in Brasilien und Italien, nicht allgemeingültige Schlüsse ziehen.

Brasilien ist – trotz der Wahl Lula da Silvas – deutlich nach rechts gerückt. Dies gilt sowohl für die Parlaments- als auch für die Gouverneurswahlen. Auf Ebene der Gliedstaaten wird die Linke künftig weniger als ein Viertel der Menschen regieren; die

Rechte fast zwei Drittel. Erstmals in der Geschichte des Landes gibt es eine starke wirtschaftsliberale Rechte. In ihren Reihen finden sich populäre, technokratische Gouverneure, etwa an der Spitze der beiden grössten Gliedstaaten, São Paulo und Minas Gerais. Sie sind für Lateinamerika ein neuer Politikertypus. Der wirtschaftlich fortgeschrittene Süden und Westen des Landes stimmte klar für Bolsonaro und rechte Gouverneure. Nur in den Hochburgen der alten, feudalen und korrupten Rechten im rückständigen Nordosten des Landes, wo die Militärs einst die Stimmen für ihre «demokratische» Legitimierung holten,

«In Europa bäumt sich ein Grossteil der Bevölkerung gegen eine verfehlte Asyl- und Einwanderungspolitik auf.»

siegte Lula – überdeutlich. Ein Grossteil der Brasilianer ist überzeugt, dass dabei – wie früher in diesem Landesteil – Manipulation im Spiel war und Lula nur so Bolsonaro am Schluss der Stimmzählung knapp überholen konnte. Dem Obersten Gericht vertrauen sie nicht, zumal dieses und der Grossteil des alten politischen Establishments Bolsonaro vehement bekämpft hatten. Lula wird das Regieren nicht leichtfallen.

Auch der Aufstieg der Führerin einer Vierprozent-Partei am rechten Rand zur Ministerpräsidentin Italiens hat Bedeutung über das Stiefelland hinaus. Wie in Schweden und andernorts in Europa bäumt sich ein Grossteil der Bevölkerung gegen eine verfehlte Asyl- und Einwanderungspolitik und gegen einen von Presse und Justiz betriebenen Ge-

sellschaftswandel auf, der die bisherigen Stützen der Gesellschaft zunehmend delegitimiert zugunsten von allerlei echten und vermeintlichen bisherigen Randgruppen. Beidem stellen sich traditionelle bürgerliche Parteien nicht entschieden entgegen. Melonis Schlachtruf «Ich bin eine Frau, Mutter, Italienerin, Christin, und ihr werdet mir dies nicht wegnehmen!» erreichte so Kultstatus. Die vernichtende Niederlage der rechten Dänischen Volkspartei zeigt aber auch, dass sich Protestbewegungen rasch in Luft auflösen, wenn die traditionelle Politik auf das verbreitete Malaise in der Bevölkerung reagiert; Ähnliches geschieht zurzeit in Spanien.

Die Politik ist eine ewige Pendelbewegung von Aktion und Reaktion. Je mehr das Pendel in die eine Richtung ausschlägt, desto mehr geht es danach in die andere. Lange vor Hegel erkannten Heraklit, Platon, Aristoteles und andere antike Philosophen diese Dialektik, die auch dem ostasiatischen Yin-Yang zugrunde liegt. Während die Politik anderer Länder einen Zickzackkurs fährt, tendiert das schweizerische System zu Mässigung und Stetigkeit – dank den Volksrechten. Die direkte Demokratie zwingt die Regierenden, nahe am Volkswillen zu handeln, und verhindert übermässige Pendelausschläge. Einigen hier ist dies zu langweilig. Im Ausland sehnen sich zig Millionen nach solcher Langeweile.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Willkommen im Übermorgenland

Wie der Emir von Katar seine Halbinsel zum reichsten Staat der Welt und zu einem Akteur der globalen Politik machte.

Pierre Heumann

Tel Aviv

Als vor vierzig Jahren das «Sheraton»-Hotel in Doha eröffnet wurde, gab es weit und breit nichts ausser schäbigen Häusern, primitiven Hütten und viel Sand. Einsam stand das einer Pyramide nachempfundene Gebäude an der Corniche. Heute ist das Hotel ein Magnet für Könige und Präsidenten, die hier absteigen, für CEOs von Weltfirmen, die hier übernachten, sowie für hochkarätige Kongresse und Konferenzen von Wissenschaftlern oder Politikern aus der ganzen Welt.

Das «Sheraton Doha» ist ein Symbol für den rasanten Aufstieg des einst öden Fleckens Katar an die Weltspitze. Es sei ein «zauberhaftes Königreich», pries vor elf Jahren das Wochenmagazin *Time* das aufstrebende Emirat und stellte die rhetorische Frage: «Ist Katar zu gut, um wahr zu sein?» Inzwischen ist es das reichste Land der Welt und steht im Zentrum des medialen Interesses. Stichwort: Fussballweltmeisterschaft.

Doppelt so gross wie der Kanton Bern

Doha, die Hauptstadt Katars, ist bereit. Acht neue Stadien, ein autonomes Metrosystem, viele Hotels und ein zusätzlicher Flughafen wurden aus dem Boden gestampft; 300 Milliarden Dollar soll der Staat in den Grossanlass investiert haben.

Katar, flächenmässig gerade einmal doppelt so gross wie der Kanton Bern, kann sich das leisten. Das Emirat sitzt auf den weltweit grössten Gasreserven, ist der bedeutendste Exporteur von verflüssigtem Erdgas, LNG – und will weiter expandieren. Sobald ein neues Feld in Angriff genommen wird, kann Katars Gasförderung bis 2027 um über 40 Prozent gesteigert und für die langfristige Versorgung Europas mit Gas unentbehrlich werden.

Einst hatten Araber dieses Land verspottet, weil es dort nur Stein und Sand gebe, zudem viel zu wenig Wasser. Gott habe Katar vergessen, mokierten sie sich. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde in einem Reisebericht das allgemeine Erscheinungsbild von Doha als «unattraktiv» beschrieben: «Die Gassen sind



Fast zu gut, um wahr zu sein.

eng und unregelmässig, die Häuser schmutzdelig und klein.»

Doch jetzt wird Katar als «Übermorgenland» gepriesen. Star-Architekten wie Jean Nouvel, Ieoh Ming Pei oder Zaha Hadid haben Doha ihren Stempel aufgedrückt. Die nationale Airline Qatar Airways ist vom «Skytrax World Air-

Katar will nicht nur Wirtschaftsmacht sein, sondern auch die Regional- und Weltpolitik prägen.

line Star Rating» zur besten Fluggesellschaft der Welt gekürt worden. Elite-Universitäten sind in Doha vor Ort, darunter die Hochschule Carnegie Mellon und das Weill Cornell Medical College. Katar lässt sich vom Silicon Valley inspirieren und nutzt die Weltmeisterschaft, um sich als Tech-Land zu präsentieren. Abkommen mit Meta (Facebook) und mit Fintech-Firmen sind unterzeichnet. Hochtechnologiefirmen wie Microsoft, Cisco, Google oder

Siemens haben sich bereits auf der Halbinsel niedergelassen und sollen die Digitalisierung der katarischen Wirtschaft vorantreiben.

Andere Golfstaaten brillieren zwar ebenfalls mit Hightech, Luxus und ehrgeizigen Wachstumszielen. Aber Katar geht einen Schritt weiter. Im Gegensatz zu den Vereinigten Arabischen Emiraten oder zu Bahrain will Katar nicht nur eine Wirtschaftsmacht sein, sondern auch die Regional- und Weltpolitik prägen. Katar, sagt Mehran Kamrava, der an der Georgetown University in Katar lehrt, habe eine klare Vision zur Rolle des Landes in der Welt. Der immense Reichtum reiche nicht aus, um den Aufstieg Katars zu einem der einflussreichsten Staaten der Welt zu begreifen. Dahinter stecke vielmehr eine kluge Politik, die das Kapital geschickt einsetze.

Unblutiger Putsch 1995

Katar nutzt das regionale Vakuum, das durch den Abstieg und die Schwächung der traditionellen Machtzentren von Kairo, Damaskus

oder Bagdad entstanden ist. Wiederholt half das Emirat bei der Schlichtung von Konflikten, sei es im Libanon, im Sudan, in Libyen oder im Gazastreifen. Bei internationalen Krisen der Region tritt Katar für Ausgleich ein – auch zwischen den arabischen Staaten oder im Iran.

Die Transformation Katars begann Mitte der 1980er Jahre unter Scheich Khalifa bin Hamad Al Thani. Doch seinem Sohn, dem Kronprinzen Hamad bin Khalifa Al Thani, ging der Wandel zu langsam. Er entmachtete seinen Vater in einem unblutigen Putsch, als dieser in Genf war. Das war 1995.

Im Sommer 2013 kam es erneut zu einem Stabwechsel: Scheich Hamad, erst 61 Jahre alt, liess sich pensionieren und übergab das Zep-

In der Versorgungskrise zeigte sich, wie agil und innovativ das Regime in Doha ist.

ter freiwillig seinem Sohn, Scheich Tamim bin Hamad Al Thani. Der Machtwechsel war in Katar zwar allgemein erwartet worden, aber der Zeitpunkt kam dann doch überraschend. Das Herrscherhaus brach nämlich mit der Golf-Tradition, dass die Monarchen ihre Ämter auf Lebzeiten innehaben.

Auf Staatskosten im Ausland studieren

Während im arabischen Raum Regime wiederholt gestürzt wurden oder um ihr Überleben kämpfen mussten, ist Katar erstaunlich stabil geblieben. Die katarische Gesellschaft ist klein und deshalb relativ leicht regierbar. Zudem lässt sich die Geschichte der Thani-Dynastie über mehr als hundert Jahre zurückverfolgen.

Der Emir zeigt gegenüber Anzeichen von Widerspruch keine Toleranz. Andererseits werden die Bürger aber mit einer Sozialpolitik, die von der Wiege bis zum Grab reicht, verwöhnt – andere würden sagen: bestochen. Steuern werden nicht erhoben, Wasser und Elektrizität sind kostenlos, und wer im Ausland studieren will, kann das auf Staatskosten tun.

Vor seiner Ernennung zum Monarchen hatte Scheich Tamim während zehn Jahren als Kronprinz das Image Katars als modernes Land aufgebaut. Er präsidierte zum Beispiel die Asiatischen Spiele, als sie 2006 in Doha durchgeführt wurden, und er hat sich dafür eingesetzt, dass dem Emirat die Austragung der Fussballweltmeisterschaft zugesprochen wurde.

Die Grundlagen der «aktiven Diplomatie» des Emirats wurden 2006 mit der Gründung des ersten arabischen Satellitensenders, Al-Dschasira, gelegt. Die Station, die der Herrscherfamilie gehört, greift oft Themen auf, die im arabischen Raum tabu sind. Sie lässt kontrovers diskutieren und schont dabei die Mächtigen nicht, die Al-Dschasira deshalb als respektlos oder gar frech empfinden. Bei der

Bevölkerung im Mittleren Osten ist Al-Dschasira gerade deshalb beliebt, was dem Emir nur recht ist, zumal er von den Journalisten mit Glacéhandschuhen angefasst wird.

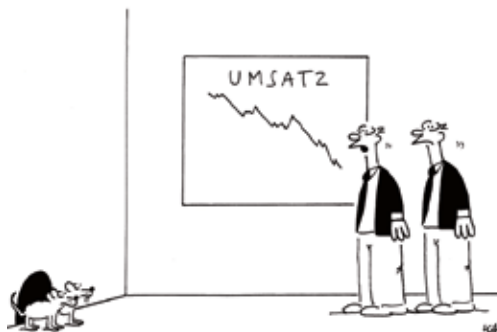
Katar, das zwischen den beiden Mächten Iran und Saudi-Arabien liegt, die sich feindlich gegenüberstehen, ist militärisch zu schwach, um sich im Kriegsfall selber verteidigen zu können. Deshalb hat es den Schutz seiner Unabhängigkeit und seines Reichtums ausgelagert: an die USA. Das Emirat stellt amerikanischen Truppen auf seiner Halbinsel einen Luftstützpunkt zur Verfügung, der mehr als hundert Flugzeugen und bis zu 10 000 Soldaten Platz bietet. Die grösste Luftwaffenbasis im Mittleren Osten, die von Katar finanzierte Al Udeid Air Base, dient nicht nur den Sicherheitsinteressen Katars, sondern wurde von den USA auch für Einsätze gegen den Irak, Syrien oder Afghanistan genutzt.

Boycott durch Riad

Gleichzeitig – und das ist der Spagat, den Katars Herrscher kunstvoll praktiziert – unterhält Doha Beziehungen mit dem Iran, dem Erzfeind der USA. Zudem pflegt Katar einen Dialog mit radikalen und islamistischen Gruppen im Mittleren Osten, bei deren Erwähnung Regime in Riad, Bahrain oder Abu Dhabi Umsturzgefahr wittern. Deshalb griffen das benachbarte Saudi-Arabien und seine regionalen Verbündeten zu einer Strafmassnahme: Weil Katar islamistische Gruppierungen wie die Muslimbruderschaft unterstützte, boykottierten sie ab 2017 Katar, den «Terrorfreund».

Weil das Emirat von den Importen der Nachbarländer abhängig war, musste es Hals über Kopf alles – von Baumaterialien bis hin zu Milch – auf anderen Wegen beschaffen.

In der Versorgungskrise zeigte sich, wie agil und innovativ das Regime ist. Statt wie bisher Milch aus Saudi-Arabien zu importieren, liess Katar mehrere tausend Holstein-Kühe einfliegen. Aus der Not wurde eine Tugend: Katar hat sich das ehrgeizige Ziel gesetzt, bis 2023 auf importierte Lebensmittel verzichten zu können. Die Wüste soll zum Blühen gebracht werden – wie in Israel.



Bei einer Niederschlagsmenge von höchstens achtzig Millimeter pro Jahr und Temperaturen von vierzig Grad und mehr sowie einer hohen Verdunstung ist das freilich nicht problemlos. Deshalb sind drei Entsalzungsanlagen gebaut worden, die jetzt rund die Hälfte des Wasserkonsums decken. Zudem holte sich Doha erfinderische Ingenieure auf die Halbinsel. Die rund 20 000 Kühe werden entweder besprüht oder in klimatisierten Ställen gehalten.

Inzwischen ist der Boykott der Nachbarn vorbei – und er hatte auch sein Gutes. Die Abhängigkeit Katars von den Produkten der Nachbarn hat sich verringert.

Mit den Erlösen aus dem Gasexport sichert sich Katar zudem systematisch Einfluss in westlichen Firmen. Die Qatar Investment Authority (QIA) mit einem geschätzten Kapital von 460 Milliarden Dollar kauft sich in westliche Firmen ein. Sie stockte neulich ihre CS-Anteile auf und besitzt jetzt mehr als 5 Prozent der Grossbank. Zu den bevorzugten Ländern gehören Grossbritannien und Deutschland. So erwarb Katar vor zwölf Jahren das renommierte Kaufhaus Harrods und die Canary Wharf Group, später ein Aktienpaket von Barclays und des Flughafens Heathrow. In Deutschland, wo das Emirat mit 25 Milliarden Euro investiert ist, hat es sich grössere Aktienpakete in der Automobilindustrie gesichert, unter anderem bei Volkswagen und soeben bei Porsche, ist im Telekommunikationsbereich und im Bankensektor eingestiegen, zudem bei Hapag-Lloyd, einer der grössten Schifffahrtsgesellschaften der Welt, sowie bei Siemens.

Von 50 000 auf 2,7 Millionen Einwohner

Ausserhalb Europas investiert Katar ebenfalls. Demnächst will der Scheich mit zehn Milliarden Dollar in amerikanische Seehäfen einsteigen, in Ägypten ins Mobilfunknetz und in Brasilien in ein Ölfeld investieren. Anfang November hat Katar Twitter-Käufer Elon Musk mit 376 Millionen Dollar unterstützt.

Das rasante Wachstum und die schnelle Transformation fordern freilich ihren Preis. Im Emirat, wo zu Beginn der 1950er Jahre weniger als 50 000 Menschen wohnten, leben heute rund 2,7 Millionen. Bei den meisten handelt es sich um Fremdarbeiter, die auf den zahlreichen Baustellen malochen, keine politischen Rechte haben und in einer Parallelgesellschaft leben. Die Katarer, die vom Energiereichtum profitieren, sind nicht nur eine Minderheit, sondern eine verschwindend kleine Minderheit. Und solange sie der Monarch am Wohlstand teilhaben lässt, wird diese Minderheit die Parallelwelt des Emirats begrüssen – genauso wie der Rest der Welt, der davon profitiert, dass die Katarer ein kommerzielles Interesse an der Wirtschaft des Westens zeigen und sich in politischen Konflikten als Vermittler profilieren.

Rückkehr konservativer Werte

Gnadenlos attackiert die Linke Rishi Sunak wegen seines Reichtums. Zu Unrecht. Der neue Premier steht für das Beste, was Einwanderer Grossbritannien gebracht haben.

Francis Pike

Die allgemeine Reaktion in Europa nach dem Brexit lautete: «Die Briten sind ein Haufen bornierter Rassisten.» Echt jetzt?

Der neue britische Premierminister Rishi Sunak ist ein Hindu, seine Eltern sind aus Ostafrika eingewandert. Die Innenministerin ist eine indischstämmige Buddhistin, der Aussenminister ein Agnostiker, dessen Mutter aus Sierra Leone kommt. Der Vater des Vizepremiers und Justizministers kam als mitteleuropäischer Jude nach Grossbritannien. Der Generalsekretär der Konservativen Partei ist ein irakischer Kurde. Der Wirtschaftsminister ist Jude, die Handelsministerin eine nigerianischstämmige Katholikin, der Wohnungsminister, ein Schotte, wuchs bei Adoptiveltern auf, der Staatsminister für Sicherheit spricht Arabisch und besitzt die britische und die französische Staatsangehörigkeit.

Gleichwohl gibt es ethnische Minderheiten im neuen britischen Kabinett. Finanzminister Jeremy Hunt ist ein Weisser. Das könnte man ihm nachsehen, denn er ist mit einer Japanerin verheiratet. Für Verteidigungsminister Ben Wallace, einen ehemaligen Offizier, kann es eine solche Nachsicht nicht geben. Er ist nämlich nicht nur ein Weisser, sondern auch verheiratet mit einer Weissen, wenngleich mit einer Schottin. Aber ich könnte mir denken, dass in einem konservativen Kabinett Platz ist für einen hundertprozentigen Weissen!

Vermögend, aber bescheiden

Für Linke ist die Buntheit der heutigen britischen Regierungen, besonders derjenigen von Rishi Sunak, ein Problem. Historisch hat die Labour Party den Tories immer vorgeworfen, Rassisten zu sein oder sich als Hort der anglikanischen Kirche zu verstehen. Das änderte sich, als der unterschätzte ehemalige Premierminister David Cameron Angehörige von Minderheiten in die Partei holte. Heute sind Einwanderer nicht bloss im Parlament vertreten, sondern auch in der Politik tonangebend.

London

Labour, die selbsternannte Partei der Diversität, die nie von einer Frau geführt wurde, geschweige denn einen nichtweissen Minister im Kabinett hatte, verfolgt inzwischen zwei Angriffslinien. Die erste lautet, dass Sunak kein echter Asiat sei, weil er ein Konservativer ist. Die zweite lautet, dass er kein echter Asiat sei, weil er reich ist. Manchmal wird beides kombiniert. Ein asiatischstämmiger Labour-Ab-



Ehrgeiz, Fleiss, Sparsamkeit, Familiensinn: Premier Sunak.

geordneter erklärte kürzlich, dass Sunak als Multimillionär «kein Gewinn für die Repräsentation von Asiaten» sei.

Gnadenlos nimmt Labour Rishi Sunaks Vermögen unter Beschuss, das zusammen mit dem seiner Frau etwa 850 Millionen Euro beträgt. Der linke *Daily Mirror* bezweifelte, dass er aufgrund seines Reichtums «Verständnis und Mitgefühl für die kleinen Leute» haben könne. Sky News fragte, ob er zu reich sei für das Amt des Premierministers.

Sunak weist aber immer wieder darauf hin, dass er aus einfachen Verhältnissen stammt,

über der Apotheke der Eltern wohnte. Seine Frau mag märchenhaft reich sein, doch als sie 1980 in Hubli (Karnataka) geboren wurde, hatte ihr Vater Narayana Murthy nicht einmal ein Telefon.

Obwohl Murthy mit Infosys Technologies, einem globalen Software-Unternehmen mit 345 000 Mitarbeitern in fünfzig Ländern, ein Vermögen von 4,5 Milliarden Dollar erwirtschaftet hat, lebte er mit seiner Familie sehr bescheiden. Dass er täglich seine Toilette säuberte, sollte seinen Kindern eine Lektion in Sachen Demut sein. Zu Hause macht er den Abwasch, und er fährt ein kleines Auto. Ein ehemaliger Kollege, der Murthy kennt, bezeichnet ihn als «Mahatma Gandhi unter den indischen Unternehmern».

Wandelnde Handgranate Truss

Die Sunaks mögen, wie ihre Eltern, reich sein, aber sie protzen nicht damit. Sie leben relativ bescheiden mit ihren beiden Töchtern in Yorkshire, wo man für Angeber nicht viel übrig hat. Selbst lokale Oppositionspolitiker räumen ein, dass die Sunaks beliebt sind. Sie stehen für das Beste, was Einwanderer in unser Land gebracht haben. Die konservativen Werte Ehrgeiz, Fleiss, Sparsamkeit und Familiensinn sind eine willkommene Erlösung nach dem ausschweifenden Boris Johnson und Liz «Salatkopf» Truss, der wandelnden Handgranate.

Hinzu kommt, dass Sunak ein hochintelligenter Mann ist, der bei Goldman Sachs eine legendär mörderische Ausbildung durchlief. Er wird ein Auge auf die Staatsausgaben haben, denn die drohende globale Rezession dürfte ein Loch in den Haushalt reissen.

Sunak gilt als arbeitsam, präzise und analytisch. Er ist liebenswürdig und wortgewandt, offen und ehrlich. Ich bin richtig stolz, dass ein Sohn asiatischer Einwanderer wie Rishi Sunak Premierminister meines Landes ist.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Die Heimatlosen

Wer klassische konservative Meinungen ausgrenzt, betreibt das Geschäft rechtsextremer Kräfte.



In den bundesweiten Meinungsumfragen seit Anfang Oktober liegen SPD und Grüne in etwa gleichauf bei 19 bis 20 Prozent, die FDP liegt bei 6 bis 8 Prozent. Angesichts der historisch beispiellosen Inflationswelle, die Deutschland überrollt, und angesichts des verheerenden Bildes, das die Ampelkoalition seit Beginn des Ukraine-Krieges insbesondere in der Energiepolitik bot, sind dies sehr gute Zahlen. Im Vergleich dazu bleibt der öffentliche Zuspruch für die CDU/CSU-Op-
position enttäuschend. Unter ihrem sich redlich abmühenden Oppositionsführer Friedrich Merz hängt sie fest bei 27 bis 30 Prozent.

Der eigentliche Krisengewinnler ist die AfD. Diese schon halb totgesagte Protestpartei liegt bundesweit stabil bei 14 bis 15 Prozent und damit noch weit über ihrem Rekordergebnis von 2017. In der niedersächsischen Landtagswahl konnte sie kürzlich ihr Ergebnis fast verdoppeln. Auch hier war die Leidtragende die CDU, die ihr schlechtestes Ergebnis der Landesgeschichte einfuhr. Der gegenwärtige Aufschwung der AfD ist also keineswegs auf Ostdeutschland beschränkt. Dort aber ist er besonders ausgeprägt: In Brandenburg, Sachsen und Thüringen ist die AfD gegenwärtig nach den aktuellen Umfragen die grösste Partei.

Die CDU/CSU dagegen steht bundesweit machtpolitisch vor einem Scherbenhaufen, weil ihr angesichts der konservativen Wählerwanderung zur AfD nur Grüne und SPD als Koalitionspartner verbleiben. Könnte sie, wie ehemals unter Franz Josef Strauss und Helmut Kohl, die 15 Prozent AfD-Wähler bei sich verbuchen, so wäre sie eine machtvolle Erscheinung, die zusammen mit der FDP jederzeit

eine Alternative zu Rot-Grün böte. Solange sich aber die AfD nicht von ihren rechtsradikalen und rechtsextremen Elementen trennt, kann sie für die CDU/CSU nicht koalitionsfähig sein. Jeder Versuch in diese Richtung würde eine innerparteiliche Revolution und einen bundesweiten Absturz mit sich bringen. Die Aufgabe wäre es stattdessen, heimatlose konservative Wähler wieder von der AfD zurückzugewinnen.

Wie aber soll das geschehen, solange sich die Union – wie es unter Angela Merkel zur herrschenden Praxis wurde – allen jeweils geltenden linksliberalen und rot-grünen Modetrends mehr oder weniger bedingungslos unterordnet? Damit verstösst sie einen Teil ihrer früheren

Die Aufgabe der CDU/CSU wäre es, konservative Wähler wieder von der AfD zurückzugewinnen.

Wählerschichten in die politische Heimatlosigkeit. Das ist ein permanenter, sich ständig verschärfender Prozess, in dem die Union der linksliberalen und rot-grünen Agenda mehr oder weniger besinnungslos hinterherhechelt, ohne dass sie ihre konservative Eigentlichkeit in irgendeiner Form weiterentwickelt.

Für Deutschland im Jahr 2022 gilt: Wer gegen kulturfremde Massenzuwanderung ist und ausserdem die Ehe für eine Angelegenheit von Mann und Frau hält, gilt heute für grosse Teile von Medien und Politik als rechtsradikal und rassistisch und wird ausgegrenzt. Gleichzeitig behaupten dieselben Medien und Parteien, es gebe

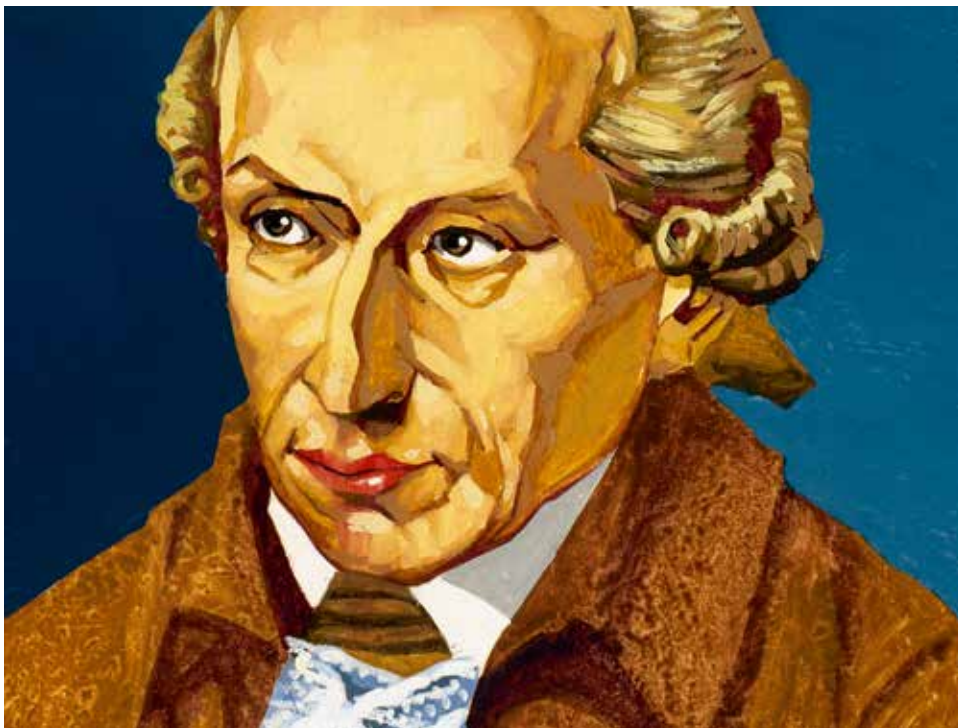
in Deutschland eine vollentwickelte Meinungsfreiheit. Das macht etwas mit den Menschen: Wenn sie für Ansichten, die bis vor wenigen Jahren noch Mainstream waren, von weiten Teilen in Medien und Politik als rechtsradikal oder gar rechtsextrem ausgegrenzt werden, dann leitet das ihren gesellschaftlichen Rückzug ein. Oder sie nehmen irgendwann das ungerechtfertigte und diffamierende Fremdurteil an, und dann wundert sich die linke Mehrheit in Medien und Politik, wenn die AfD in den Meinungsumfragen in Ostdeutschland plötzlich die grösste Partei ist und auch im Westen an Boden gewinnt. Indem man klassische konservative Meinungen in die rechtsradikale Ecke schiebt, betreibt man das Geschäft rechtsextremer Kräfte und hilft ihnen, in der Mitte der Gesellschaft Fuss zu fassen.

Solange die gegenwärtige Entwicklung anhält, hat die Union in Deutschland auf Bundesebene keine reale Machtperspektive mehr, und auch in den Ländern wird sie dauerhaft zur Geisel von Rot-Grün. Nachdem die Union klassisch-konservative Politikfelder mehr oder weniger besinnungslos aufgegeben hat, wird es schwer, konservative Wähler in grosser Zahl wieder von der AfD zurückzugewinnen. Einfach abzuwarten, ist aber auch keine Alternative. Die Union muss unablässig um jene AfD-Wähler werben, die weder Corona-Leugner sind noch Putins Überfall auf die Ukraine rechtfertigen. Das bedeutet aber auch, dass sie einwanderungskritischen Stimmen und den Anhängern eines traditionellen Familienbildes in ihrer Aussen-
darstellung und ihrer Programmatik wieder weitaus grösseren Raum geben muss.

Der gecancelte Kant

Deutschland bricht den Kontakt mit russischen Philosophen ab. Das ist ein katastrophaler Irrweg.

Reinhard Hesse



Es herrscht Funkstille: Jahrhundert-Denker Kant.

Kann man Kant canceln? Ich halte Kant für den nach Sokrates bedeutendsten Philosophen, für eine der wichtigsten Leitfiguren der Menschheitsgeschichte. Man kann natürlich die «Kritik der reinen Vernunft» nicht canceln, ohne sich selbst zu disqualifizieren. Ebenso wenig, wie man am Ende die Einsichten Galileo Galileis hat canceln können. Aber man kann zum Beispiel zeitgeistkonform behaupten, Kant sei «Rassist» gewesen (das wird tatsächlich behauptet), und ihn damit als Person canceln.

Man kann auch Kant-Kongresse canceln, Kongresse, an denen zum Beispiel über die «Kritik der reinen Vernunft» debattiert werden soll. Aus philosophisch-inhaltlichen Gründen kann man das natürlich nicht. Aber wenn es politisch opportun ist, kann man es natürlich doch. Man muss nur das Fähnchen in den Wind halten, dann weiss man, woher er weht.

Mitte September habe ich als Tourist in Königsberg das Grab Kants besucht und bei der

Gelegenheit einen Abstecher zum Academia Kantiana an der Baltischen Kant-Universität Kaliningrad gemacht, um mich dort für den Internationalen Kant-Kongress im April 2024, also zum 300. Geburtstag Kants, registrieren zu

Ist denn die Wissenschaft eine Art Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln?

lassen. In diesem Zusammenhang erfuhr ich, dass deutscherseits als Reaktion auf den russischen Einmarsch in die Ukraine die Mitwirkung bei der Vorbereitung des Kongresses eingestellt worden sei. Es herrsche Funkstille.

Ich muss gestehen, ich war bestürzt. Was hat Kants Philosophie mit dem Ukraine-Konflikt zu tun? Wie sollen sich jene russischen Philosophen fühlen, die die russische Politik ablehnen? Warum bricht man den Kontakt mit ihnen ab?

Wurden die philosophischen Kontakte mit anderen Ländern ebenfalls eingestellt, wenn deren Regierungen gegen das Völkerrecht verstiesen? Hat man Yale und Harvard boykottiert, weil Amerika Jugoslawien oder den Irak (und etliche andere Staaten) völkerrechtswidrig angegriffen und dort Hunderttausende ziviler Opfer verursacht hat? Wäre es nicht vernünftiger, gerade jetzt das Gegenteil zu machen: Intensivierung des Kontakts, Verbreiterung des Austausches, Vertiefung des Gesprächs? Ist denn die Wissenschaft – um das bekannte Clausewitz-Wort zu variieren – eine Art Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln?

Eine «Gegenseite», einen «Feind», gibt es in ihr nicht. Es gibt nur Diskussionspartner. Diese können verschiedener Meinung sein und gegeneinander argumentieren. Aber indem sie gegeneinander argumentieren, anerkennen sie notwendigerweise ihre Argumentationspartner als Gleiche.

Fähnchen im Wind

Sollte man nicht diese «Friedenslogik» der «Kriegslogik» entgegensetzen? Gibt es denn etwas Wichtigeres als das Gespräch, als die gemeinsame, auf Gegenargumente hörende Suche nach der Wahrheit und nach dem richtigen Weg? Und gilt das nicht gerade in Kriegszeiten? Wie kann man sich noch auf Kant berufen, wenn man das vergisst?

Aber nicht nur die deutsche Kant-Gesellschaft, auch die grossen deutschen Wissenschaftsorganisationen haben es für richtig befunden, den Austausch mit ihren russischen Gegenübern ganz oder grösstenteils einzustellen. Sie folgen damit den politischen und medialen Vorgaben. Sie hängen ihr Fähnchen in den Wind. Dieser Kontaktabbruch geschieht einfach so, er wird einfach verkündet. Es gibt so gut wie keinen artikulierten Widerstand. Wie kann das sein?

Es kann doch nicht ohne Belang sein, wenn das allerelementarste, nicht nur wissenschaftliche, sondern auch allgemein menschliche Grundprinzip zivilisierten Lebens – nämlich, dass man miteinander redet – miss-

achtet wird. Ja, wenn offen dazu aufgerufen wird, es zu missachten! Denn wenn man sich zu diesem Niedrigsten hinreissen lässt, bleibt konsequenterweise am Ende wirklich nur noch die Gewalt, der Krieg; der Kontaktabbruch ist dann der erste Schritt dazu.

Meinem Grossvater Heinrich Hesse wurde erklärt, es sei für einen Deutschen ungehörig, sich mit einem Franzosen einzulassen, er sei dann ein «Französling». Dann wurde er gegen seinen Wil-

Ich vermute, die Deutschen handeln wieder mal nach dem Motto: «Wer, wenn nicht wir?»

len in den Krieg geschickt, um möglichst viele dieser Leute, mit denen es keinen Sinn hat zu sprechen, abzumurksen. Orchestriert wurde das Gemetzel von hochtrabendem Gerede deutscher Intellektueller (Max Weber, Thomas Mann usw.) nach dem Motto: tiefe Kultur (D) gegen blosse Zivilisation (F).

leicht eine Ausnahmegenehmigung zu erwirken. Nach welchen Kriterien es urteilt, ist dem Rektorat überlassen. Nannte man früher so etwas nicht Willkür?

Kern unseres Seriositätsanspruchs

Gegen meinen Willen an die Front geschickt werden kann ich nicht mehr, weil ich zu alt dazu bin und weil Deutschland vorläufig ukrainische Soldaten vorlässt. Aber das wieder neu einsetzende hochtrabende Gerede führender deutscher Intellektueller muss ich mir natürlich trotzdem anhören.

Wie kann man sich selbst als Wissenschaftler, wie kann man sich als Mensch noch ernst nehmen, wenn man so etwas durchgehen lässt? Es handelt sich beim Thema Gesprächsabbruch keineswegs um eine Petitesse. Es handelt sich um den Kern unseres wissenschaftlichen und menschlichen Seriositätsanspruchs.

Mir ist nicht bekannt, welche anderen Länder es Deutschland in Sachen Abbruch der wissenschaftlichen Beziehungen nachtun. Diejenigen,

Kritiker. Ich habe ihm auf seinen Wunsch hin über meine Russlandreise berichtet, darüber, wie ich und meine Partnerin von den Menschen behandelt wurden, nämlich ausnahmslos höflich, freundlich und oft warmherzig. Und das, obwohl unsere Aussenministerin es zum Ziel deutscher Aussenpolitik erklärt hat, Russland zu «ruinieren», und sich in diesem Zusammenhang über eine ihrer Meinung nach beginnende «Kriegsmüdigkeit» der Deutschen beklagt hat.

Demnächst soll immerhin an einer deutschen Universität eine Tagung über die völkerrechtliche Seite des Ukraine-Konflikts und seiner Vorgeschichte stattfinden, zu der auch russische Fachvertreter eingeladen werden sollen. Damit tun die Veranstalter das banale Selbstverständliche. «Audiatur et altera pars!» So hiess es schon bei den Römern. Ein Richter, der den Angeklagten nicht fragt: «Was haben Sie zu Ihrer Verteidigung zu sagen?», hat nicht verstanden, was Gerechtigkeit ist; ein Professor, der Argumente ausschliessen will, nicht, was Wissenschaft ist.



Meinem Vater Heinz Hesse wurde erklärt, es sei für einen Deutschen ungehörig, sich mit einem Juden einzulassen, er sei dann ein «Jüdling». Juden seien Ungeziefer, Parasiten, Ratten. Dann wurde er gegen seinen Willen in einen noch grösser angelegten Krieg geschickt, in dem es nicht zuletzt darum ging, möglichst viele dieser Leute, mit denen es sich nicht gehört zu sprechen, abzumurksen. Orchestriert wurde auch dieses Gemetzel von hochtrabendem Gerede deutscher Intellektueller (Carl Schmitt, Martin Heidegger usw.).

Mir, dem Enkel beziehungsweise Sohn, wird nun bedeutet, es sei ungehörig für mich als deutschen Wissenschaftler, mich mit Russen einzulassen, ich sei dann Russland-Versteher. Mit diesen Leuten spreche man nicht. Den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhält ein mit minutenlangen Standing Ovations gefeierter Mensch, der in seinen Texten Erkenntnisse zum Besten gegeben hat wie: Die Russen seien Tiere, Barbaren, Ungeziefer, eine Horde, Verbrecher, Schweine, die in der Hölle braten sollen.

Wenn ein junger Russe an der Universität Konstanz studieren will, so darf er das nicht, weil er Russe ist. Nannte man so etwas früher nicht Sippenhaft? Ihm wird jedoch die Gnade gewährt, beim Rektorat vorsprechen zu dürfen, um viel-

die sich weigern, bei der Sanktionspolitik mitzumachen, vermutlich nicht. Das ist die grosse Mehrheit der Staaten dieser Welt, in denen zugleich die überwältigende Mehrheit der Weltbevölkerung lebt. Haben die anderen EU-Länder, haben die anderen Nato-Länder ihre Wissenschaftsbeziehungen ebenfalls stillgelegt? Ich kann es mir kaum vorstellen. Die USA jedenfalls setzen ihre Zusammenarbeit mit Russland im Rahmen des wissenschaftlichen Grossprojekts der Weltraumforschung wie selbstverständlich fort.

Kann Deutschland wenigstens für sich in Anspruch nehmen, die verhängten Wissenschaftssanktionen ergäben sich mehr oder weniger zwingend aus den allgemeinen Sanktionsbestimmungen der EU? Ich vermute nein. Ich vermute, die Deutschen handeln wieder mal nach dem Motto: «Wer, wenn nicht wir?»

Ich habe im letzten Jahr die gemeinnützige Stiftung Freiheit der Wissenschaft errichtet, die es sich zum Ziel gesetzt hat, die Freiheit der Wissenschaft gegen die gegenwärtig machtvoll um sich greifende Cancel-Culture zu verteidigen. Und nun werden die Wissenschaftler eines ganzen Landes gecancelt!

Der erste Preisträger der Stiftung war Noam Chomsky, bekannter Linguist und politischer

Nicht der Gesprächsabbruch, sondern im Gegenteil die Gesprächsintensivierung ist der Weg, den zivilisierte Menschen in Konfliktsituationen wählen müssen, wollen sie sich nicht selbst diskreditieren. Davon ist gegenwärtig auf der hohen Ebene der Politik nichts zu spüren. «Quo vadis, Germania, in deinem Kampf für das Gute?», fragt sich der verschreckte Beobachter.

Eine Antwort scheint sich anzudeuten. Sie liegt in der Logik der Abbruchbefürworter: «Braucht Deutschland Atomwaffen?», wurde schon mehrmals in den Zeitungen gefragt. Erst letzte Woche wieder in der FAZ. Mir fiel bei der Lektüre der bekannte Ausspruch von Schopenhauer betreffend die «überschwängliche Dummheit der Deutschen» ein. Mein Vater hat gern die Volksweisheit zitiert, wonach mit der Dummheit die Götter selbst vergebens kämpfen. Das dürfte wohl einigermassen stimmen.

Gleichwohl aber müssen wir kämpfen – nicht nur, weil wir das, kantisch gesprochen, unserer Würde als Vernunftwesen schuldig sind, sondern auch, um in der konkret gegebenen historischen Situation Entwicklungen zu stoppen, die zu Katastrophen führen.

Reinhard Hesse war Professor für Philosophie und Ethik an der Pädagogischen Hochschule Freiburg.

Soll man mit China handeln?

Die Beziehungen zwischen Bern und Peking sind schwieriger geworden. Unsere Bereitschaft zum Dialog ist von zentraler Bedeutung.

Thomas Wagner

Die Welt ist in einem schlechten Zustand. Die geopolitische Lage ist bedenklich, und grosse Nationen wie die USA, Russland und die VR China sprechen nicht miteinander und werfen sich stattdessen gegenseitig mangelnde Dialogbereitschaft vor. Leider erweist sich auch die Europäische Union als keine einheitliche stabilisierende Kraft. Südostasien, Afrika und Südamerika sind mit internen, oft unlösbaren Auseinandersetzungen belastet. Der grausame Krieg in der Ukraine verstärkt die Spannungen und führt zu einer besorgniserregenden Eskalation.

Wo steht die Schweiz? Als kleiner Staat inmitten Europas und der Neutralität verpflichtet, spielt sie geopolitisch keine Rolle. Aber die Schweiz hat verschiedentlich bewiesen, dass sie eine vermittelnde Rolle wahrnehmen kann. Die Bereitschaft zum Dialog ist dabei von zentraler Bedeutung. Was heisst das im Besonderen für die Beziehungen der Schweiz zur VR China? Die Schweiz hat dank ihrer frühen Anerkennung der VR China (1950), dank der wechselseitigen ökonomischen, wissenschaftlichen, kulturellen und politischen Zusammenarbeit eine besondere Beziehung zu China. Seit der Öffnung der VR China durch Deng Xiaoping (1978) erlebten die Schweiz und China eine eindruckliche Aufbruchstimmung. Beispiele sind die 1982 gegründete Städtepartnerschaft mit Kunming, das 2014 abgeschlossene Freihandelsabkommen, jährlich zunehmende, wechselseitige Tourismusaktivitäten sowie das stets steigende Handelsvolumen der Schweiz mit China – 2021 rund 30 Milliarden Franken – und schliesslich zahlreiche Gastspiele von schweizerischen Kulturinstituten.

Peking isoliert sich

Während meiner zahlreichen Besuche in der VR China in den letzten vierzig Jahren erlebte ich persönlich wertvolle Begegnungen und gute Gespräche, auch mit Behördenmitgliedern der Zentralregierung sowie der Provinz- und Stadtregierungen. Trotz Unterschieden in

Kultur, Sprache und politischem System waren offene und freundschaftliche Kontakte möglich. Zahlreiche Unternehmungen aus der Schweiz haben in China investiert, in der Erwartung, dass sich die innen- und aussenpolitische Aufbruchstimmung fortsetzt.

Doch diese Entwicklung hat sich in den letzten Jahren leider deutlich verschlechtert. Die zunehmende Repression, die Überwachung der Individuen mit der Möglichkeit von einschränkenden Sanktionen, der Umgang mit

Die Schweiz hat verschiedentlich bewiesen, dass sie eine vermittelnde Rolle wahrnehmen kann.

Minderheiten und die damit verbundenen Menschenrechtsverletzungen – etwa in Tibet und in Xinjiang –, die weiterhin bestätigte Null-Covid-Strategie mit rigorosen Lockdowns sowie die zunehmende Dominanz der Kommunistischen Partei mit der Machtballung des Staatspräsidenten erfüllen uns in der Schweiz und in den freiheitlichen Ländern mit grosser Sorge.

Das Ende ist ungewiss. Gegenseitige Besuche sind wegen der Corona-Politik Chinas seit fast drei Jahren nicht mehr möglich, und die persönlichen Kontakte über E-Mail oder Zoom haben

sich als Folge der Überwachung stark reduziert. Offene Gespräche über die Telekommunikation können nicht mehr geführt werden. China isoliert sich zunehmend. Es ist verständlich, dass kritische Stimmen in und zu China lauter werden. Es gibt Kreise, die einen weitgehenden Abbruch der Beziehungen zur VR China fordern. Gewiss: Angesichts der gegenwärtigen politischen Veränderungen in der VR China muss auch die Schweiz in ihrer China-Politik eine härtere Gangart einschlagen. Die vor kurzem vorgestellte China-Strategie des Bundesrates (2021–2024) hat diese Forderung aufgenommen.

Begegnung auf Augenhöhe

Es ist meine Überzeugung, dass ein Dialog mit der zweitgrössten Wirtschaftsmacht trotz aller Kritik in jedem Fall aufrechterhalten werden muss. Die VR China ist zu einer Weltmacht geworden, die vom Kleinstaat Schweiz nicht einfach ignoriert werden kann. Die Voraussetzungen für einen konstruktiven Dialog sind allerdings nicht einfacher geworden; die Herausforderung ist nach den Jahrzehnten der Aufbruchstimmung und der wachsenden Prosperität komplexer, aber umso notwendiger.

In diesen Prozess muss auch die Wirtschaft mit einbezogen und zur Verantwortung gezogen werden. Ihre Erwartungen dürfen sich nicht allein auf den Return on Investment konzentrieren, unsere Wertvorstellungen müssen ebenso mit einbezogen werden. Alle Kontakte auf kultureller, wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Ebene vertiefen die Beziehungen mit chinesischen Verantwortungsträgern und übernehmen damit die Rolle eines Brückenbauers. Kritische Themen sind anzusprechen, auf Augenhöhe, aber unter Wahrung des gegenseitigen Respekts. Die Frage ist also nicht, ob wir uns mit der VR China auseinandersetzen sollen, sondern vielmehr, wie. Die Bereitschaft zum Dialog ist letztlich eine Stärke der Schweiz.



Wo steht die Schweiz?: China International Import Expo in Shanghai.

Thomas Wagner ist Ehrenpräsident der Gesellschaft Schweiz–China.

Wo sind die echten Männer hin?

Wer wie ich viel in den sozialen Medien unterwegs ist, kommt nicht um diese Frage herum.



Gut, vielleicht verbringen echte Männer mehr Zeit mit körperlicher Arbeit oder einem anspruchsvolleren Studiengang als Soziale Arbeit oder Gender Studies, aber Fakt ist, dass sie, vor allem unter den jüngeren Männern, die auf Plattformen wie Twitter und Instagram unterwegs sind, absolut unterrepräsentiert sind. Oder vielleicht traut man sich bei der Fülle an Fettnäpfen, in die man als heterosexueller, weisser Mann in diesen links-woken Zeiten treten kann, auch einfach nicht mehr an die Oberfläche. Auch das wäre aber, für sich genommen, schon wieder ein Zeichen für die zunehmende Verweichlichung des männlichen Geschlechts. Ein Mann hat Prinzipien. Er hat keine Angst vor dem Zorn der anderen. Erst recht nicht, wenn die anderen aus Bioladen-Gesines und Jutebeutel-Maltes bestehen.

Jutebeutel-Maltes gibt es jedoch zweifelsohne viele auf Twitter. Meist an den obligatorischen Flaggen (Ukraine und Regenbogen), dem Impfstatus und den richtigen Pronomen im Profil zu erkennen. Er ist der von der Eine-Welt-Gesine domestizierte Prototyp-Alman, der Endgegner Wokistans, dem auf dem Uni-Seminar über toxische Männlichkeit das letzte bisschen Testosteron abhandengekommen ist. Der Typ, der sich selbst als Feminist bezeichnet und am Ende doch dabei zusehen muss, wie Gesine Mahmud aus dem McFit anschmachtet, weil dessen toxische Männlichkeit aus Gründen des Antirassismus und der kulturellen Vielfalt als durchaus tolerabel gilt. Weil die Natur sich am Ende eben nicht austricksen lässt und schon gar nicht den Regeln

der Political Correctness folgt. Weder bei den Geschlechtern noch bei der Vorliebe bezüglich unserer Sexualpartner.

Also beschäftigt sich Jutebeutel-Malte weiter mit den Themen, die Gesine und seine geschlechtslosen Freunde beschäftigen, in der Hoffnung, dass sie sich des Beischlafbettlers eines Tages doch noch erbarmt.

Bei *Zeit Campus* fragt er sich etwa in Form des Autors Hannes Schrader, ob er ein Rassist sei, weil er bis jetzt nur weisse Frauen liebt

Das hier ist ein ernst gemeintes Plädoyer: für mehr Männlichkeit und weniger Hosenträger.

hat, und als «Klimaaktivist» klebt er sich entweder auf die Strasse oder an berühmte Gemälde. Manchmal wünscht man sich, er würde auch hierbei auf Mahmud treffen, der gerade mit dem Benz-AMG an der Kreuzung steht, aber bis jetzt gab es theatralische Schreie nur in Anwesenheit der Polizei, die ihn von der Strasse zog.

Meist besteht sein Kampf abseits der Strasse jedoch darin, angesichts des eigenen Geschlechts und seiner heterosexuellen Neigung in tiefe Reue zu verfallen oder als «Antirassist» AfDler, Rechte und alles, was man noch dafür hält, im Netz zu bekämpfen. Er ist die Petze Randall aus der Serie «Disneys grosse Pause». Immer bereit, dein «rechtes Gedankengut» zu melden. Wäre da nicht neuerdings Elon Musk, dessen Übernahme von

Twitter Malte an den Rand der Verzweiflung bringt.

Nun will er wechseln. Zu einer Plattform, deren Name «Mastodon» deutlich maskuliner daherkommt als der Umfang seiner Oberarme. Allerdings gibt es dort keine «Rassisten», die der Antirassist mit einem gezielten #fckAfd in die Flucht schlagen könnte, weshalb Malte wohl trotz der drohenden Entsperrung von Donald Trump auf Twitter bleiben wird.

Hier setzt er nun wieder die üblichen Tweets über flächendeckende Tempo-30-Zonen und Maskenpflicht im Freien ab. Ich gebe mich derweil der Nostalgie hin, erinnere mich an die Zeiten, in denen wir «Need for Speed» auf der Playstation spielten und «The Fast and the Furious» auf DVD schauten. Wann sind wir dermassen falsch abgebogen, und gibt es auch nur irgendeine Frau auf der Welt, die Männer attraktiv findet, die Hosenträger beim Fahrradfahren tragen?

Das hier ist ein ernst gemeintes Plädoyer: für mehr Männlichkeit und weniger Hosenträger. Ich ertrage diese ganzen Evolutionsbremsen nicht mehr. Die spätrömische Dekadenz des 21. Jahrhunderts fährt Lastenrad und trinkt Club-Mate, während aus den islamischen Ländern zu Hunderttausenden Männer ins Land strömen, deren Geschlechterbild tatsächlich toxisch ist.

Wir Frauen stehen dazwischen und sind zugleich zu einem grossen Teil selbst schuld an dieser Entwicklung. Aber ich nicht. Ich habe das nicht gewählt. Bitte kommt zurück, liebe Männer! Ich vermisse euch.

Genie und Wahnsinn

Die Dekonstruktion des genialischen Rappers, Modeschöpfers und Milliardärs Kanye West ist ein atemberaubendes Drama, das sich gängigen Erklärungen entzieht.

Marc Neumann

Washington, DC

Im goldenen Oktober blieb angesichts des (tiefen) Falls von Kanye West selbst hartgesottenen Beobachtern der «Cancel Culture» die Spucke weg.

Das Prélude dazu lieferte Kanye in Paris an einer Überraschungs-Modeschau für die Saison 9 seines Modelabels Yeezy Anfang Oktober. Ein Model, Kanye und die rechtskonservative Reizfigur Candace Owens trugen je ein T-Shirt mit der Aufschrift «White Lives Matter» – eine Provokation von «Black Lives Matter», der nach dem Mord an George Floyd in die Gänge gekommenen antirassistischen Bürgerrechtsbewegung. Obwohl es bereits Gegenslogans wie das polizeifreundliche «Blue Lives Matter» (schliesslich sterben auch Cops im Dienst) oder das semantisch-politisch korrekte «All Lives Matter» gibt, sorgte der schwarze Kontrarier Kanye mit seinem frontalen Appell für weisse Leben und der Kritik an der seine eigene Rasse unterstützenden Bewegung umgehend für Proteste. «White Lives Matter» sei rassistische Hassrede, meinte etwa die Anti-Diffamierungs-Liga.

Krude Verschwörungstheorien

Aber das war erst der Auftakt. Im Crescendo des Shitstorms goss Kanye erst richtig Öl ins Feuer. Im Podcast «Drink Champs» wärmte Kanye die Theorie auf, George Floyd sei in Wahrheit an einer Überdosis Fentanyl gestorben – was ihm eine 250-Millionen-Dollar-Klage der Familie Floyd einbrockte. Kritik an seiner Aussage erklärte Kanye sodann mit der jüdischen Unterwanderung der Medien und kündigte vor 31 Millionen Followern auf Twitter an, auf «Death Con 3 GEGEN DIE JUDEN» zu gehen (er meinte «Defcon», die Bezeichnung zum Status der Verteidigungsbereitschaft der US-Armee).

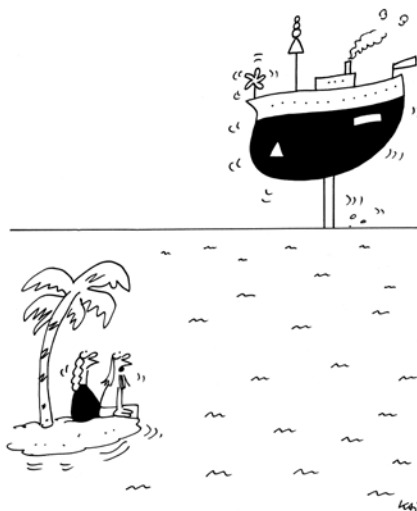
Um den Vorwurf des Antisemitismus zu entkräften, erging er sich schliesslich in kruden Verschwörungstheorien der «Black Hebrew Israelites», einer obskuren Splittergruppe, die glaubt, dass die biblischen Israeliten schwarz waren (weil die Homo-sapiens-Wiege schliesslich in Afrika liegt). Da Schwarze insofern das wahre

Judentum darstellen, könne er, Kanye, gar kein Antisemit sein. Schliesslich verbreitete Kanye im Interview mit Fox-News-Star Tucker Carlson derart krasse Klischees von jüdischen Financiers und Politik-Einflüsterern, dass sie selbst Carlson, in Sachen Kontroverse wahrlich kein Kind von Traurigkeit, nicht für sendetauglich hielt.

Die öffentliche Abstrafung Kanyes war dementsprechend: Instagram und Twitter sperrten seine Benutzerkonti, Madame Tussauds bannte

Im Crescendo des Shitstorms goss Kanye erst richtig Öl ins Feuer.

sein wächsernes Konterfei aus dem Museum in London. Die Bank J.P. Morgan Chase warf ihn aus der Kundenkartei, seine Anwältin (die zuvor Johnny Depp verteidigt hatte) beendete das Mandat. Die Künstleragentur CAA stellte ihn frei, und VIP-Geschäftspartner in der Modewelt wie Vogue, Balenciaga, Gap und Adidas kündigten ihm die lukrative Zusammenarbeit auf. Dadurch schrumpfte gemäss *Forbes* Kanyes Vermögen von über 2 Milliarden innert Rekordzeit auf 400 Millionen Dollar.



«Wahrscheinlich wieder so ein Designer-Kreuzfahrtschiff...»

Dass West bereits im September angekündigt hatte, sich von Gap und Adidas trennen zu wollen, legt nahe, dass die Pariser Aktion nur der Anfang des Vollzugs dieser Absicht war. Er lasse sich nicht über «seine Finanzen kontrollieren», denn seine Sprache und Stimme seien mächtiger als sein Vermögen, hatte er einst gesagt. Nur wenn er blute, sei er frei. Den Freiheitsdrang bestätigte in einem Podcast mit dem MIT-Computerwissenschaftler und russisch-jüdischen *émigré* Lex Fridman: Neben halbherzigen Entschuldigungen legitimierte Kanye seine antisemitischen Ausfälle, gewagten Thesen zu Abtreibung als Holocaust der Schwarzen, seine Kritik an Linken und Woken und seine Fantasien über das von ihm unlängst gekaufte soziale Medium Parler mit seinem Gebrauch uramerikanischer Freiheitsrechte von «pursuit of happiness» und Redefreiheit. Für diese Freiheiten war Kanye offenbar bereit, Millionen von Dollars zu verlieren, und zerstörte sich lieber selbst, als sie aufzugeben.

Hat's Methode?

Bei der Frage nach Kanyes Motiven steuerte der Blätterwald schnell auf die Nähe von Genie und Wahnsinn zu. Schliesslich hatte der Rapper 2016 publik gemacht, an einer bipolaren Störung zu leiden, was seine wiederholten Ausraster und Fauxpas einfach erklärte. Und vielleicht ist das der Weisheit letzter Schluss: Kanye ist psychisch krank. Der Mann mit den Kulleraugen und dem einnehmenden Lächeln braucht weder Cancelln noch Plattform oder Debatte, sondern Zuwendung und Hilfe.

Vielleicht aber hat sein Wahnsinn Methode. Schliesslich war Kanye bereits seit 2005 ein Störfaktor, als er in einer Benefiz-Sendung für die mehrheitlich schwarzen Opfer von Hurrikan «Katrina» in New Orleans polterte, dass George W. Bush keine Schwarzen möge – ein Schocker, der ihn bei manchen Linksliberalen zur progressiven Lichtgestalt machte. Als er 2009 die Bühne der MTV Video Music Awards stürmte, legte er sich ebenfalls für Beyoncé Knowles ins Zeug, gegen die damals neunzehnjährige Taylor Swift. Laut Kanye hätte Beyoncé

für ihr Video den Preis verdient gehabt. Psychotische Ausraster Kanyes blieben seither die Regel, aber die Tonart changierte.

Nach der künstlerischen Zuwendung zu Jesus und der Heirat mit der Reality-TV-Prominenten Kim Kardashian – eine familienfreundliche Zweckehe zwischen Kanyes künstlerischem und unternehmerischem Ruf und dem lukrativen popkulturellen Celebrity- und Massenpublikum der Kardashians – setzte Kanye ab 2015 politische Kontrapunkte. Nun sympathisierte er mit Donald Trump, trug stolz ein rotes MAGA-Käppi und erhielt eine persönliche Audienz im Weissen Haus, erratische Suada inklusive.

Es folgten ein Interview, in dem er über 400 Jahre Versklavung von Afroamerikanern als bewusste «Wahl» mutmasste, sowie ankündigte, 2020 für das Amt des US-Präsidenten zu kandidieren. Zwar erhielt er nur 70 000 Stimmen, sein Celebrity-Wert aber schnellte weiter in die Höhe. Insofern kann man Kanyes ständigen Radau auch als smarten Modus Operandi von jemandem lesen, der genau verstanden hat, wie öffentliches Aufmerksamkeitsmanagement funktioniert.

«Streifenhörnchen»-Technik

Als Musiker und Künstler verfuhr Kanye ähnlich, wie die Netflix-Doku «Jeen-Juhs» (2021) zeigt: oft überraschend und konträr, immer wirkungsvoll. Zu Ruhm als Musikproduzent von Beats und Tracks für Superstars wie Jay-Z beim legendären New Yorker Hip-Hop-Label Roc-A-Fella brachte es der im schwarzen Mittelstand Chicagos geborene Sohn einer Englischlehrerin nicht mit Gangsta-Allüren, sondern dank seiner genialischen «Streifenhörnchen»-Technik, in der er Samples von Nina Simone oder Chaka Khan in hoher Geschwindigkeit abspielte. Den langersehnten Durchbruch als Rapper schaffte er 2003 mit dem Song «Through the Wire», den Kanye nach schwerem Autounfall und dreifachem Kieferbruch mit verdrahtetem Mund rappte. Knapp Tod und Behinderung entkommen, veröffentlichte Kanye sein Debütalbum «The College Drop-

In der Tat kokettierte Kanye seit eh und je mit seiner geistigen Gesundheit als Schaffensprinzip.

out» – crazy, aber effektiv: Es gewann mehrere Grammys und ist mit vier Millionen verkauften Exemplaren eines der erfolgreichsten Alben aller Zeiten.

Schon vor zwanzig Jahren etablierte sich Kanye damit als egomanischer und ehrgeiziger Erfolgsmensch mit Hang zum Extremen. Bereits in frühen Songs (z. B. im Mix-Tape «Get Well Soon», 2002) reflektierte er konservative Werte wie Familie und Religion im kulturellen



Heute nimmt man ihn ernst genug, um ihn zu canceln: Superstar West, 2003.

schwarzen Selbstbewusstsein, kritisierte schon damals die Black Community von Homophobie im Hip-Hop bis zu ihrer (angeblichen) Sklavenmentalität. In diesem Licht erscheint Kanyes Karriere heute als eine irre Kette von Variationen dieser Motive, ein bipolares Spiel, in dem er vom Heilsbringer als afroamerikanischer Modell-Unternehmer, -Vater oder Chorleiter in seinem – wunderschönen – Gospel- und Gottesdienstprojekt der «Sunday Services» bis hin zum Präsidentschaftskandidaten, paranoiden Antisemiten und Rassisten jede Hauptrolle übernimmt, immer hart an der Grenze zur Persönlichkeitsspaltung.

In der Tat kokettierte Kanye seit eh und je mit seiner geistigen Gesundheit als Schaffens-

prinzip, wie er 2019 in einem Interview mit dem Late-Night-Altmeister David Letterman erklärte. Mit Bezug auf sein Albumcover «Ye» (2018), «I hate being Bi-Polar it's awesome», ging er so weit, sein psychisches Leiden in unserer dekadenten «Renaissance-Ära» als zeitgeistiges Massenphänomen darzustellen. Er sei heute so verrückt wie damals, so Kanye. Erst wenn die Leute annahmen, dass er nicht verrückt sei, wäre das vielleicht ein Problem.

Heute ist dieses Problem eingetreten: Man nimmt Kanye ernst genug, um ihn zu canceln. Seine jüngst zu beobachtende Selbsterstörung ist daher nur der nächste logische Schritt, um wieder verrückt zu erscheinen. Schliesslich ist nur frei, wer blutet. Oje, Kanye.

Neue Töne

Tom Buhrow will als künftiger Chef den deutschen öffentlich-rechtlichen Rundfunk umbauen. Wer ist dieser Robin Hood, der es mit dem reformfeindlichen Koloss aufnimmt?

Ralf Schuler

Berlin

In Deutschland hätte selbst Robin Hood eine gesplante Persönlichkeit. In einem Land, in dem Politiker auf Twitter schreiben, sie seien «privat hier» und ganz offensichtlich zwischen sich als Politiker und Mensch unterscheiden, kann es nicht verwundern, dass selbst der mächtigste Intendant des öffentlichen Rundfunks sein Stürmchen auf die Bastille mit einem solchen Schizo-Vermerk beginnt:

«Mir ist wichtig, dass ich nicht als ARD-Vorsitzender vor Sie trete. Ich spreche nur für mich», sagte WDR-Intendant Tom Buhrow, 64, dieser Tage bei einer Rede im Hamburger Übersee-Club, die – obwohl in moderatem Ton vorgetragen – für heftigen Wirbel sorgte. «Denn ich werde etwas tun, was in der medienpolitischen Debatte absolut unüblich ist: Ich werde einfach sagen, was ich denke. Ohne Tabus, ohne die üblichen Rücksichtnahmen...»

Und als ob selbst zu denken und dies auch noch zu sagen nicht schon Skandal genug wäre in diesen Zeiten, stellte Buhrow auch noch geradezu Überlegungen über eine grundlegende Reform des öffentlich-rechtlichen Rundfunks (ÖRR) an. Verwegener Gedanke: Zwei bundesweite TV-Sender, 64 Radiowellen, neun ARD-Landesfunkhäuser, die nebenbei auch noch sechzehn Orchester, Big Bands, Chöre und sogar Kunstsammlungen unterhalten, könnten womöglich nur begrenzt zukunftsfähig sein. Das Undenkbare denken. Wahnsinn pur.

Spitzname «Milchbrötchen»

Obwohl der um sein 400 000-Euro-Jahresgehalt weithin beneidete WDR-Chef weder Kahlschlag noch Abschaffung, sondern lediglich einen «runden Tisch» aus Politik und Senderchefs für Reformideen empfiehlt, schlägt ihm gerade aus den eigenen Reihen kräftiger Widerstand entgegen. Der Grund: Der ÖRR steht längst exemplarisch für eine in Teilen nach dem Krieg durchaus gewollte Wandlungsunfähigkeit. Mit dem per Zwangsabgabe finanzierten Etat von derzeit rund 8,5 Milliarden Euro, einer föderalen



«Kommt mit jedem ins Gespräch»: WDR-Intendant Buhrow.

Kollektivaufsicht (Motto: «Nie wieder ein zentraler Propagandasender aus Berlin!») und tief durchsetzt von politischen Interessen, sind ARD, ZDF und Deutschlandfunk zu einer erratischen Bundesbehörde geworden, die keinem internen oder externen Manager oder keinem politischen Lager hinreichenden Zugriff für einen gravierenden Umbau erlaubt.

Wer ist dieser «Robin Hood» Buhrow, dass er ein Eisen anfasst, an dem Medienpolitiker und Beitragszahler sich seit Jahrzehnten die Finger verbrennen? Geboren in Troisdorf, auf-

Der öffentlich-rechtliche Rundfunk steht längst exemplarisch für eine gewollte Wandlungsunfähigkeit.

gewachsen in Siegburg, ist Buhrow ein «echte kölsche Jung». Ein Schüleraustausch-Aufenthalt im US-Staat Wisconsin prägt früh sein pragmatisch-unaufgeregtes und vor allem stets freundliches Gemüt. Er startet bei der Lokalzeitung, volontiert beim WDR und bringt es später bis zum Studioleiter der ARD in Washington und «Tagesthemen»-Moderator.

Mehr geht fast nicht für einen ARD-Mann, den man intern, durchaus auch abschätzig gemeint, wegen seines freundlichen Wesens, seines einnehmenden Lächelns und der unkomplizierten Art «Milchbrötchen» nennt. «Tom kommt mit jedem ins Gespräch», sagt ein langjähriger Kollege, «ganz gleich, ob Pförtner, Putzfrau oder mit den Leuten auf der Strasse.» WDR-Intendant wird er, als seine Vorgängerin 2013 aus gesundheitlichen Gründen aufgibt. Danach lernen die Kollegen des «Rotfunks» WDR die andere Seite des «Milchbrötchens» kennen. Buhrow streicht gegen zähen Widerstand 500 Stellen, schliesst die WDR-Bibliothek und verkauft die liebevoll zusammengetragene Kunstsammlung des WDR.

Verschobenes Meinungsspektrum

Die Frage, die jetzt für Wirbel sorgt, treibt ihn seit Jahren um: Warum braucht die ARD drei Klassikradios? Warum kann man die Mediatheken von ARD und ZDF nicht zusammenlegen, und warum schicken ARD und ZDF ganze Hundertschaften von Reportern und Technikern zu den gleichen Veranstaltungen? Antwort: Weil keine Anstalt Posten und Einfluss hergeben will und die zuständigen Regionalpolitiker viel weniger im Fernsehen wären, wenn nicht zu jedem zerschnittenen Band ein ÖRR-Team ausrückte.

Kurz: Der Blick auf dieses Panorama macht keine Hoffnung auf tiefgreifende Reformen. Dabei ist die Finanzstruktur des ÖRR nur eines der zwei unlösbaren Rätsel. Das andere ist das stark einseitig nach links-grün verschobene politische Meinungsspektrum der Anstalten, das sich oft von der Auslandsberichterstattung bis zur Comedy penetrant durchzieht und mit den parteipolitischen Präferenzen der Menschen im Lande (ausweislich Wahlen und Umfragen) oft nichts zu tun hat. Doch auch beim Personal hat Buhrow mit der Zeit eigene Akzente gesetzt.

Bis 2025 ist Buhrow noch WDR-Intendant. Genug Zeit, um zu zeigen, ob er es nicht nur als Mensch, sondern auch als ÖRR-Hierarch ernst meint mit den Reformen.

Twitter-Zirkus

Auf der Plattform für Entrüstung stehen Journalisten und Publizisten jetzt vor einem Dilemma.



Nach der Übernahme von Twitter durch Elon Musk erschütterte vergangene Woche erneut ein Ereignis die Twitter-Community, das vermutlich Auswirkungen auf die Gestirne am Himmel hat: die Summe von acht Dollar.

Aber von vorne. Der Tech-Milliardär kaufte also den Kurznachrichtendienst, er sieht die Meinungsfreiheit auf «dem Marktplatz der Ideen» eingeschränkt. Die Übernahme wird wohl weniger willkürliche Sperrungen von Accounts zur Folge haben, was ich begrüße. Hass schürendes Verhalten und dergleichen gehören selbstverständlich entfernt, aber häufig wird legitime Kritik, wenn sie politisch nicht opportun ist, als *hate speech* ausgelegt, gemeldet und das betroffene Konto gesperrt. Sofern eine Äusserung im Rahmen des Gesetzes liegt, sollte sie zugelassen sein; so sieht es auch der neue Chef. Er will dafür einen Ausschuss schaffen, der über die Inhalte entscheidet und dessen Mitglieder «sehr unterschiedliche Ansichten vertreten».

Mit knapp 370 Millionen Nutzern ist Twitter viel kleiner als andere Social-Media-Plattformen wie etwa Facebook (knapp drei Milliarden). Deutsch-Twitter ist so etwas wie das Intranet der Linksliberalen und Grünen, und alle anderen dürfen es mitbenutzen. Vor allem Politiker, Publizisten, Journalisten und Prominente tummeln sich auf dem digitalen Meinungsplatz und bestimmen damit indirekt das gesellschaftliche Klima mit; Mainstream-Medien greifen oft (Empörungs-)Geschichten von Twitter auf, wodurch weltbewegende Dinge, wie etwa der Aufschrei über ein falsches Kompliment, erst massenhaft Menschen erreichen.

Medienberichten zufolge haben etliche prominente Menschen Twitter wegen Musk verlassen, manche sehen «die Demokratie bedroht»; von den meisten Namen habe ich noch nie gehört. Beobachten konnte man aber zu-

mindest einige emotionsgeladene Abgangsankündigungen, denn um sicherzustellen, dass es auch ja alle mitbekommen, wird stets zuverlässig darüber informiert. Dazu gibt es ein lustiges Meme, es zeigt das Bild eines schreienden Babys: «Ich verlasse Twitter! Aber zuerst werde ich twittern, dass ich Twitter verlasse! Dann bleibe ich noch ein bisschen, um zu sehen, was die anderen darüber denken, dass ich Twitter verlasse!»

Vor allem twitternde Journalisten, von denen heute so manche ihre Rolle mehr im Vortreiben sozialer Veränderungen und weniger im Aufdecken der Wahrheit sehen, haben es nicht einfach. Sie wollen die Plattform verlassen, aber die Demokratie muss verteidigt werden, das Gewicht der Welt lastet auf ihren Schultern – darum unterwerfen sie sich selbstlos der höheren Causa und bleiben. Natürlich nicht für die Likes und den Applaus aus ihrer Bubble oder weil es keine gleichbedeutende Alternative gibt, nein, weil es das Richtige ist.

Als wäre das Dilemma zwischen der Abneigung gegen Musk und der Obsession, die Welt vom Twitter-Sofa aus zu verbessern, nicht schlimm genug, hat der «Chief Twit» jetzt auch noch angekündigt, eine Gebühr von acht Dollar monatlich (optional) für *premium features* wie etwa den blauen Verifizierungshaken einzuführen. Mit dem Haken kann man die Echtheit seines Kontos bestätigen lassen; bislang war das kostenlos. Etwa 0,1 Prozent der Nutzer haben ihn neben ihrem Namen prangen, die Twitter-Elite: Politiker, Promis, Journalisten, auch Unternehmen. Barack Obama hat einen, ihm folgen knapp 134 Millionen Menschen, aber auch Lokalpolitiker oder Journalisten mit 700 Followern stechen durch das blaue Häkchen aus der Masse hervor. Man kriegt es nicht einfach, man

muss es heute selbst beantragen, ein Kriterium ist «bedeutend» sein. Man muss sich also selbst für so wichtig halten, um der Welt zu zeigen, man sei die «echte» Person in dem Profil. Viele Anfragen werden abgelehnt. (Bei Youtube kann man einen ähnlichen Haken erst beim Erreichen von 100 000 Abonnenten beantragen; bei einer gewissen Reichweite macht das auch Sinn – ich habe meinen dort seit ein paar Wochen.)

Musk hält das aktuelle «System aus Fürsten und Bauern, das darüber entscheidet, wer ein Häkchen hat oder nicht», für Schwachsinn: «Power to the people!» Natürlich dient der Twitter-Haken nicht nur der Verifizierung oder Transparenz; er ist vor allem ein Distinktionsmerkmal. Und wenn auch alle Unbedeutenden einen haben können, schwindet bei den gegenwärtig Auserwählten natürlich das Gefühl von Status. Es ist also keine Überraschung, dass unter der Bezahlankündigung am meisten jene leiden, für die das Statussymbol enorm wichtig ist und die es sich zwar problemlos leisten, aber Musk am wenigsten ausstehen können und wie beleidigte Leberwürste klingen, denen man etwas wegnimmt. Unter den Beschwerdeführern befinden sich viele Journalisten, sie argumentieren, dass mit einem gekauften Haken jeder ein Konto mit beliebigem Namen eröffnen könne und das den Zweck der Verifizierung gefährde. Nur ist der Punkt ja eben, dass die Echtheit eines Kontos durch den Haken garantiert wird.

Es ist schon schwierig genug, mit täglichen *hot takes* seine Unentbehrlichkeit auf Twitter zu demonstrieren. Den Typen jetzt auch noch dafür bezahlen zu müssen: Das Leben als Publizist ist hart.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

Immunologischer Grundkurs zur «Impf-Lüge»

Die Zulassungsverfahren für die Corona-Impfstoffe wurden beschleunigt, die Behörden schauten aber genau hin. Es passierte nichts, was man nicht von anderen Krankheiten her kannte.

Beda M. Stadler

Bisher sind weltweit dreizehn Milliarden Impfdosen gegen das Coronavirus verabreicht worden. Man könnte also über die Frage nachdenken, wie vielen Menschen dadurch das Leben gerettet wurde – oder ob sich dahinter ein Impfskandal versteckt. Schliesslich war es schon ziemlich erstaunlich, dass sich der Bundesrat mit einer Magistratein, die sich einst mit Leib und Seele gegen die Gentechnik sträubte, in relativ kurzer Zeit dazu durchrang, in Visp eine Grossproduktion des RNA-Impfstoffs zuzulassen, obwohl die Landesregierung immer noch an einem Gentech-Moratorium in der Landwirtschaft festhält.

Kein Wunder, dass die gläubigen Weltretter sich mit den neuerwachten Impfgegnern zusammaten. In den sozialen Medien entwickelte sich dadurch eine neue Verschwörungstheorie namens «Impf-Lüge», und diese hat in der Zwischenzeit auf fast alle Medien übergegriffen. Ich will nicht auf das mediale Hickhack eingehen, wer wann wo was gesagt hat, es wurde dazu schon fast alles gesagt, leider auch von der *Weltwoche*, weshalb ich nicht mehr für dieses Blatt schreiben wollte. Ich tue es noch einmal, sozusagen als immunologischer Kindergärtner.

Was bewirkt eine Impfung?

Am Anfang der Pandemie habe ich das Bundesamt für Gesundheit (BAG) und auch Bundesrat Alain Berset kritisiert, aber was man ihnen jetzt antut, ist ziemlich grob. Man darf es ruhig einmal sagen. Proportional zur Einwohnerzahl hat die Schweiz weniger Corona-Tote zu verzeichnen als alle Länder rundherum.

Das ist keine Absolution, es verbleiben genügend Themen, um den Medien, der Politik und dem BAG immer noch Vorwürfe bezüglich der Corona-Pandemie zu machen. Mich stört, dass offensichtlich für viele Schweizer der Eindruck entstanden ist, eine chirurgische Maske



Die «Massnahmeritis» nahm ihren Lauf.

tauge etwa gleich viel wie eine Impfung. Bleiben wir aber vorerst bei der «Impf-Lüge», die nur hervorgezaubert werden konnte, weil man nicht verstanden hat, was eine Impfung eigentlich bewirkt.

Das nötige Know-how für die Covid-Impfung hatte für alle angewandten Strategien bereits existiert. Beim Schreiben dieses Artikels ist mir sogar eine alte Vorlesungsfolie in die Hände gekommen aus einer Zeit, als ich noch ein junger Professor war, anhand deren ich damals den Studenten die RNA-Immunsierung erklärt hatte. Die verschiedenen Firmen haben in der Zwischenzeit die nötigen Tierversuche und andere Vorversuche für die Vakzine längst unter Dach und Fach gebracht. Man kann dies in alten Patenten und Publikationen nachlesen.

Die Impfstoffe waren also nicht so sehr neu, sie wurden nur noch nie bei Menschen angewandt. Die Gründe liegen leider im Markt und nicht in der Medizin. Das Virus war eben-

falls nicht neu. Coronaviren haben den Menschen seit je begleitet. Offen ist nur die Frage, ob die chinesische Regierung die Sequenz der neuen Virusmutante schon wesentlich länger als seit dem 11. Januar 2020 kannte und China deshalb etwas weniger Zeit für die Entwicklung des Impfstoffs brauchte.

Man war sich weltweit aber einig, dass eine Impfstrategie die einzig vernünftige Strategie zur wirklichen Bekämpfung von Covid darstellte. Daher gab es auch keine Proteste, als man den Impfstoffproduzenten erlaubte, ein abgekürztes Verfahren zur Einführung der Impfstoffe anzuwenden. Dabei wurden zum Teil die Phasen Präklinik und Klinik parallel statt nacheinander durchgeführt, was jetzt zu Kritik führte. Die Zulassungsbehörden in allen Ländern haben aber trotzdem überall genau hingeschaut – und das waren Wissenschaftler. Unter den Schöpfern der Impf-Lüge habe ich dagegen keine Wissenschaftler gefunden. Man kann

es drehen und wenden, wie man will, es sind Impfstoffe herausgekommen, die schützen.

Die Alternative hätte darin bestanden, die Impfstoffe noch für mehrere Jahre zurückzuhalten, um zu erforschen, ob der humorale oder der zelluläre Arm des Immunsystems ausschlaggebend für die Abwehr ist, wie stark der Impfstoff sein muss, damit er auch verhindert, dass das Virus weitergegeben wird. Gleichzeitig hätte man die Frage klären müssen, wie gross die Herdenimmunität sein muss, um auf eine jährliche Impfung verzichten zu können. Es gibt also tatsächlich noch offene Fragen, die sich zum Teil mit jeder neuen Mutante neu stellen, bis das Coronavirus wieder ein normales Erkältungsvirus sein wird. Jetzt sind wir bei der Krux, der Impf-Lüge, angekommen.

1. — Es gibt in der Biologie und erst recht in der Immunologie keine 100 Prozent. Ergo gibt es auch keine Impfung, die zu 100 Prozent schützt.

2. — Bei jeder Impfung gibt es jeweils ein paar Menschen, die nicht darauf reagieren, sogenannte Non-Responders. Das ist normal und hat immunologische Gründe.

3. — Ist jemand immun und wird trotzdem angesteckt, bekämpft er den Eindringling mit seinem Immunsystem. Macht man während dieser Zeit einen PCR-Test, ist man natürlich positiv. Dauert der Zweikampf eine Weile, hat man schwache Symptome; war die Immunität nicht genügend, hat man etwas stärkere Symptome, aber immer noch nicht so heftig, wie wenn man nicht geimpft gewesen wäre. Das ist bei allen Impfungen so, weil das Immunsystem mit dem Alter an Kraft verliert.

4. — Es gibt eine ganze Reihe von Krankheiten, die das Immunsystem schwächen und somit ein relativ harmloses Virus zu einem gefährlichen machen können.

5. — Bei einer Ansteckung, bei welcher der Eindringling an der Oberfläche bekämpft wird, kann der Keim während der Anfangsphase noch weitergegeben werden. Das verhält sich zum Beispiel so bei Viren, die sich in den oberen Atemwegen vermehren, etwa bei Coronaviren. Das bedeutet eben nicht, dass die Impfung nicht funktioniert hat.

6. — Die Immunantwort gegen das Coronavirus ist noch derart wenig verstanden, dass es

bis heute keinen Test gibt, der mit Sicherheit vorhersagt, ob man geschützt ist. Wendet man einen Test an, der sowohl im Abwasser wie im Patienten positiv ausfällt, und schliesst daraus auf die Krankheit, erhält man natürlich keine Antwort über den Schweregrad des Krankheitsverlaufs.

7. — Von den über fünfzig sehr wirksamen Impfstoffen gegen verschiedenste Pathogene, die bislang entwickelt wurden, haben selbstverständlich alle auch Nebenwirkungen. Jedes

Die Impfstoffe waren also nicht so sehr neu, sie wurden nur noch nie bei Menschen angewandt.

Medikament, das wirkt, hat Nebenwirkungen. Bei allen Impfstoffen sind diese aber harmlos im Vergleich zu den Auswirkungen der Krankheit. Das ist auch bei den Covid-Impfungen so.

Fassen wir zusammen: Meine ursprüngliche Kritik an der Pandemiepolitik lautete damals: «Schaut auf die erste publizierte Statistik aus China. Das ist ein Abbild unseres Immunsystems. Also schützt Vulnerable und die Alten, lasst alle andern in Ruhe!»

Niemand hat dieser ersten Statistik geglaubt, bis unsere eigene Statistik dann auch so aussah.

Aber eben, die «Massnahmeritis» nahm ihren Lauf – endlich mal wieder Macht für die Politiker! Wenigstens hat bei uns der Wahnsinn vor den Kitas haltgemacht, Berset sei Dank. Dann kamen die Impfstoffe. Für mich war die Reaktion darauf zu zögerlich, aber unter dem Strich doch in Ordnung.

Milderung der Verläufe

Ich sehe nichts, was passiert wäre, das nicht mit Erkenntnissen bei anderen Impfstoffen übereinstimmen würde. Weltweit scheinen klinische Daten darauf hinzudeuten, dass Krankheitsverläufe unter dem Einfluss der Impfung milder verlaufen. Coronaviren haben uns immer schon begleitet und werden das auch weiterhin tun. Selbst wenn die derzeitigen Impfungen verbessert werden sollten, ist diese Art von Viren wahrscheinlich nicht auszurotten.

Für einmal bin ich nun dem Bundesrat und dem BAG nicht an den Karren gefahren. Jetzt gehe ich mich impfen, ärgere mich über die Persiflagen von Alain Berset als Pinocchio, freue mich aber darüber, dass er nicht zu einem Lauterbach wurde.

Beda M. Stadler ist Professor em. und ehemaliger Direktor des Instituts für Immunologie der Universität Bern.

Die 300 Reichsten



DIE SPANNENDSTEN SEITEN DER WIRTSCHAFT.

Endlich Klarheit

Nr. 44 – «Sagen Sie endlich die Wahrheit, Herr Berset»
Philipp Gut über die Corona-Politik

An all jene, die sich auf die defensive Position zurückziehen, es sei von Anfang an klar gewesen, dass die Covid-19-Impfung nur gegen schwere Verläufe und nicht gegen Ansteckung schützt: Wie rechtfertigen Sie unter dieser Prämisse die Einführung von 3 G und 2 G? Dieser Eingriff in die Grundrechte hätte sich nur legitimieren lassen, wenn Geimpfte niemand anderen hätten anstecken können. Weshalb ignorierten Journalisten und Politiker diese offensichtliche Rechtsverletzung von Bundesrat Berset und dem BAG? Wie begründen Politiker wie Ruth Humbel, Gerhard Pfister, Fabian Molina und all die anderen unter diesen Umständen ihre Forderung nach Zwangsimpfung und Ausgrenzung Ungeimpfter? *Calista Fischer, Steinmaur*

Der Artikel ist an Klarheit nicht zu überbieten. Mit Ach und Krach sind wir alle am Impfwang vorbeigeschrammt, und die Unwirksamkeit der Impfstoffe, wenn nicht sogar deren exorbitante Nebenwirkungen waren dem BAG, der Landesregierung, Alain Berset im Speziellen, und allen involvierten Personen, die sich jeweils anlässlich der wöchentlichen Corona-Info zur Schau gestellt haben, wie auch Swissmedic als Notfall-Zulasserin bekannt. Und dies von Anfang an! *Rolf Linder, Steffisburg*

Föderalismus sei Dank

Nr. 44 – «Fake News vom Gesundheitsminister»
Hubert Mooser über Alain Berset

Ob wir wegen oder trotz des Orakels Berset recht gut davongekommen sind, bleibe dahingestellt.

Ausschlaggebend war unser Föderalismus. Der setzte sich in den Kantonen fort bis zu den Gemeinden. Die Massnahmen wurden auf die Gebiete fokussiert, wo sie nötig waren. Dort waren sie nämlich auch leichter durchzusetzen als in praktisch Corona-freien Gebieten.

Thomas Schibli, Bern

Des Guten zu viel

Nr. 44 – «Willkür ohne Ende»
Philipp Gut über die Wirtfamilie Aufdenblatten

Die Familie Aufdenblatten hat etwas von der Addams Family: schräg, schräger geht es nicht mehr. Suspekt kommt rüber, nichts gemacht, trotzdem die Schulter ausgekugelt. Die bösen Polizistenschläger. Was der sogenannte prominente Anwalt aus dem SVP-Lager, Hermann Lei aus dem Thurgau, im Wallis zu suchen hat? Wahrscheinlich nur Publicity. Das ist des Guten zu viel. *Urs Maurer, Birm*

Naturnah, flink, fleissig

Nr. 42 – «Übermensch von Uetendorf»
Urs Paul Engeler über Albert Rösti

Die zahlreichen «Ämtli» von Albert Rösti zeugen eben von seiner grossen Arbeitseffizienz, breitem Fachwissen und, um die Worte im Artikel zu wählen, übermenschlicher Schaffenskraft. Der Vergleich mit einem Eichhörnchen ist treffend gewählt: naturnah, flink, fleissig, vorausschauend für schlechtere Zeiten sorgend, bescheiden und immer mit der nötigen Bodenhaftung. Freue sich jeder, der diesem kleinen, sympathischen Lebewesen im Wald begegnet! Das Prädikat «den Stall ausmisten können» wird für den Berner Oberländer in Bundesbern auch kein Hindernis sein, im Gegenteil! So oder

so, am 7. Dezember 2022 wird es nur Gewinner geben: Entweder die Schweiz bekommt mit Albert Rösti einen volksnahen und motivierten Bundesrat, oder er bleibt uns als liebenswürdiger und guter Gemeindepräsident erhalten. Trotzdem heisst mein Motto am Wahntag: lieber «Berner Rösti» als «Zürcher Geschnetzeltes»!

Jrène B. Ligginstorfer, Uetendorf

Friedliche Grüsse

Nr. 43 – «Zurück zum Frieden»
Editorial von Roger Köppel

Es lässt sich nicht ändern: Die USA sind eine Demokratie, und Russland ist eine Diktatur. Nichts von «Mütterchen Russland» ist übriggeblieben. Wir schämen uns dafür, im Gymnasium Russisch gelernt zu haben. Der Aggressor, Mörder und Vergewaltiger ist Russland, ganz egal, wie viele Raketen in der Ukraine zur Verteidigung aufgestellt werden.

Armin Junghardt, Baden

Die *Weltwoche* verwechselt wieder Meinungsvielfalt mit russischer Propaganda. Wegen dieser völligen Einseitigkeit kaufe ich die *Weltwoche* nicht mehr. *Peter Sandmeier, Binningen*

Achte auf deine Gedanken, denn sie werden Worte. Achte auf deine Worte, denn sie werden Taten. Achte auf deine Taten, denn sie werden Gewohnheiten. Achte auf deine Gewohnheiten, denn sie werden dein Charakter. Achte auf deinen Charakter, denn er wird dein Schicksal. Friedliche Grüsse. *Helene Rüesch, Waldkirch*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Aaron Charles Carter (1987 – 2022)

Werner Ignaz Jans (1941 – 2022)



Unentwirrbares Gestrüpp: Popstar Carter.

Schaut man sich zwanzig Jahre alte Videos des einstigen Kinderstars an, erlebt man einen offensichtlich frühreifen Knaben, der bereits das gesamte Repertoire männlicher Coolness intus hatte – oder eben das, was Erwachsene dafür halten. Aaron konnte schon als Zwölfjähriger Choreografien tanzen, er konnte smart feixen und flirten wie ein Grosser; er hatte all die Tricks drauf, die sich andere mit Müh und Akne später in der Pubertät ranschaffen müssen.

Aaron Carter erfüllte früh, was die Profis aus der «Industry» beziehungsweise der Markt von ihm erwarteten. Bereits mit neun hatte er das erste Album veröffentlicht; es verkaufte sich sofort millionenfach. Dann kam die wichtige zweite Scheibe, und irgendwann die dritte – Aaron hatte es geschafft, mit dreizehn war er vielfacher Plattenmillionär. Er trat als «Vorgruppe» der Backstreet Boys auf, der Boygroup von Nick, seinem älteren Bruder, auf dessen Spur ihn die «Industry» geschickt hatte.

Mit gerade mal vierzehn Jahren war Aaron in aller Munde: Mit Britney Spears stand er auf der Bühne, er performte neben Altstars wie Liza Minnelli und Gladys Knight, war in Filmen, am Broadway und in mehreren TV-Serien zu sehen und schien erreicht zu haben, was man in der Entertainment-Branche so erreichen kann. Mädchen fanden ihn «sweet», die Älteren putzig. Doch irgendwann offenbarte sich das Märchen als Attrappe, der junge Megastar entpuppte sich gleichsam als einsturzgefährdetes potemkin-

sches Dorf. Durch die nicht sehr nachhaltige Fassade wucherte ein zusehends unentwirrbares Gestrüpp aus Gerüchten, Polizeiberichten, Geständnissen und übler Nachrede zutage.

Neben Abstürzen durch Drogen- und Alkoholmissbrauch konnte man dann auch noch von langjährigem Inzest durch die ältere Schwester, einem prügelnden Vater und einer gleichgültigen Mutter lesen. Aaron selbst stiess (aktenkundig) gegen seine Zwillingsschwester Angel beziehungsweise Nick und dessen hochschwängere Frau Morddrohungen aus. Das führte wiederum zur Anzeige durch die Familie. Er selbst sei eventuell vom Manager sexuell behelligt worden, hiess es, Bankrott-Gerüchte kamen auf, dann soll er auch in Pornostreifen aufgetreten sein. Insgesamt also ein ziemlich übler Cocktail aus Verzweiflung, Sucht, Gehässigkeiten und Verleumdungsmüll, vermutlich selbst für ein knalliges B-Picture zu viel.

Dann am Ende, wie ein langes Postskriptum schliesslich noch die Beichte in einer Talkshow, an Schizophrenie und bipolarer Störung erkrankt zu sein. «Gib dem Affen Zucker» war wohl das tragische Lebensmotto eines Getriebenen, das zielgerade in den Abgrund führte. Er hat den Markt bedient, konsequent bis zum Ende: Sein letztes Album «Blacklisted» erschien am 7. November. Zwei Tage zuvor hatte ihn eine Mitarbeiterin tot in seinem Haus in Lancaster, Kalifornien aufgefunden. Aaron Carter wurde 34 Jahre alt. *Thomas Würdehoff*

Die letzten Wochen im Leben des Bildhauers Werner Ignaz Jans waren bewegt und bewegend. Anfang August schrieb er seinen Freunden und Sammlern den wohl schwierigsten Brief seines Lebens, geradeheraus, wie es seine Art war: «Vorige Woche erhielt ich aus heiterem Himmel die Diagnose Krebs. Bauchspeicheldrüse, Leber, Lunge. Unheilbar.» Wenig später wurde bekannt, dass ihm der Kulturpreis der Stadt Winterthur zugesprochen werde. «Natürlich habe ich Freude», sagte er. «Es ist ein bisschen spät, macht aber nichts.»

Jans war ein Künstler, der öffentliche Wirkung erzielte und dem Streit nicht auswich. So wehrte er sich, von Hunderten unterstützt, gegen die Zwangsversetzung seines Holzriesen «Holidi», der dreissig Jahre lang am Oberen Graben in der Winterthurer Altstadt nicht nur die Kinder entzückt hatte.

Dabei liebte es Jans, mit Veränderungen Schritt zu halten und mit seiner künstlerischen Sprache auf die Aktualität zu antworten. Manchmal waren es Menschenbilder wie aus der «Tagesschau», die er in seinen ländlichen Atelierhäusern in Riet/Neftenbach und im Piemont in ganzen Prozessionen auf Friesen und Balken aufmarschieren liess: bemalte, ausdrucksstarke Skulpturen aus Pappelholz, auch berührende Figuren von Flüchtlingen und Verfolgten, dann wieder freundlich-ironische Porträts seiner Nachbarn.

Jans wurde geprägt durch ein vierjähriges Studium an der Kunstakademie Düsseldorf zu der Zeit, als Joseph Beuys, Sigmar Polke und Gerhard Richter dort umgingen. Seinen Abschied hat er selbst geplant. Eine Trauerfeier hat er sich verboten.

Karl Lüönd



Menschenbilder: Künstler Jans.

Bundespräsident Cassis nimmt's zu ernst

Die Schweiz soll beim Reduzieren der CO₂-Emissionen vorangehen. Das wäre sinnlos.



In Ägypten hat die 27. Austragung der jährlichen Uno-Klimakonferenz begonnen, und die ersten Anzeichen machen nicht den Eindruck, als ob der Planet brenne, wie dies sonst von Politikern gerne gesagt wird. Der Versammlungssaal war zur Eröffnung in beruhigend kühl-blauen Farben gehalten, und die Ansprachen ertönten in getragenen Worten wie bei Olympischen Spielen. Der Tourismus-Ort Scharm el-Scheich, diesjähriger Treffpunkt der Klimadelegierten aus all den Verwaltungen der beteiligten Staaten, präsentiert sich in Bestform.

Auch die Tatsache, dass diese jährlichen Konferenzen fast ohne Unterbruch immer wieder stattfinden, deutet darauf hin, dass die Erde nicht brennt. Klar, man könnte es genau umgekehrt sehen: Weil es so schlimm steht um die Erde, sind diese Konferenzen dringend nötig, überlebenswichtig, voller Effort, unerlässlich.

Aber die gegenteilige Sicht dürfte eher der Wirklichkeit entsprechen: An den jährlichen Treffen werden Klimaprobleme so bewirtschaftet, dass die vielen Interessengruppen ihre Ziele verfolgen und ihre Neigungen ausleben können und das gerne wiederholen.

Jedes Mal werden die Treibhausgas-Reduktionsziele des Pariser Klimaabkommens heraufbeschworen und heruntergebetet, obwohl alle eigentlich wissen, dass das nichts bringt. Die Zusagen zur Reduktion der nationalen CO₂-Emissionen sind gossenteils unverbindlich, demokratisch nicht abgestützt.

Deshalb stellen sie trotz gegenteiliger Behauptungen in keiner Weise eine Verbindung her zwischen der Klimapolitik und dem Pariser

Klimaziel, das die Erderwärmung möglichst in der Nähe von 1,5 Grad Celsius halten soll.

Wie der deutsche Ökonom Hans-Werner Sinn kürzlich im Interview mit der *Weltwoche* bekräftigte, haben nur knapp ein Drittel der über 190 Pariser Unterzeichnerstaaten mengenmässige Reduktionen des CO₂-Ausstosses zugesagt. Die anderen, also die grosse Mehrzahl, belassen es bei netten Worten und freuen sich, dass die paar als Musterschüler auftretenden Staaten den Verbrauch fossiler Energie bei sich verringern wollen.

Denn diese eingesparten Mengen gelangen über internationale Märkte an die anderen Interessenten, die noch so gerne diese Energiemengen verbrauchen, dies zu tendenziell billigeren Preisen. Der weltweite Konsum fossiler Energien ändert sich in der Summe nicht.

Beachtet die Schweizer Regierung das nicht? Bundespräsident Ignazio Cassis sagte in seiner Rede: «Mein Land ist bereit.» Trotz Energiekrise wolle die Schweiz an den Klimazielen festhalten, die Treibhausgase bis 2030 um die Hälfte reduzieren und bis 2050 netto null Emissionen erreichen. Das Land als Musterschüler.

Bedenken die Spitzenleute in Bern die Folgen nicht? Ist ihnen nicht bewusst, dass einseitige Emissionseinschränkungen dem Weltklima nichts bringen, dafür aber die eigene Wirtschaft schädigen?

Immerhin ist insofern eine Sicherung eingebaut, als das Schweizervolk zum Klimavorhaben CO₂-Gesetz 2021 nein gesagt hat. Und das Versprechen, die Schweiz wolle bis 2050 auf netto null Emissionen kommen, wurde vom Souverän noch nicht gutgeheissen. Vielleicht

ist das ganze Spiel für die Musterschüler aber nicht so gefährlich, wie es zuerst scheint: An den jährlichen Klimagipfeln versprechen alle Regierungen schöne Klimaziele. Die meisten meinen es nicht ernst und geniessen das Trittbrettfahren. Wer dagegen Zusagen einzuhalten gedenkt wie die Schweizer Regierung, wird vom Volk zu Hause gebremst.

Wie gut ist weniger Inflation?

Die Inflation ist rasant emporgeschneit, in der Euro-Zone jüngst auf 10 Prozent, in den USA im Sommer auf 9 Prozent, in der Schweiz im Herbst auf 3,5 Prozent. Die Schweizer Wirtschaft wird ein Stück weit geschützt durch Stossdämpfer in Frankenstärke und in regulierten Preisen, was aber auch etwas kostet.

Jetzt zählen viele darauf, dass die Preisauftriebsrunde, vor allem die massiven Steigerungen der Energiepreise, bald vorbei ist. Öl und Gas sind wieder billiger geworden, in der Schweiz halfen gesunkene Benzin- und Dieselpreise, dass die jüngste Inflationsrate auf 3 Prozent nachgab. Ähnlich ist es bei Rohstoffen, Stahl, Kupfer. Wenn all diese zurückliegenden Preisschocks in der Inflationsrate eingearbeitet sind, sollte diese, so die Hoffnung, nicht mehr steigen, ruhig werden, die Leute beruhigen.

Ja, aber die Güter sind danach immer noch auf dem höheren Preisniveau, sie bleiben teuer. Wenn Lohn und Renten nicht der Teuerung angepasst wurden, kann man sich weniger leisten als vorher, das Geld auf dem Konto ist auch weniger wert. Wenn die Inflation wieder nachlässt, heisst das also nicht, dass die zerstörte Kaufkraft wieder hergestellt ist.

SPEZIAL

Magie des Geldes



Sichere Perspektiven in turbulenten Zeiten: Foto-Reportage über die Gornergratbahn bei Zermatt.

«Solche Inflationswerte sind für Europa ein Schock, ein Raubzug auf das Vermögen.»

Beat Gygi, Seite 54

«Altersvorsorge in Zeiten der Inflation ist ein Problem mit vielen Unbekannten.»

Alexandra Janssen, Seite 59

«Schweizer Aktien bieten sowohl defensive als auch offensive Qualitäten.»

Oliver Hackel, Seite 60

Im Schutz des Frankens

Die Inflation hat mit einer Wucht zugeschlagen, die Wohlstand und Einkommen in Europa akut gefährdet. Es ist unklar, wie energisch die EZB dagegenhalten wird.

Beat Gygi

Dieses Jahr ist es das erste Mal seit Jahrzehnten, dass man nicht mehr sicher ist, was Schein ist und was Wirklichkeit, wenn man auf Bankkonto, Lohnausweis und Wertschriftendepot schaut. Wenn der Lohn 1 Prozent höher ist als letztes Jahr, sieht das zunächst gut aus – aber wenn die Inflation 3 oder 10 Prozent ist, heisst das, dass man real 2 oder 9 Prozent weniger Kaufkraft hat, also weniger Lohn. Lebt man in der Schweiz, hat man noch Glück. Die jüngsten Angaben zeigen für den Oktober eine Jahresinflation von 3 Prozent, das ist weniger als kurz vorher.

Importierte Teuerung

Die Schweiz ist wieder mal ein Sonderfall. Der gegenüber dem Euro stärker gewordene Franken hat Teile der importierten Teuerung abgedeckt, und der relativ geringe Anteil fossiler Energien hält den Ölpreisschock in Grenzen. Nach den Worten von Yngve Abrahamson, Ökonom an der Konjunkturforschungsstelle (KOF) der ETH Zürich, ist der Rückgang im Oktober eine leichte Überraschung, man hätte eher Konstanz erwartet. Die Preise von Benzin und Diesel haben jüngst nachgegeben, auch Tarife für Mietautos, Internet oder Computerpreise.

Wie schafft es die Schweiz, ihre Inflation auf einem Drittel des Euro-Zonen-Wertes zu halten? «Es gibt umfassendere Preisregulierungen als in der EU», sagt Abrahamson. Im Energiesektor würden Preisanpassungen zum Teil eingeschränkt, in den Lebensmittel- und Agrarmärkten seien Preisregulierungen und Zollschutz am Werk, die einen Teil der importierten Teuerung wie Stossdämpfer schlucken würden. Es gibt ja den launigen Spruch, die Schweiz merke so wenig von der Inflation, weil sie schon vorher teuer gewesen sei.

In der Euro-Zone geht es viel zerstörerischer zu, da grassierte im Oktober ein Preissturm von 10,7 Prozent, in Deutschland sah es ähnlich aus, in den Niederlanden schoss er gar auf 14,5 Prozent hoch. Nach der Einschätzung von Otmar Issing, dem früheren Chefökonom der Europäischen Zentralbank (EZB), ist eine weitere

Steigerung wahrscheinlich, bis sich die ganzen Teuerungsprozesse durchs System fortgepflanzt haben.

Solche Inflationswerte sind für Europa ein Schock, ein Raubzug auf das Vermögen. Nach vier bis fünf Jahren mit solchem Preisaufrtrieb wäre eine Hunderternote von heute nur noch die Hälfte wert. Das gilt auch für

*Die wichtige Frage lautet:
Wie lange dauert
der Preisexplosions-Spuk?*

Pensionsrenten, wehrlos sind Rentenbezüger den Kräften ausgesetzt, die eine Einkommenshalbierung innert weniger Jahre herbeiführen, eine Verarmung in Windeseile, eine Gefährdung aller Lebenspläne, die heute vielen noch nicht bewusst ist.

Bei den Löhnen werden hohe Inflationsraten zu Gegenreaktionen und hitzigen Lohnverhandlungen führen, denn die Arbeitnehmer wollen einen Inflationsausgleich oder mehr, und wenn dies gelingt, werden sich Preis-Lohn-Spiralen und damit eine Beschleunigung der Inflation in Gang setzen. Ursula von der Leyen ging als EU-Kommissions-Präsidentin mit

INHALT

- 54 **Im Schutz des Frankens**
Schein und Wirklichkeit
- 56 **Ökonomen-Panel**
Einschätzungen der Spezialisten
- 59 **Private Vorsorge wird Pflicht**
Besser leben im Alter
- 60 **Das Beste aus zwei Welten**
Krisensichere Schweizer Werte
- 62 **Hunde, wollt ihr ewig leben**
Geschäftsmodell «Longevity»



Und die Schweiz?

schlechtem Beispiel voran und erhöhte sich und ihrer Bürokratie den Lohn um 7 Prozent, rückwirkend. In Deutschland treten Gewerkschaften mit hohen Forderungen an, die bis zu 10 Prozent plus reichen.

Draghis und Lagardes Agenda

Die wichtige Frage lautet: Wie lange dauert der Preisexplosions-Spuk? Die düsteren Szenarien in Richtung Geldwertersetzung gelten für den Fall, dass die Notenbanken die Inflation nicht bald wieder nach unten gegen die offiziell angepeilten 2 Prozent drücken können. Und wollen. Wie stark wollen sie es? Immerhin ist im Auge zu behalten, dass die Inflation den Staaten ihre Schulden Jahr für Jahr leichter macht. Und wie unabhängig die Notenbanken von Regierungen und Verwaltungen sind, ist umstritten, besonders in der Euro-Zone.

Offiziell hat die Fed ein Doppelmandat, einerseits soll es zur Konjunktur schauen, andererseits zur Geldwertstabilität. Die EZB hat klar den Auftrag zur Erhaltung der Geldwertstabilität, aber der frühere Präsident Mario



Draghi und die heutige Präsidentin Christine Lagarde haben verschiedentlich klargemacht, dass ihnen das Zusammenhalten der Euro-Zone wichtiger ist. Lagarde hat zudem den Klimaschutz zu einem wichtigen Ziel der Geldpolitik gemacht.

Die US-Geldpolitiker machen den ernsthafteren Eindruck, sie haben vor einem Jahr mit zunehmend kräftigeren Zinserhöhungsschritten den Kampf gegen die Inflation aufgenommen. Soeben hat der Chef der Notenbank Fed, Jerome Powell, die Leitzinserhöhung um weitere 0,75 Prozentpunkte auf bis 4 Prozent bekanntgegeben. Weitere Bewegungen werden von Beobachtern erwartet, zumal die US-Inflation noch über 8 Prozent ausmacht.

Die Europäische Zentralbank hat erst im vergangenen Sommer mit viel Verspätung Zinssteigerungen eingeleitet. Sie hat lange Zeit zugeschaut, da man, wie Lagarde sagte, fälschlicherweise gemeint habe, der Preisauftrieb sei vorübergehend und werde sich wieder zurückbilden. Laut Issing hat die EZB das

Inflationsrisiko lange sträflich vernachlässigt. Hinzu kommt, dass die EZB nicht viel Handlungsspielraum hat: Die hochverschuldeten Länder der Euro-Zone können nicht allzu starke Zinssteigerungen verkraften. Marktbeobachter vermuten denn auch, dass die Leitzinsen nur mit Mühe über 3 Prozent zu bringen seien, zumal die unsoliden Euro-Staaten im Führungsgremium EZB-Rat die Mehrheit haben und Lagarde sich nach deren Linie ausrichtet.

Gefährlicher Liquiditäts-See

Die Argumentation der EZB-Führung deutet ebenfalls darauf hin, dass für sie das Ziel der Geldwertstabilität nachrangig ist. Lagarde sucht immer wieder davon abzulenken, dass die Geldpolitik der Geldschwemme die Grundlagen zur Inflation gelegt hat. Die massiven Störungen der Wirtschaft, der Angebotsseite, seien es, die zur Inflation geführt hätten: Marktunterbrüche, Covid-Blockaden, zerrissene Lieferketten, dann der Ukraine-Krieg mit Energiepreisexplosion, Folgen der

Russland-Aggression, alles sei von aussen gekommen.

Solches liege nicht in der Kontrolle der EZB. Sie könne ja nicht die grossen Mächte der Welt zu einer Reduktion der Preise bringen. Es passt ins Bild, dass die EZB noch nicht darangegangen ist, die umfangreichen Wertpapieraufkäufe rückwärts zu drehen. Knapp 8,8 Billionen Euro liegen in der EZB-Bilanz, und spiegelbildlich befindet sich ein riesiger See an Liquidität in der Wirtschaft. Das ist der Stoff, aus dem Inflation ist. Hinzu kommen all die schuldenfinanzierten Rettungsprogramme von Corona bis Energiehilfen, die nachfragesteigernd wirken.

Und die Schweiz? Langfristig ist zu erwarten, dass sich eine Inflationsdifferenz zwischen Franken und Euro halten wird, die nach den Einschätzungen von Yngve Abrahamsen von der KOF etwa 1 Prozent betragen könnte. Das bedeutet eine anhaltende Stärkung des Frankens gegenüber dem Euro. Wer Franken anlegen und deren Wert möglichst schützen möchte, muss nicht unbedingt weit in die Welt hinausgehen.

Im neuen Zeitalter

Die Inflation ist wieder da. Parallel dazu steigen die Zinsen, während die Aktienmärkte weltweit unter Druck geraten sind. Was raten Finanzprofis in diesem Umfeld?

Geldanlagen ist im vergangenen Jahr ein gutes Stück komplizierter geworden. In den wichtigsten Wirtschaftsräumen des Westens hat sich die von vielen Ökonomen bereits zum Problem der Vergangenheit erklärte Inflation mit Macht zurückgemeldet. In der Euro-Zone beispielsweise ist die Teuerung mittlerweile zweistellig – vor zwei Jahren noch unvorstellbar. Die Notenbanken sind in Zugzwang geraten und erhöhen auf breiter Front die Zinsen, was den Wert niedriger verzinsten Anleihen aus der Vergangenheit, aber auch vieler Aktien einbrechen lässt.

In diesem neuen Zeitalter an den Finanzmärkten ist guter Rat teuer. Wie jedes Jahr im Anlage-Spezial «Magie des Geldes» hat die *Weltwoche* führende Exponenten aus der finanzwirtschaftlichen Theorie und Praxis nach ihren Einschätzungen und Empfehlungen gefragt. Die Antworten sind bemerkenswert.

1 — Aktien bleiben alternativlos: Zwar rechnet eine Mehrheit der vierzehn Teilnehmer des Experten-Panels damit, dass es zu weiteren Kurskorrekturen an den Börsen kommen könnte. Gesamthaft bleiben aber Aktien, insbesondere solche aus der Schweiz und aus den USA, beliebt. Denn mit Aktien erwirbt sich der Anleger einen Anteil zukünftiger Unternehmensgewinne, was eine realwirtschaft-

Rechnen Sie in den nächsten 12 Monaten mit weiteren grösseren Korrekturen an den wichtigsten Aktienmärkten?

Anzahl Nennungen



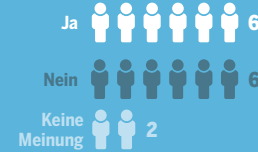
Würden Sie derzeit in Kryptowährungen investieren?

Anzahl Nennungen



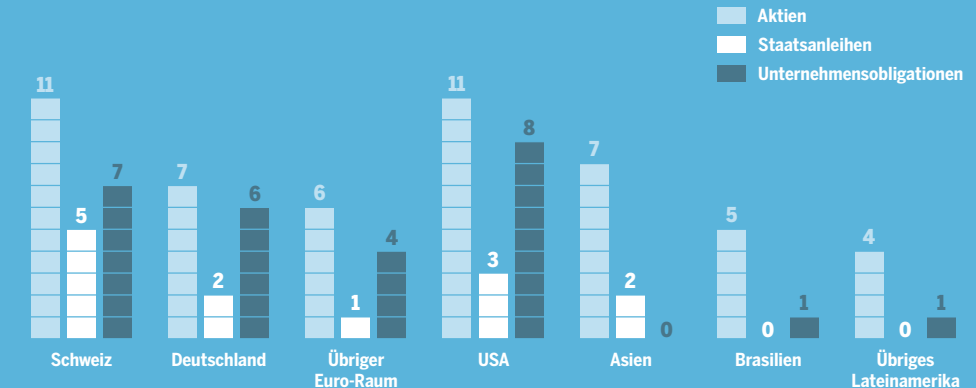
Würden Sie derzeit in Gold investieren?

Anzahl Nennungen



In welche Anlageklassen würden Sie derzeit grundsätzlich investieren?

Anzahl Nennungen (Mehrfachnennungen möglich)

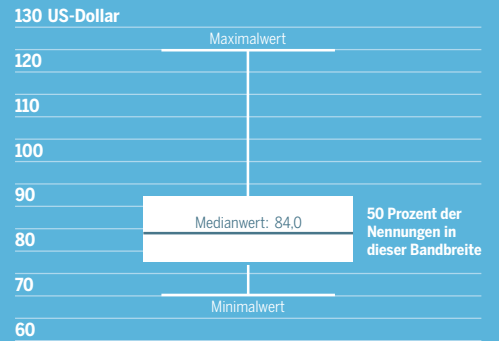


Machen Sie sich Sorgen um die Entwicklung der Immobilienpreise in der Schweiz?

Anzahl Nennungen



Wo wird Ihres Erachtens in mittlerer Frist (2 Jahre) der Ölpreis je Barrel in US-Dollar liegen?



2022

Experten-Panel



Marc Brüttsch
Chefökonom
Swiss Life



Anastassios Frangulidis
Chefstrategie
Pictet Asset Management
Zürich



Martin Janssen
CEO und Gründer
Ecofin-Gruppe

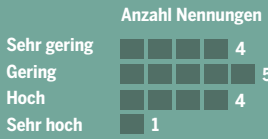


Martin Jetzer
Chefökonom
Bellevest

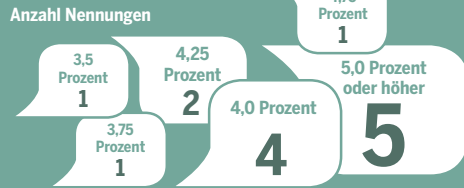


Daniel Kalt
Chefökonom
UBS Schweiz

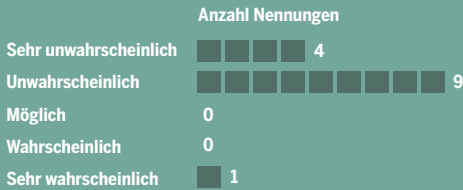
Wie hoch schätzen Sie die Wahrscheinlichkeit ein, dass sich die Inflation in den Industriestaaten längerfristig über fünf Prozent bewegen wird?



Momentan steht der Leitzins in den USA bei 3,00–3,25 Prozent. Wo wird er Ende 2023 am ehesten liegen?



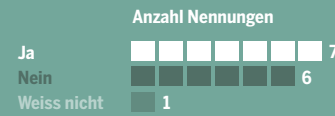
Für wie wahrscheinlich halten Sie es, dass der Leitzins der SNB in den nächsten drei Jahren auf über 4 Prozent steigt?



Auf mittlere Frist (ca. 2 Jahre) betrachtet: Welche Währungen werden sich gegenüber dem Schweizer Franken eher auf- bzw. abwerten?

Währung	Anzahl Nennungen	Abwertung	keine Meinung	Aufwertung
Euro	11	11	0	3
US-Dollar	11	11	0	3
Japanischer Yen	5	5	3	6
Britisches Pfund	5	5	1	8
Australischer Dollar	6	6	7	1
Kanadischer Dollar	7	7	5	2
Mexikanischer Peso	5	5	8	2
Türkische Lira	7	7	5	2
Brasilianischer Real	6	6	7	1
Bitcoin	1	1	6	6

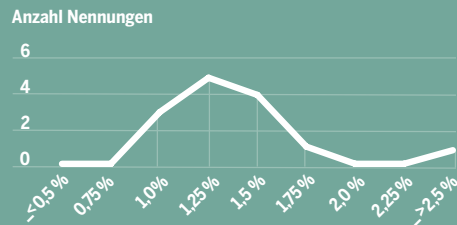
Rechnen Sie angesichts der steigenden Zinsen mit einer erneuten Schuldenkrise in der Eurozone?



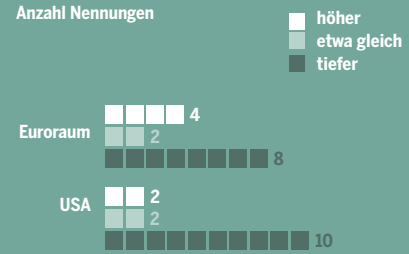
Die Nationalbank hat im Frühling mit einer forschen Zinserhöhung überrascht. Wie sollte ihre allgemeine Strategie aussehen?



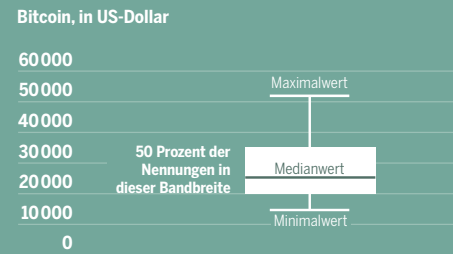
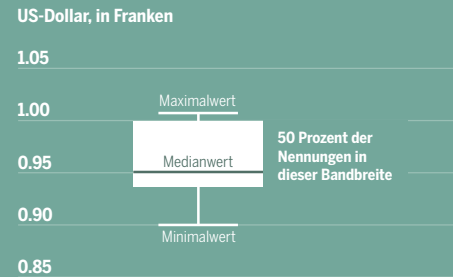
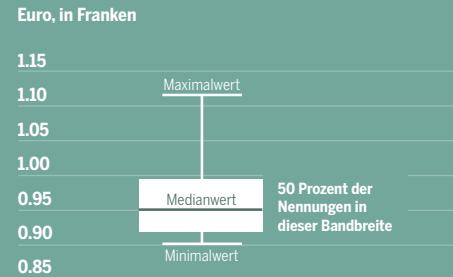
Wo wird der Leitzins in der Schweiz in einem Jahr liegen?



Wird die Inflation in den USA und im Euroraum in einem Jahr eher tiefer oder höher liegen als heute?



Wo werden Ihres Erachtens die Kurse für folgende Währungen in einem Jahr liegen?



Thomas Kuhn
Leiter Advisory
BIL Suisse



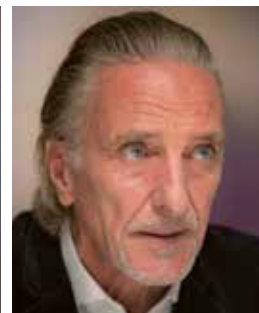
Adriano Lucatelli
CEO und Gründer
Descartes Finance



Claude Maurer
Chefökonom Schweiz
Credit Suisse



Sita Mazumder
Professorin Informatik
und Wirtschaft,
Hochschule Luzern



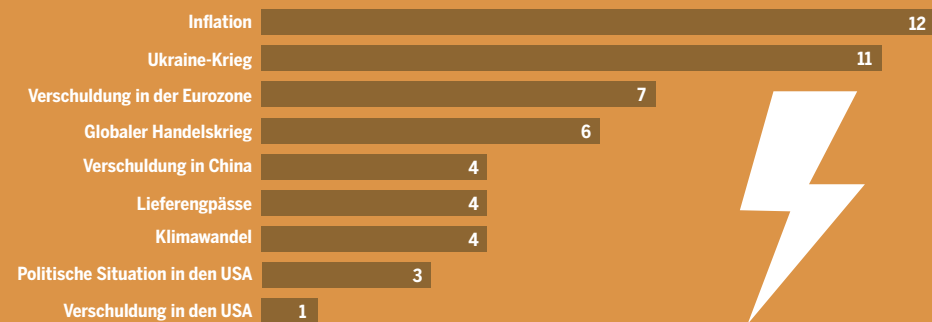
Martin Neff
Chefökonom
Raiffeisen



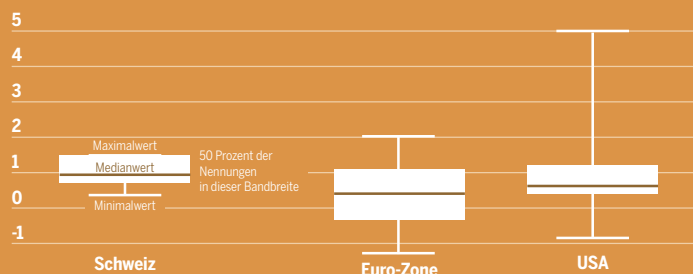
Roman Pfranger
Mitglied der
Geschäftsleitung Kaiser
Partner Privatbank

Welches sind die grössten Gefahren für die Entwicklung der Weltwirtschaft im nächsten Jahr?

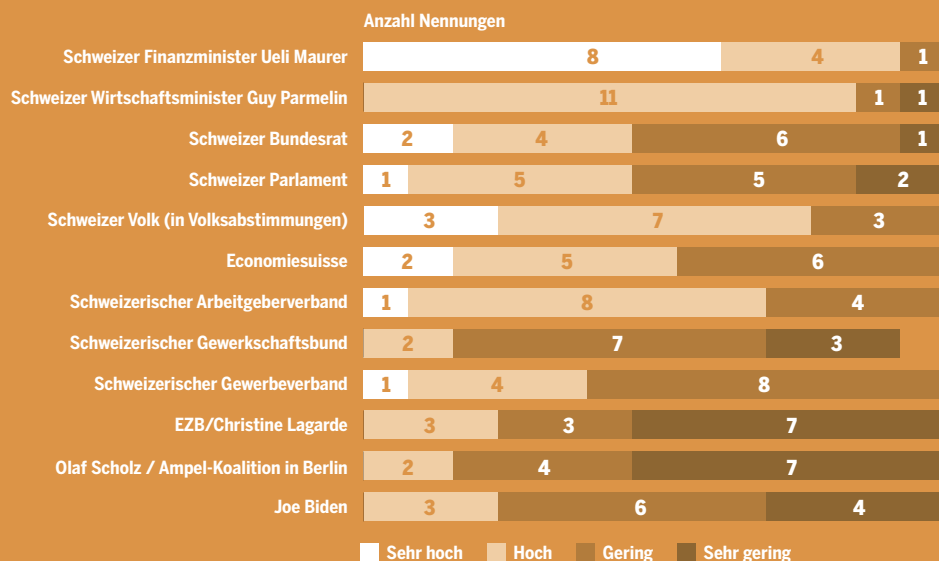
Anzahl Nennungen (Mehrfachnennungen möglich)



Welches BIP-Wachstum erwarten Sie für 2023 in der Schweiz, der EU und den USA?



Wie hoch ist Ihr Vertrauen in die folgenden wirtschaftspolitischen Akteure?



liche Absicherung gegen einen weiteren Kaufkraftverlust des Papiergeldes darstellt.

2—Rezessionsgefahr nicht gebannt: In ihrer Mehrheit rechnen die Teilnehmer des Panels zwar nicht mit einer Rezession in der Euro-Zone, den USA oder in der Schweiz. Doch die Prognosen für das BIP-Wachstum fallen eher verhalten aus. Insbesondere in der Euro-Zone wird lediglich mit einem Wachstum von 0,5 Prozent gerechnet. In Zeiten hoher Inflation entspricht das geringe erwartete Wachstum preisbereinigt einem deutlichen Einbruch der realen Wirtschaftsleistung.

3—Hoffnungsschimmer bei der Inflation: Zwar sieht die Mehrheit der befragten Fachleute die Inflation als grosse Gefahr für die wirtschaftliche Entwicklung im kommenden Jahr. Gleichzeitig wird aber allgemein erwartet, dass die Inflation sowohl in der Euro-Zone als auch in den USA etwas zurückgehen wird. Ein Szenario, in dem die Inflation in der Schweiz auf über 5 Prozent klettern könnte, wird mehrheitlich als unwahrscheinlich angesehen.

4—Steigende Zinsen: Die Zinsen werden nach mehrheitlicher Erwartung weiterhin steigen. Für die USA rechnen fünf der vierzehn Teilnehmer mit einem Anstieg des Leitzinses auf über 5 Prozent innert Jahresfrist.

5—Empfehlung an die Nationalbank: Gefragt, ob die Schweizerische Nationalbank eher eine Strategie beherrzter Zinserhöhungen zur Inflationsbekämpfung verfolgen oder eher darauf achten sollte, eine Zinsdistanz zur Europäischen Zentralbank aufrechtzuerhalten, um den Aufwertungsdruck zu mildern, bevorzugt eine Mehrheit des Ökonomen-Panels die erste Option.

6—Schuldenkrise wieder auf dem Radar: Erstmals seit der ersten Publikation des Ökonomen-Panels rückt eine neue Staatsschuldenkrise in der Euro-Zone wieder ins Blickfeld der Finanzmärkte. Eine Mehrheit von sieben Experten rechnet mit einem solchen Szenario, sechs Teilnehmer sehen es anders.

7—Es bleibt gefährlich: Neben der Inflation wird die Ukraine-Krise als grösste Gefahr für die Weltwirtschaft im kommenden Jahr betrachtet. Sorgen bereiten ferner die Staatsfinanzen im Euro-Raum. Vereinzelt genannt werden auch die andauernde Halbleiterkrise, die Risiken der restriktiven Geldpolitik und eine Eskalation des China-Taiwan-Konflikts.

2022

Experten-Panel



Kurt Schiltknecht
Ehemaliger Chefökonom
Schweizerische
Nationalbank



Gabrielle Wanzenried
Professorin für
Finanzwissenschaften
Fachhochschule Westschweiz



Heinz Zimmermann
Professor für
Finanzmarkttheorie
Universität Basel

Zusammengestellt von Florian Schwab

Private Vorsorge wird Pflicht

Schon in gewöhnlichen Zeiten halten die staatlichen Vorsorgesysteme immer weniger, was sie versprechen. Die Inflation verschärft das Problem. Fünf Ratschläge.

Alexandra Janssen

Altersvorsorge in Zeiten der Inflation ist ein Problem mit vielen Unbekannten, bei dem es nur wenige Ratschläge gibt, die für jedermann passen. Die optimale Altersvorsorge ist abhängig vom eigenen Alter, von der Lebenserwartung, der familiären Situation, dem Wohnort im Alter und von anderem. Dass in Inflationszeiten die Finanzmärkte noch volatil sind als sonst schon, macht die Sache nicht einfacher.

Inflation ist aus Sicht des Staates, des grössten Nettoschuldners eines Landes, der von der Inflation direkt profitiert, eine Steuer, unter der vor allem die Bezüger tiefer Einkommen leiden. Inflation zersetzt über viele Mechanismen aber auch die Leistungsfähigkeit der Wirtschaft. Dabei wissen wir, dass sich Inflation, wie Milton Friedman vor bald sechzig Jahren feststellte, nicht einfach einstellt, sondern absichtlich gemacht respektive in Kauf genommen wird.

In der Euro-Zone liegt die Inflation heute in den einzelnen Ländern zwischen etwa 8 und 20 Prozent, in den USA bei über 8 und in der Schweiz etwas über 3 Prozent pro Jahr. Weltweite Daten seit 1920 deuten darauf hin, dass es Jahre dauern wird, bis diese Inflationsphase vorüber ist. Und es ist keineswegs klar, ob die Inflation vorerst nicht weiter ansteigt.

Heutige Rentner sind teilweise geschützt

In der Schweiz ist das Dreisäulensystem der staatlichen Altersvorsorge in der Bundesverfassung und in entsprechenden Gesetzen, im Wesentlichen im AHV-Gesetz und im Gesetz über die berufliche Alters-, Hinterlassenen- und Invalidenvorsorge (BVG), geregelt. Die Renten der ersten Säule werden mindestens alle zwei Jahre auf Basis des Durchschnitts aus Lohn- und Preisindex an die Inflation angepasst. Im Rahmen der zweiten Säule gibt es keine Pflicht zum Teuerungsausgleich. Im Rahmen der dritten Säule, des steuerbegünstigten privaten Sparerens, entscheiden die Versicherten selbst.

Heutige Rentner sind wegen dieser Regelungen teilweise gegen die Inflation geschützt. Will



Robuste Anlage wählen, früh beginnen.

ein Rentner seinen Lebensstandard halten, muss er sein Vermögen abbauen. Basierend auf Daten einer Swiss-Life-Studie kann errechnet werden, dass das für ein durchschnittliches siebzug-jähriges Rentnerpaar bei 3 Prozent Inflation

Gutverdienende Junge müssen entscheiden, wie viel sie in staatlichen Systemen ansparen wollen.

pro Jahr während der verbleibenden Lebenserwartung rund 100 000 Franken ausmacht.

Personen im Erwerbsleben haben mehr Spielraum, den negativen Effekt der Inflation durch private Vorsorge auszugleichen. Sie können länger sparen und ihr Vermögen, wenn ihr Anlagehorizont bis zur Pensionierung mindestens fünfzehn Jahre beträgt, weltweit diversifiziert an den Finanzmärkten anlegen und das Vermögen so mit grosser Wahrscheinlichkeit real sichern.

Junge Sparer sind aber, anders als Rentner, den politischen Risiken des Vorsorgesystems ausgeliefert: Es ist offen, ob die Umverteilung

innerhalb der zweiten Säule in der Zukunft weiter zunehmen oder ob die zweite Säule, wie es die politische Linke anstrebt, gar in der ersten Säule mit viel egalitäreren Renten aufgehen wird. Gerade für gutverdienende junge Sparer ist deshalb der Entscheid wichtig, wie viel sie überhaupt in den staatlichen Systemen ansparen wollen.

In dieser Situation ist private Vorsorge geradezu Pflicht. Hierzu fünf Ratschläge:

1— Mit der Altersvorsorge früh beginnen: «Time in the market beats timing the market.» Die eigene Vorsorgelösung auf die eigenen Ziele und den eigenen Zeithorizont (inklusive Vererbung) ausrichten.

2— Eine robuste Anlagestrategie wählen, welche den Risikofaktoren – reale Entwicklung, Zinsrisiken, Kreditrisiken – mit einer diversifizierten Strategie begegnet.

3— Nicht vergessen, dass der Anlagehorizont mindestens fünfzehn Jahre betragen und die Strategie breit diversifiziert sein muss, um das Kapital in Inflationsphasen mit hoher Wahrscheinlichkeit zu bewahren.

4— Risiken vermeiden, die an den Finanzmärkten nicht entschädigt werden (Spekulationen in kotierten Einzelanlagen oder Wechselkursrisiken).

5— Die Kosten der Anlage, die gerade über eine längere Frist eine grosse Rolle spielen, im Griff haben. Senkt man die Gebühren bei einer konservativen Anlagestrategie über fünfzehn Jahre um einen Prozentpunkt pro Jahr, erwirtschaftet man etwa 16 Prozent mehr Vermögen.

Inflation schadet allen: Die Gesellschaft verändert sich, die Wirtschaft wird geschwächt, Bezüger tieferer Einkommen werden stärker besteuert als der Durchschnitt, und Sparer und Gläubiger werden enteignet. Soll der Lebensstandard im Alter gleich bleiben, muss man im Erwerbsleben mehr sparen.

Alexandra Janssen ist Ökonomin und Leiterin der Vermögensverwaltung der Ecofin-Gruppe.

Das Beste aus zwei Welten

Die Schweiz steht für Stabilität, Kontinuität und Innovation – Charakteristika, die sich auch am Aktienmarkt widerspiegeln.

Oliver Hackel

In Grossbritannien kann man dem Sprichwort nach nicht seinen Kuchen essen und ihn dennoch behalten («You can't have your cake and eat it»). In der Schweiz könne man hingegen nicht den Fünfer und das Weggli (ein Milchbrötchen) haben. Ein adäquates Sprichwort fehlt im (Hoch-)Deutschen. Doch die Bedeutung ist klar: Man kann nicht alles gleichzeitig beziehungsweise das Beste aus beiden Welten haben. Am Schweizer Aktienmarkt scheint gerade dies allerdings doch möglich zu sein. Denn Schweizer Aktien bieten sowohl defensive als auch offensive Qualitäten und somit gleich in doppelter Hinsicht einen Mehrwert fürs Anlegerportfolio.

Gerade in unsicheren Zeiten wie diesen, geprägt von Energiekrise und hoher Inflation, einer erwarteten Rezession in Deutschland und dauerhaft erhöhten geopolitischen Risiken, sind sichere Werte gefragt. Stabilität, Solidität, Kontinuität – die Schweiz kann all dies bieten, in mehrfacher Hinsicht. Während die Staatsschuldenberge rund um das kleine Alpenland immer weiter in den Himmel wachsen, glänzt die Eidgenossenschaft mit niedriger Schuldenquote und ist bereits wieder daran, die aus der Corona-Pandemie resultierenden Sonderschulden abzubauen.

Die Schweizerische Nationalbank gehört derzeit zu den unabhängigsten Notenbanken der Welt und ist der Geldwertstabilität so sehr verpflichtet wie kaum eine andere. Ihr Ziel, die Inflation möglichst unter 2 Prozent zu halten, hat sie in der Vergangenheit fast durchgehend erreicht. Der Lohn dafür ist unter anderem ein starker Schweizer Franken, welcher einem langfristigen, kontinuierlichen Aufwertungspfad folgt. Nicht zuletzt aufgrund der idealen Rahmenbedingungen beherbergt die Schweiz trotz ihrer kleinen Grösse einige der grössten Unternehmen Europas.

Sicherer Hafen SMI

Zu den Schweizer Megakonzernen – an denen sich nicht zu Unrecht ein gewisser Nationalstolz entfacht – gehören insbesondere die Pharmahersteller Roche und Novartis sowie der Lebensmittelriese Nestlé. Letzterer wurde von Brand Finance jüngst erneut zum wertvollsten «Food-Brand» der Welt ernannt. Alle drei Unternehmen widerspiegeln die

vorgenannten helvetischen Charaktereigenschaften. Als Qualitätsaktien aus defensiven Branchen sind sie wenig konjunktursensibel, und sie verfügen über eine starke Preissetzungsmacht.

Dies macht sie in Phasen erhöhter Risikoaversion an den Finanzmärkten zu vergleichsweise stabilen Werten. Gerade für Anleger mit der Referenzwährung Euro kann sich das Exposure zu den Schweizer Large Caps aus dem Swiss Market Index (SMI) – und damit implizit auch zur Schweizer Währung – auszahlen. Denn die defensiven Qualitäten der Aktien kombinieren sich mit dem in Stressphasen

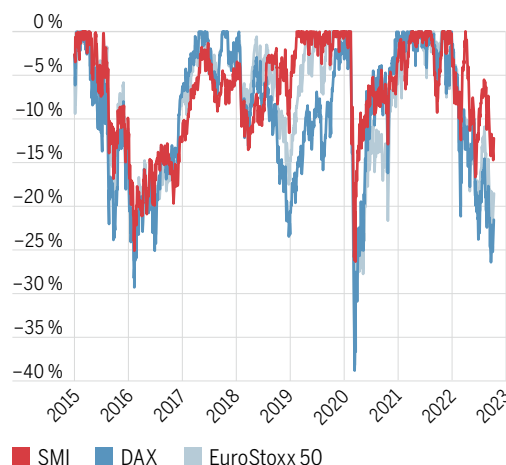
Die Schweizerische Nationalbank ist der Geldwertstabilität so sehr verpflichtet wie kaum eine andere.

typischerweise aufwertenden Franken innerhalb eines Euro-Portfolios oft zu einem verlustdämpfenden Fallschirm.

Während des Corona-Crashes im März 2020 belief sich der maximale Kursverlust beim SMI, in Euro gemessen, beispielsweise auf 26 Prozent, während der DAX-Index 39 Prozent und der Euro-Stoxx 50 38 Prozent einbüsste. Ebenso eindrücklich ist die Bilanz

Stabilität fürs Portfolio dank eingebautem Fallschirm

Maximaler Kursverlust seit dem Höchststand (in Euro).



QUELLEN: BLOOMBERG, KAISER PARTNER PRIVATBANK

Resiliente «hidden champions».



Stark in Nischen.

im laufenden Jahr: Per Ende September gibt der Schweizer Blue-Chip-Index in Euro «nur» 13 Prozent ab (DAX: 26 Prozent, Euro-Stoxx 50: 22 Prozent). Die untenstehende Grafik zeigt den maximalen Kursverlust seit dem Höchststand der drei Indizes SMI, DAX und Euro-Stoxx 50.

Werte aus der zweiten und dritten Reihe Dies ist die eine Seite der Medaille, wenn es um Schweizer Aktien geht. Die andere Seite hat anlagetechnisch einen eher offensiven Charakter. Sie repräsentiert Innovationskraft und Unternehmertum – zwei Attribute, welche die Schweiz mit Deutschland verbindet. Die Rede ist von den kleinen und mittelgrossen börsennotierten Schweizer Aktiengesellschaften. Klein, aber oho – dies trifft es hier genau. Performance-technisch konnten solche Small und Mid Caps gegenüber den Large Caps in den vergangenen zwei Jahrzehnten in der Schweiz jährlich nämlich rund 2 Prozent outperformen. Diese Outperformance ist jedoch nicht einfach auf ein höheres Risiko zurückzuführen. Vielmehr wurden die höheren Erträge mit einer merklich geringeren Volatilität als bei den Large Caps erzielt. Die risikoadjustierte Rendite (Sharpe-Ratio) war also besonders attraktiv.



Doch woher stammt diese Überrendite? Tatsächlich hat sie eine Reihe struktureller Ursachen. Weil sich Small und Mid Caps in der Regel in (noch) nicht gesättigten Märkten bewegen und es sich tendenziell um Unternehmen in einem früheren Wachstumsstadium handelt, wachsen ihre Umsätze und Gewinne in der Regel schneller als bei den Large Caps. So lag die Wachstumsdifferenz zwischen Klein und Gross in den Industrieländern seit 1990 immerhin bei 2 Prozent. Zudem sind kleine Unternehmen oft attraktive Übernahmeziele.

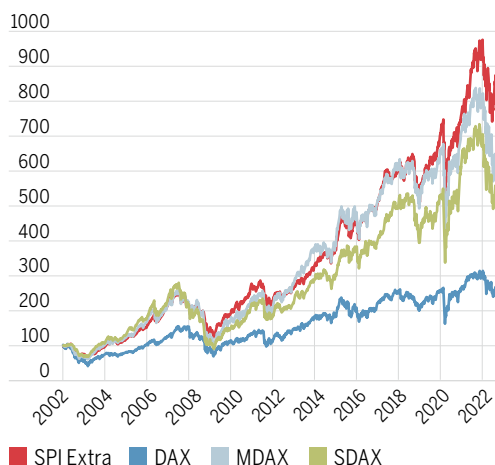
Bei rund 95 Prozent aller M&A-Deals weltweit hat das Kaufobjekt einen Unternehmenswert von weniger als fünf Milliarden US-Dollar. In den letzten Jahren zahlten die Käufer dabei stattliche Übernahmeprämien von durchschnittlich 30 Prozent. Nicht zuletzt befinden sich im Aktionärskreis kleinerer Unternehmen, vor allem bei Small Caps, häufig Insider und Stakeholder, die viel «skin in the game» und somit ein grösseres (finanzielles) Interesse an hohen und nachhaltigen (Anlage-)Erträgen haben.

Gerade in der Schweiz zeichnen sich die Werte aus der zweiten und dritten Reihe aber

darüber hinaus aus. Die Manager der kleineren Schweizer Unternehmen sind in der Regel äusserst anpassungsfähig und flexibel, haben eine konservative Einstellung in puncto Schulden und bevorzugen es, die Gewinne im Unternehmen zu reinvestieren. Dabei kommt ihnen

Stetige Überrendite summiert sich

Schweizer Small & Midcaps (SPI Extra) versus Dax-Indizes (in Euro).



QUELLEN: BLOOMBERG, KAISER PARTNER PRIVATBANK

«Alpha»-Opportunitäten.

sowohl die im Vergleich zu den meisten Nachbarländern robustere Schweizer Volkswirtschaft als auch der starke Schweizer Franken zugute. Letzterer dämpft den Inflations- und Margendruck und lässt die Schweizer Unternehmen im internationalen Geschäft wettbewerbsfähig bleiben. Ähnlich wie im deutschen Mittelstand handelt es sich bei Schweizer Small und Mid Caps häufig um Industrieunternehmen, die in Nischen agieren, dort eine starke Marktstellung haben und sogenannte *hidden champions* sind.

Fachkompetenz und Marktnähe

Es sind die kleinen Dinge im Leben, über die man sich freuen sollte... – auch in den kommenden Jahren dürften Schweizer Small und Mid Caps einen Mehrwert liefern, insbesondere in den Depots von Euro-Anlegern. Deren weiterhin vorhandenes «Alpha»-Potenzial ist auch darin begründet, dass die kleinen und unbekannteren Titel meist kaum bis gar nicht auf dem Radar von Anlegern und Analysten sind. Während beispielsweise Large Caps in den USA und Europa von durchschnittlich siebzehn Broker-Häusern beobachtet werden, gibt es gerade für Small Caps jeweils nur drei oder vier Unternehmensanalysen beziehungsweise Empfehlungen.

Rund ein Viertel aller kleinkapitalisierten Aktien wird gar von keinem einzigen Analysten «gecovert». Genau diese Research-Lücke ist es, welche Raum für Überrenditen eröffnet. Wer Zeit und Energie in die Analyse von kleineren, fast unbeobachteten Unternehmen steckt, kann gegenüber der Anlegermasse einen Informationsvorteil gewinnen und diesen potenziell in einen Performancevorteil ummünzen.

Während Roche, Nestlé & Co. von Dutzenden Analysten durchleuchtet werden und ein nahezu perfekt informationseffizienter Markt besteht, bleiben im Bereich der kleineren Aktien auch im Zeitalter der Digitalisierung gewisse «Ineffizienzen» bestehen. Um diese Opportunität zu nutzen, bedarf es Expertenwissen, Nähe zu Markt und Unternehmen sowie eines nicht zu unterschätzenden Analyseaufwands. Die Kaiser Partner Privatbank mit Sitz im Schweiz-nahen Liechtenstein hat in den letzten Jahren entsprechende Ressourcen und die nötige Fachexpertise aufgebaut und mit einem kleinen, motivierten Team von Spezialisten einen sehr guten *track record* bei Schweizer Small und Mid Caps aufgebaut.

Oliver Hackel ist Senior Investment Strategist bei der Kaiser Partner Privatbank in Vaduz. Dieser Artikel erscheint im Rahmen einer Verlags-Partnerschaft mit der Weltwoche Verlags AG.



Der Himmel ist die Grenze.

Hunde, wollt ihr ewig leben

Lang leben und dabei gesund und unternehmungslustig zu bleiben, ist für die meisten Menschen das erstrebenswerteste Ziel. Das macht die zuständige Branche zu einer der vielversprechendsten.

Mark van Huisseling

Es gibt Geschäftsmodelle, die nicht funktionieren können, weil sie bloss auf einem Trend fussen. Ein ansprechendes Start-up-Unternehmen und ein sich gut verkaufender Gründer können Kapital anziehen. Das Funktionieren des Geschäftsmodells muss relativ lange nicht bewiesen werden. Hält die Entwicklung an, kann es sogar passieren, dass ein Konzern das Start-up übernehmen wird, weil er den Trend nicht verpassen will. Positive Erträge werden so nie erwirtschaftet, und nach dem Ende des Hypes wird der Konzern das zugekaufte Unternehmen schliessen und die Aufwände unter «Learnings» abbuchen. Solche «Geschäftsmodelle» hat man während der Dot-com-Blase von 1999 oder im Jahr 2017, auf dem ersten Höhepunkt der Blockchain-Manie, gesehen. Von Nachhaltigkeit keine Spur.»

So hat Tobias Reichmuth vor drei Jahren einen Artikel im *WW-Magazin*, einer *Weltwoche*-

Beilage, angefangen. Er ging darin ein auf die Frage, ob das Modewort «Nachhaltigkeit» ein Geschäftsmodell darstelle, dank dem Unternehmer mit ihren frisch gegründeten Firmen sowie deren Investoren langfristig oder, eben, nachhaltig Erfolg haben können (die Antwort lautete: Nein).

Mit diesem Haftungsausschluss von Reichmuth im Kopf besuchte ich Ende September die dritte «Longevity Investors Conference»

Wir haben es mit einer Branche (ganz) am Anfang ihrer Entwicklung zu tun.

in Gstaad – veranstaltet von Tobias Reichmuth und seinem Gründungspartner Marc P. Bernegger respektive ihrer Firma Maximon, einem Beratungs- und Finanzierungsunter-

nehmen für Start-ups im Bereich Langlebigkeit.

Erbgut der fitten Hundertjährigen

Longevity ist das englische Wort für Langlebigkeit, es kann als Synonym für Lebenserwartung benutzt werden, und manchmal bezeichnet man damit die ältesten Mitglieder einer Bevölkerung. Im Zusammenhang mit Anlagen (Longevity Investments) geht es aber darum, die Lebensdauer (Life Span) respektive die Zeitspanne, die Menschen gesund und fit erleben (Health Span), zu beschreiben. Sowie die Anstrengungen, die von Forschern unternommen werden, die Life und Health Span zu verlängern: Schon bald soll es mehr gesunde und fitte Hundertjährige geben – vorausgesetzt, die Erwartungen von Wissenschaftlern und Branchenentscheidungs-trägern erfüllen sich –, weil die verbreitetsten

Alterskrankheiten geheilt werden können beziehungsweise diese erst später eintreten sollen. Man spricht von den «9 Erkennungszeichen der Alterung», darunter genomische Schwächung, Zermürbung der Chromosomen, epigenetische Veränderung oder Nachlassen der Zellerneuerung.

Die wirtschaftlichen Erwartungen betreffend das Gebiet, auf dem erst wenige Unternehmen Geschäftstätigkeiten ausüben – und diese stehen noch ganz am Anfang ihrer allfälligen Entwicklung –, sind grundsätzlich riesig: Der mögliche Markt der Longevity-Industrie wird auf 7,6 Billionen Dollar geschätzt (Quelle: Oxford Economics, ein Prognoseunternehmen), das ist rund zehnmal so viel wie das Bruttoinlandsprodukt der Schweiz von 2021. Die Branche könnte somit die wirtschaftlich bedeutendste des 21. Jahrhunderts werden, unter anderem wegen der Demografie – 2015 waren 1,6 Milliarden Menschen älter als fünfzig, 2050 sollen es 3,2 Milliarden sein. Und sie alle wollen lange leben sowie gesund altern.

Es gebe bereits vielversprechende Ansätze im Longevity- sowie Anti-Aging-Feld, schreibt Jessica Hamzelou, die für die MIT Technology Review, ein unabhängiges Medienunter-

nehmen, in Gstaad war. Darunter den Einsatz bereits zugelassener Medikamente für neue Anwendungen, so soll etwa Metformin lebensverlängernd wirken (ungefähr 10 Prozent der Konferenzteilnehmerinnen und -teilnehmer schlucken deshalb den hauptsächlich zur Behandlung von Diabetes eingesetzten Wirkstoff, wie eine nicht repräsentative Umfrage ergab). Oder die Entwicklung von Behandlungen, die das Erbgut besonders gesunder Hundertjähriger imitieren. Und das schon heute erhältliche breite Angebot von *supplements*, Nahrungsergänzungsmitteln, die das Altern verlangsamen oder gar umkehren sollen.

Schuss ins Blaue?

Hamzelou betont aber, dass ein Grossteil der vorliegenden belastbaren Evidenz von Versuchen mit Mäusen kommt. Bei Nagetieren funktionierende, lebenserwartungsverlängernde Behandlungen sowie Schutz vor altersbedingten Krankheiten gibt es also mittlerweile – «doch um die gleichen Behandlungen am Menschen zu testen, bedarf es klinischer Versuche, die Jahrzehnte dauern können und sehr teuer sind», schreibt sie weiter.

Wir haben es mit einer Early-Stage- oder sogar Very-Early-Stage-Industry, einer Bran-

che (ganz) am Anfang ihrer Entwicklung, zu tun. Aber nicht mit sogenannten *moon shots*, Schüssen ins Blaue (die meistens danebengehen, doch manchmal ins Schwarze treffen). Finden jedenfalls Reichmuth, Bernegger

Der Markt der Longevity-Industrie wird auf 7,6 Billionen Dollar geschätzt.

und andere Profi-Anleger, die an der Gstaader Konferenz Vorträge hielten oder sich in der Halle des Hotels «Bellevue» sowie im dazugehörigen Yacht Club austauschten. Kommt dazu, dass Reichmuth in seiner Laufbahn bereits nachweislich zweimal Entwicklungen früh erkannte und in der Folge auf einige der richtigen Unternehmen der sich entwickelnden Branchen setzte.

Der heute 43-Jährige gründete 2009 einen Fonds, der Kapital in Energiewende-Vorhaben wie erneuerbare Energien oder Elektrotankstellen investiert; aktuell betragen die Assets unter Management, Kundenvermögen, zwei Milliarden Franken. Und 2017 war er Mitgründer der Crypto Finance Group, die vergangenes Jahr an die Deutsche Börse verkauft



Helvetische Bank

Lassen Sie sich von unseren Fähigkeiten überzeugen. Die Vermögensverwaltung der Helvetischen Bank.

Die Helvetische Bank ist der verlässliche Partner in Finanzfragen für Unternehmer und Privatanleger. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Helvetischen Bank stehen Ihnen jederzeit gerne für ein unverbindliches Gespräch zur Verfügung.

Herr Thomas Della Casa freut sich auf Ihren Anruf. T: 044 204 56 20

Helvetische Bank AG | Seefeldstrasse 215 | CH-8008 Zürich
T: 044 204 56 00 | info@helvetischebank.ch | www.helvetischebank.ch



wurde; es handelte sich dabei um einen der bisher grössten Schweizer-Fintech-Exits.

Reichmuths nächster Treffer, wenn er denn passiert, wäre, Unternehmen zu identifizieren, die mit ihren Produkten oder Diensten gross rauskommen im Longevity-Markt. Dafür wählt die Firma Maximon, die er und sein Geschäftspartner Bernegger einen «Company Builder» nennen, Start-up-Unternehmen aus, die sie von der Gründung an begleiten. Um in sechs bis zwölf Monaten herauszufinden, ob mit erfolgversprechenden Produkten zu rechnen ist.

Das Ziel sei, jährlich drei bis vier Firmen zu erkennen und in den ersten Jahren mit Kapital zu unterstützen. Aus diesem Grund wurde

Man sei nicht auf der Suche nach jenen, die Gold finden, sondern nach jenen, die die Goldgräber ausrüsten.

der Longevity Co-Investment Fund (LCIF) aufgelegt, der Anlegern, die dafür mindestens 500 000 Franken auf zehn Jahre fest einsetzen können, ermöglicht, an der Entwicklung der ausgewählten Start-ups teilzuhaben (geplant ist, 100 Millionen Franken zu sammeln; der LCIF steht qualifizierenden Anlegern bis ins zweite Quartal kommenden Jahres offen).

Wer sich bereits mit Early-Stage-Anlagemöglichkeiten befasst hat beziehungsweise ein erfahrener Investor ist, den erinnert der Sales-Pitch bis hierher wohl an Aufrufe zum Einstieg in Biotechnologie-Firmen oder -Fonds. Womit die verfolgten Longevity-Anwendungen aber eben nicht vergleichbar seien, sagt Bernegger. Biotech-Firmen warten oft lange



Jahre auf die Zulassung ihrer Produktentwicklungen, Medikamente meist, durch Behörden, die amerikanische FDA beispielsweise entscheidet somit über Erfolg oder Misserfolg eines Unternehmens. Während für den LCIF-Fund von Maximon ausschliesslich in Start-ups investiert werde, die innerhalb von fünf Jahren Umsätze erzielen sollen. Er verwendet dafür die «Schaufeln für den Goldrausch»-Analogie, das heisst, man sei nicht auf der Suche nach den wenigen, die das sprichwörtliche Gold finden, sondern nach den vielen, die die Goldgräber ausrüsten.

Der grosse Preis

Was das genau bedeutet, wird klarer, wenn man sich die Unternehmen anschaut, die Maximon bisher mit aufgebaut hat: Avea, eine Longevity-Supplemente-Firma, die Mitte vergangenes Jahr gegründet wurde und deren erste Nahrungsergänzungsmittel sechs Monate später erhältlich waren (seit Anfang die-

ses Jahres). Sowie Biolytica, eine Gesundheitsdaten-Plattform, ebenfalls vergangenes Jahr gegründet und seit diesem Sommer operativ tätig. Diesen Start-ups, beide mit Sitz in der Schweiz, haben die Maximon-Gründer knapp sieben Millionen Franken ihres eigenen Gelds anvertraut – und im Austausch je 25 Prozent der Anteile für Maximon respektive den LCIF-Fund erhalten. Die restlichen 50 Prozent bleiben bei den Teams der Jungunternehmen, um die Motivation hochzuhalten; dieses Verteilmodell soll bei allen Maximon-Investitionen angewendet werden.

Zurzeit befinden sich drei weitere Start-ups von Maximon in Gründung: Eines wird Langlebigkeits-Hautprodukte anbieten, eines Longevity-Tageskliniken betreiben, und das Geschäftsmodell des dritten sind Senior-Co-Living-Spaces, Wohngemeinschaften für reife Menschen («zwischen 60 und 75 – noch fit, aber gelangweilt», Eigenreklame). Ein weiteres Unternehmen steht etwas weiter vorne in seinem Lebenszyklus, in der Vorbereitungsphase, es geht um Longevity-Mikrobiome, Probiotika, den Einsatz lebensfähiger Mikroorganismen. «Zurzeit ist unsere Pipeline voll», sagt Bernegger. In den kommenden Jahren soll in weitere Jungunternehmen investiert werden, der Plan der Maximon-Chefs ist es, die erst noch einzusammelnden hundert Millionen Franken ihrer Investoren auf insgesamt zehn bis vierzehn Start-ups zu verteilen.

Risiko gehört dazu

«Finanzanlagen können zulegen – oder an Wert verlieren», so ähnlich lautet die Warnung, die jedem Investor von Gesetz wegen mitgeteilt werden muss. Zu Recht, denn es gibt keine Entwicklungsbeschränkung nach oben, *the sky's the limit*, der Himmel ist die Grenze. Doch es kann auch weit nach unten gehen, ein allfälliger Absturz auf null ist ebenfalls denkbar.

Das Risiko bei neuen, noch weitgehend unerforschten Geschäftsfeldern, und die Longevity-Branche gehört mit Sicherheit dazu, ist hoch. Eine Verteilung der Eier, der eingesetzten Mittel, auf mehrere Körbe respektive zehn bis vierzehn Start-ups wie im Fall des Maximon-Fonds sollte einen Verlust des Gesamteinsatzes weniger wahrscheinlich machen. Doch wie immer gilt: Vorhersagen sind schwierig, besonders wenn sie die Zukunft betreffen.

Eine Aussage der Maximon-Gründer Tobias Reichmuth und Marc Bernegger immerhin ist belastbar: Die Anlage in ihren Fonds kommt mit einer garantierten Dividende. Nämlich der, dass Investoren die Entwicklungen der Branche von ihrem Platz in der ersten Reihe mitverfolgen können. Oder mit anderen Worten – sie erfahren (fast) als Erste, was auf dem Gebiet herausgefunden wird. Vielleicht sogar schon bald, wie man länger lebt und gesund bleibt.



Platz in der ersten Reihe.

LITERATUR UND KUNST

Die Opéra
de Monte-Carlo hat
eine neue Intendantin:
Cecilia Bartoli.
Manuel Brug, Seite 74

Herausgegeben von Daniel Weber



Nie scheint genug Sonnenlicht.

Odd Nerdrum, Return of the Sun, 1986 – Da stehen sie, drei junge Frauen in einem Licht, das weder hell noch dunkel, dafür aber weit entfernt ist, stehen da dicht zusammen an eine hüfthohe Mauer gelehnt, unter ihnen ein Abgrund, und sie greifen und rufen und flehen nach der Sonne, nach dem Licht, doch sie scheinen beides nicht zu sehen, sie sind blind.

Wahrscheinlich liegt ihre einzige Hoffnung darin, dass man auch ohne Augenlicht die Sonne sehen kann, vielleicht sogar besser, weil das einzige Licht, das einem dann leuchtet, ein inneres ist, und die inneren Lichter sind die beständigen wohl, jene, vor die sich viel weni-

ger häufig Wolken schieben, jene, die auch die schwärzeste Nacht nicht nehmen kann.

Es bleibt unklar, ob der Norweger Odd Nerdrum (geb. 1944) Hoffnung gemalt hat oder Verzweiflung, oder beides in einem, weil es ohne Licht keine Dunkelheit und ohne Dunkelheit kein Licht gibt. Ob die Szenerie ein Symbol ist für die Möglichkeit von Leben und Neuanfang, ob sie davon erzählt, dass, was auch immer geschieht mit Menschen und Gesellschaften, die Sonne wieder zurückkehrt und dorthin Licht wirft, wo lange Schatten war. Oder ob der Mensch ein Wesen ist, das zwar unter der Sonne lebt, aber nie ein Sonnenkind sein wird,

und wenn doch, wenn all die Wolken und all die Tiefdruckgebiete und all der Nebel sie freigeben, er es nie länger sein kann, als ein Sonnenstrahl auf seinem Weg zur Erde braucht.

Nie scheint genug Sonnenlicht, um das letzte Dunkel auszuleuchten und es im Licht zu tränken. Es bleibt nur der Glaube, die Hoffnung, dass das Leben des Menschen ist wie die Sonne; dass nach jedem Untergang ein Aufgang folgt, und dass wir nie so blind werden, dass das bisschen Sonnenschein in uns unsichtbar wird, dass wir das Licht nutzen, um zu gedeihen und uns in der Düsternis an ihm festzuhalten.

Michael Bahnerth

Alleskönner von Schloss Brunegg

Persönliche Erinnerungen an Hermann Burger, Literaturstar aus dem Aargau. 1989 schied er, erst 46-jährig, aus dem Leben.

Silvio Bircher

Hermann Burger: Werke in acht Bänden.
Hg. von Simon Zumsteg. Nagel & Kimche.
3184 S., Fr. 196.–

Hermann Burger, mit dem ich oft zusammensass, ist dieses Jahr, in dem er achtzig geworden wäre, wieder allgegenwärtig. Im Aargauer Stumpfenland, dem Wynental, zwischen Aarau und Luzern gelegen, waren zahlreiche Erinnerungsprojekte über den hier geborenen Ausnahmeschriftsteller am Laufen. Burger erlebte schon 2016 in der Kantonshauptstadt ein wochenlanges Revival, als sein lange unbekannter Roman «Lokalbericht» vom vielseitigen Schauspieler Robert Hunger-Bühler auf die Bühne gebracht wurde.

Wäre die 1970 verfasste Gesellschaftssatire damals erschienen, hätte sie für Aufregung gesorgt. Denn sie traf den kulturellen und literarischen, teils auch politischen Nerv der Zeit. Obwohl bürgerlich gesinnt, obwohl mit Wohnortnachbar Kaspar Villiger befreundet, goss Burger oft ätzende Kritik über unsere Institutionen. So in seinem Hauptwerk «Die künstliche Mutter», einer bitterbösen Satire auf die Medizin, die ETH, die Schweiz. Wie die Hauptfigur im Roman war auch er ein Muttergeschädigter. Diese stark autobiografischen Züge tauchen in fast all seinen Schriften auf.

Eskapaden und Effekte

Auch bei mir stiegen in diesem Burger-Jubiläumsjahr wieder tiefe Erinnerungen auf, denn Hermann gehörte zu meinem Kollegenkreis in Aarau. Wie Burger war ich Schüler an der dortigen Kantonsschule. Altersmässig nahe beieinander, begegneten wir uns ab und zu in der Stadt. Er, der höchst belesene, auch am politischen Geschehen interessierte «Literaturpapst» und Alleskönner, ich, junger SP-Grossrat und Chefredaktor des *Freien Aargauers*. Ich war Zeuge von Burgers steiler Karriere, seiner vielseitigen Begabung, sah aber auch seinen manchmal übersteigerten Drang zur Selbstdarstellung und seine Eskapaden, die es bis in die Spalten der Zürcher Boulevardpresse brachten.



Der glücklichste Mensch, wenn ihn alle bewunderten: Grossillusionist Burger.

Es war eine Sensation, dass ein Schriftsteller seine politisch-literarischen Aussagen und Anliegen per Showeffekt unter die Leute brachte. Er trat je nach Publikum oder Buchpräsentation als Zigarrenraucher, Zauberer, Schwadronneur oder Ferrarifahrer in Erscheinung. Doch wer Burger näher kannte und ihn auch las oder reden hörte, schob seine Eskapaden zur Seite und staunte ob seinen vielen Publikationen und seiner gewaltigen Sprachartistik, die an Thomas Mann erinnert. Oder wie es nach Burgers Tod der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki formulierte: «Burger war ein Artist, der immer aufs Ganze ging. Er war ein Mensch mit einer grossen Sehnsucht nach dem Glück. Die deutsche Literatur hat einen ihrer originellsten Sprachkünstler verloren.»

Hermann Burger studierte Germanistik in Zürich, ich Wirtschafts- und Staatswissenschaften in St. Gallen. Wir beide wirkten als Hilfslehrer an der Kantonsschule Aarau, beide ohne Lehreddiplom, mehr zwecks Finanzierung des Studiums. Dann ging ich zur Zeitung, bei der ich auch die Verlagsleitung innehatte. Burger schrieb sehr schnell seine Doktorarbeit und konnte danach an der ETH Zürich Literatur unterrichten.

Gegen den Strom

Schon bald begegnete ich ihm wieder in den Gängen des *Aargauer Tagblatts*, wo er für einige Zeit zusätzlich die Kulturseite des Blattes gestaltete. Ich war damals Präsident des Aarauer Stadtparlaments. Unsere Jahresschlussitzung verbanden wir mit der Besichtigung der *Tagblatt*-Druckerei. Spontan bot mir Hermann an, dass er uns zur Unterhaltung seine neusten Zaubertricks demonstrieren könne und zu einer Diskussion bereit sei. Ich willigte ein und habe nie bereut, dass so die Mitglieder der Aarauer Legislative einen der bedeutendsten Schweizer Schriftsteller in einer für ihn typischen Selbstdarstellungspose erleben konnten. Seine Magierkünste faszinierten, und ich glaubte, dass Burger der glücklichste Mensch war, als er spürte, wie ihn alle bewunderten.

Wenn ich Hermann Anfang der 1970er Jahre sah – ich war eben in den Grossen Rat gewählt worden –, erkundigte er sich sofort nach Personen, Debatten und politischen Hauptthemen. Doch was trieb ihn zu Schlapphut und langem rotem Schal, zum Ferrari? Eine Art Besessenheit? Die Suche nach Glück, nach Anerkennung? Er liebte die Kantonshauptstadt und die Promenade auf der Bahnhofstrasse, direkt vor seinem Redaktionsbüro. Aber ebenso die Abgeschiedenheit im von ihm bewohnten Pfarrhaus auf dem Kirchberg Küttigen, wo er den Blick weit ins Aaretal schweifen lassen konnte. Dass er das Pfarrhaus räumen musste, hat ihn tief gekränkt. Und es war eine grosszügige Geste des Schweizer Historikers, Weltchronisten und Schriftstellers Jean Rudolf von Salis, Hermann Burger in einem

Nebengebäude seines Schlosses Brunegg, zwischen Zürich und Aarau gelegen, aufzunehmen.

Max Frisch nannte ihn einen «Blitzkerl», er muss ihm imponiert haben. Literaturprofessor Thomas Strässle schrieb nach seinem Tod, dass Burger «blitzgescheit und als Literaturredaktor glänzend informiert war, aber auch einer, der nur kurz aufleuchtete und bald wieder erlosch und dessen Aufleuchten vor dunklem Hintergrund stand». Ich versuchte ihn manchmal von realen Ungerechtigkeiten, von nötigen Reformen, von aktuellen Geschäften im Parlament zu überzeugen. Er aber entgegnete mir oft nicht problembezogen, sondern führte mich an seine existenziellen, abgrundtiefen Fragen nach dem Sein, dem Weshalb und Woher.

Von seiner Krankheit konnte ihn niemand heilen. Auch unser Zuspruch versandete.

Wir nahmen auch wahr, dass Burger meist gegen den Strom schwamm und sich keiner geistigen Mode anschloss. Damals schwenkte die Grosszahl der Literaturszene nach links. Viele traten wie die Erfolgsschriftsteller Peter Bichsel und Max Frisch der SP bei oder sprachen an unseren Parteitag. Frisch hielt vor dem tausendköpfigen Delegiertenpublikum ein flammendes Plädoyer für eine Linkspresse in der Schweiz. Bichsel entsprangen die besten Ideen seiner Kurzgeschichten in der Genossenschaftsbeiz beim «Landhaus» in Solothurn, und er war Inspirator für SP-Bundesrat Willi Ritschard bei dessen Wanderungen auf den Solothurner Balmberg. Burger aber blieb der Fraktionslose, zwar eher der bürgerlichen Seite zuneigend, aber eben doch einzigartig und schwer einzuordnen. Vielleicht kommt ihm heute Thomas Hürlimann am

meisten, von aktuellen Geschäften im Parlament zu überzeugen. Er aber entgegnete mir oft nicht problembezogen, sondern führte mich an seine existenziellen, abgrundtiefen Fragen nach dem Sein, dem Weshalb und Woher.

Zaubergewitter

Hermann Burger (1942–1989) war unter den deutschsprachigen Schriftstellern ein einzigartiger Wortkünstler. Seine Prosa ist gleichzeitig wuchernd, höchst kontrolliert und von atemberaubendem Tempo – stets am Rande des Abgrunds. Der Wortakrobat, selber auch ein Hobbyzauberer, war fasziniert von dem, was er das «Circensische» nannte, vom spielerischen Jonglieren mit der Sprache. Aber ebenso vom «Cimiterischen», von der Allgegenwärtigkeit des Todes.

Aus Anlass von Burgers achtzigstem Geburtstag ist bei Nagel & Kimche der Band «Hermann Burger – Zauberei und Sprache» erschienen. Herausgegeben hat ihn Simon Zumsteg, der auch die hervorragende

nächsten. Und Lukas Bärfuss würde die Linksfraktion anführen.

Burgers Verbundenheit mit dem Wynental und seine Kenntnisse der Zigarrenkunst kamen in seinem letzten Roman «Brenner» zum Leuchten. Hier beschwört die Hauptfigur, Zigarre rauchend, die Kindheit als Abkömmling einer Tabakdynastie herauf. Es war der erste Band seiner Trilogie, die wie folgt endet: «Zur Asche sollt ihr werden, denn nirgendwo steht verbrieft, der Mensch habe ein Anrecht auf ein Quentchen Glück.»

Mit seinem ersten Roman «Schilten» hatte Burger Berühmtheit über die Schweiz hinaus erlangt. Meisterhaft beschrieb er darin die unfreiwillige Einsamkeit des Dorfschullehrers, die fatale Nachbarschaft von Schule und Friedhof, wie man sie heute noch antrifft, Totenfeiern in der Turnhalle oder das Totengeläut mit der Schulhausglocke. Der Lehrer will seine Schüler nicht auf das Leben vorbereiten, sondern auf den Tod: Deshalb gibt's keine Heimat-, sondern Friedhofkunde.

Die meisten von Burgers Werken wie «Diabelli» (1979), «Die künstliche Mutter» (1982) und der Roman «Brenner» (1989) sind von den Themen Krankheit, Verzweiflung und Tod durchtränkt, oft eingebettet in finstere oder komödiantische Ironie. Hermann Burger war getrieben von Sehnsüchten, die er nie befriedigen konnte. Von seiner Krankheit konnte ihn niemand heilen. Auch unser gelegentlicher Zuspruch versandete. Hermann Burger führte ein Leben zwischen Genie und Tragik. Einen Tag vor der Veröffentlichung von «Brenner» schied er am 28. Februar 1989 freiwillig aus dieser Welt.

Silvio Bircher ist Publizist und war Chefredaktor des *Freien Aargauers* sowie als Mitglied der SP Aargauer Gross-, National- und Regierungsrat.

Burger-Ausgabe «Werke in acht Bänden» verantwortete. In diesem Band nun hat er alle Texte des Schriftstellers zum Thema des «Circensischen» versammelt.

Der wichtigste darunter ist die integral abgedruckte Meistererzählung «Diabelli, Prestidigitateur» (1979), der furiose Monolog eines Schnellfingerkünstlers und Grossillusionisten, in dem sich ein «verbales Zaubergewitter» entlädt. Illustriert wird der Band mit Schwarzweissfotos von Isolde Ohlbaum, die den Schriftsteller über zehn Jahre hinweg in unterschiedlichsten Posen festgehalten hat. Das Buch ist eine schöne Einladung, Hermann Burger wiederzulesen – oder zu entdecken.

Daniel Weber

Überschätzter Primat

Sylvie-Sophie Schindler

Philipp Blom: Die Unterwerfung.
Carl Hanser. 368 S., Fr. 42.90

Sigmund Freud hat es getan. Zeitgeschichtlich ihm vorausseilend haben auch Galileo Galilei und Charles Darwin den Menschen in seiner Gewissheit, er sei allen Wesen überlegen, erschüttert. In ihren Theorien haben die drei geistigen Schwergewichte aufgezeigt, dass der Homo sapiens mit seiner Hybris völlig danebenliegt. Denn: Die Erde ist nicht der Mittelpunkt des Universums und er, der Mensch, vom Affen abstammend, sozusagen auch nichts weiter als ein nächstes Tier. Ohnehin sei er, laut Freud, nicht einmal Herr im eigenen Haus, da er von allerlei unbewussten Vorgängen und Trieben gesteuert werde.

Ziemlich viel Kränkung. Man könnte darauf mit Demut antworten, doch stattdessen scheint es, als würde die menschliche Grössensucht nie versiegen. Ein Thema für Philipp Blom. In seinem neuen Buch beschreibt und untersucht der in Wien lebende Historiker und Schriftsteller die verheerenden Konsequenzen aus der 3000 Jahre alten Losung «Macht euch die Erde untertan».

Wollen wir miteinander leben, als stünden wir permanent vor dem Jüngsten Öko-Gericht?

Es gehört zu Bloms Ausführungen – übrigens ohne lästige Samthandschuhe –, den Menschen mit seinem eigenen Überlegenheitsgefühl zu konfrontieren. Um ihn dann, eher elegant als brachial, vom Thron zu stürzen und ihm seinen tatsächlichen Platz zuzuweisen. Der Homo sapiens sei, so sein Fazit, «ein Primat, der sich selbst hoffnungslos überschätzt». Und in Wirk-

lichkeit «kein besonders wichtiger Organismus». Nach seinem Aussterben würden, wie einst vor seinem Auftreten auf diesem Planeten, Mikroben regieren. Man darf ruhig schlucken angesichts solcher Thesen. Und man wird es beim Lesen, gerade wenn man zu narzisstischer Selbstüberhöhung tendiert, noch öfter tun.

Der Autor neigt nicht dazu, sich in Illusionen über das Kommende zu verlieren; hoffnungsvolle Entwürfe sind von ihm nicht zu erwarten. Andererseits beschwört er auch keinen Nihilismus herauf. Betonmächtig konstatiert er: «Die Geschichte des Menschen wird enden, nicht durch die Lösung aller Probleme und im ewigen Frieden, in einer Utopie der ultimativen Gerechtigkeit oder sogar in einer dystopischen Herrschaft des Bösen, sondern chaotischer, und aus sehr prosaischen Gründen ohne spektakuläres Finale.» Dass er, der Mensch, trotzdem unbeirrt glaube, alle Kreaturen würden «vor seiner unvergleichlichen Majestät in den Staub fallen», entbehrt gemäss Blom nicht einer gewissen Komik.

Wahrheit ist zumutbar

Ohnehin, wer wollte noch Hoffnung haben angesichts der Tatsache, dass sich der Mensch sogar an den Wolken vergreift, diesen Flüchtigen, eigentlich jedem Besitz Entrinnenden. «Längst wird ihre Entstehung durch die Erderhitzung beschleunigt», erläutert Blom. Sie würden ausserdem beobachtet, klassifiziert, verfolgt, analysiert, chemisch manipuliert – und das nicht nur in China –, dienen als Spekulations- und Kunstobjekte. Die niederländische Künstlerin Noa Jansma präsentiert sich im Internet als Wolkenverkäuferin. Und erklärt das so: «Nach der Besetzungstheorie von Jean-Jacques Rousseau bemächte ich mich ihrer, indem ich eine Grenze um sie ziehe, bevor jemand anders das tut.»

Es bleibt: Unterwerfung ist überall. Blom spricht von einer «Wahnidee» und ordnet ihr eine Schlüsselrolle in der Menschheitsgeschichte zu. Allerdings macht sich kaum ein Mensch bewusst, wie sehr er, und das sehr grundsätzlich, in die Idee der Unterwerfung verstrickt ist: «Sie ist längst Teil des Gewebes geworden, in dem unsere Gesellschaften denken und handeln.» Wieder ein harter Schlag. Blom scheint es mit der Schriftstellerin Ingeborg Bachmann zu halten: «Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar.»

In der Art und Weise, wie Blom vorgeht, mit immensen sprachlichem Geschick, beweist er sich als wahrer Konfrontationskünstler. Da er nie in die Hysterie und Anklage von Klimaaktivisten ab-

rutscht, ermöglicht er ganz selbstverständlich den Zugang zu einer Selbstreflexion, in die jene zwingen wollen und die als unverzichtbar für kommendes Handeln gelten darf. Es muss die Sprache eine andere werden. Blom zeigt, wie es gelingen kann. Kein Moralismus. Kein

Besonnenheit scheint angesichts permanenter Bedrohungsszenarien die Haltung der Stunde zu sein.

Populismus. Keine absolutistischen Forderungen, die nach radikaler Unterwerfung verlangen. Denn: Wollen wir miteinander leben, als stünden wir permanent vor dem Jüngsten Öko-Gericht? Besonnenheit scheint angesichts permanenter Bedrohungsszenarien die Haltung der Stunde zu sein. Theodor W. Adorno und Max Horkheimer appellierten, sich mit der Natur zu versöhnen. Und Blom fragt: Kann die Unterwerfung, auch des eigenen Selbst, abgelöst werden durch eine andere Idee vom guten Leben? Die Antwort überlässt er uns.

Tod der Schöpferin!

Thomas Bodmer

Robert Galbraith: Das tiefschwarze Herz.
Ein Fall für Cormoran Strike. Deutsch von Wulf Bergner, Christoph Göhler und Kristof Kurz.
Blanvalet. 1360 S., Fr. 36.90

«Jane Austen war die absolute, unerreichte Meisterin der Konstruktion», erzählte J.K. Rowling, als ich das Glück hatte, sie drei Stunden lang zu interviewen, bevor der Harry-Potter-Wahnsinn ausbrach. Und sie fuhr fort: «Ihre Romane entwickeln sich völlig nahtlos, erst wenn Sie zurückblättern, um nachzusehen, sehen Sie, wie raffiniert das konstruiert ist. Beim Lesen merken Sie nicht, wie Ihr Blick mal hier-, mal dorthin gelenkt wird.»

Anstrengende Chats

Diese Fähigkeit hat auch Rowling selbst: Ganz beiläufig jubelt sie uns Informationen unter, die sich später als essenzielle Hinweise herausstellen, wir jedoch meist überlesen haben. Das war schon in den Harry-Potter-Büchern offenbar, und es gilt auch für die Kriminalromane, die Rowling seit 2013 unter dem Pseudonym Robert Galbraith schreibt. In deren Zentrum stehen der ehemalige Militärpolizist Cormoran Strike, der in Afghanistan die untere Hälfte seines rechten Beins verloren hat und seither als Privatdetektiv arbeitet, und Robin Ellacott, die von Strike temporär als Sekretä-





Allerlei Leichenteile und Gespenster: Autorin Rowling alias Robert Galbraith.

rin angestellt wird, aber sich als dermassen begabte Detektivin erweist, dass Strike ohne sie längst erledigt wäre.

«Das tiefschwarze Herz» (The Ink Black Heart) ist der sechste Galbraith-Roman. Es geht darin um eine Animationsfilmserie, in der auf einem Friedhof allerlei Leichenteile und Gespenster ihr Unwesen treiben. Die von Edie Ledwell und Josh Blay erfundene Serie «Das tiefschwarze Herz» (DTH) ist auf Youtube zu einem Riesenerfolg geworden, und als Ab-

leger ist ein Videospiel entstanden, das «Drek's Game» heisst nach einer der Figuren aus DTH. Einer der Schöpfer des Spiels, der sich Anomie nennt, hat Edie Ledwell in den sozialen Medien immer wieder attackiert, was die sensible junge Frau so verstört, dass sie nach einem misslungenen Selbstmordversuch das Detektivbüro Strike & Ellacott bittet, Anomie aufzuspüren und ihm das Handwerk zu legen. Doch da die Detektei überlastet ist, lehnt Ellacott den Auftrag ab. Kurz darauf werden die beiden DTH-

Schöpfer auf dem Londoner Friedhof Highgate von einem Messerstecher angegriffen, Ledwell stirbt, und Blay wird lebensgefährlich verletzt.

Nun stellt ein Produzent, der aus DTH einen Film machen will, Strike und Ellacott an, um die Identität von Anomie aufzudecken. Der Roman spielt zu grossen Teilen im Internet – Rowling kennt sich da aus. Und so gibt es in dem Buch seitenweise Chats von Moderatoren und Spielern von «Drek's Game», manchmal,

Man erfährt in diesem Krimi eine Menge darüber, was im Netz abgeht.

weil drei Chats gleichzeitig stattfinden, in drei Spalten auf einer Buchseite, und das ist – Arno-Schmidt-Leser können ein trauriges Lied davon singen – ausgesprochen anstrengend zu lesen. Überspringen darf man diese Chats aber nicht, denn natürlich haben sie bei einer Meisterin wie Rowling eine wichtige Funktion innerhalb des Plots. Selbstverständlich muss die Detektei auch noch wegen anderer Fälle ermitteln. Und dann stellt sich für die Leserschaft dieser Krimis auch immer wieder die Frage: Werden Strike und Ellacott je ein Paar, oder bleibt das immer eine latente Liebesgeschichte?

Hermaphroditischer Wurm

Seit dem Erscheinen von «Das tiefschwarze Herz» wird darüber gestritten, ob Rowling darin auch eigene Erfahrungen verarbeite. Ja, das tut sie, doch weil sie eine grosse Künstlerin ist, tut sie es nicht eins zu eins, sondern um ein paar Ecken herum. So wurde der Autorin vorgeworfen, transphob zu sein, nachdem sie in einem Tweet zum Thema «Menschen, die menstruieren» gewitzelt hatte: «Gab es für solche Menschen nicht einmal ein Wort? Helfen Sie mir: Fremsen? Flausen? Graupen?» (Als Feministin besteht sie nun mal auf dem Unterschied zwischen biologischem Geschlecht und persönlichem Empfinden.) Im Fall von DTH wird Edie wegen eines leichenfressenden Wurms Transphobie vorgeworfen: Da der Wurm hermaphroditisch sei, würden damit nicht-binäre Menschen lächerlich gemacht.

Eine weitere Parallele ist, dass militante Fans sowohl der Erfinderin von «Das tiefschwarze Herz» als auch der Erfinderin von Harry Potter das Urheberrecht an ihren Schöpfungen abgesprochen haben: Deren Figuren seien politisch nicht tragbar und müssten entsprechend verändert werden. Die Schöpferinnen selbst wurden mit Vergewaltigung und Tod bedroht. Man erfährt in diesem Krimi eine Menge darüber, was im Netz abgeht. Mit 1360 Seiten ist er viel zu lang, länger als jeder Jane-Austen-Roman, aber er ist auch differenziert in der Figurenschilderung, äusserst raffiniert gebaut und spannend bis zum Schluss.



Alltag in der Schreckenszeit: Autoren Pyankova, Wleky (l.).

Hunger und Hass

Wolfgang Koydl

Tanya Pyankova: Das Zeitalter der roten Ameisen. Ecco. 400 S., Fr. 33.90

Miroslaw Wleky: Gareth Jones. Chronist der Hungersnot in der Ukraine 1932–1933. Osburg. 327 S., Fr. 39.90

Kriege haben nicht unbedingt einen Gewinner, aber sie haben immer Gewinnler. Das sind nie die Konfliktparteien, sondern quasi die Trittbrettfahrer: Waffenhändler, Spekulanten – oder Autoren und Verlage. Denn Kriege erzeugen Interesse an Themen und Personen, über die sonst nie geschrieben worden wäre. Geschweige denn, dass man solche Bücher gedruckt hätte.

Der Ukraine-Krieg etwa hat zahlreiche Biografien von Präsident Wolodymyr Selenskyj hervorgebracht. Ihnen gemein ist, dass sie – mit der heißen Nadel gestrickt – recht wenig über eine im Grund farblose Person aussagen und dieses Manko mit nationalistischer Kiewer Propaganda kaschieren.

Anerkennung als Genozid

Ein zweites Thema im Schlepptau des Krieges ist der Holodomor – die «Tötung durch Hunger». So nennt man in der Ukraine die verheerende Hungersnot, die Sowjetdiktator Josef Stalin Anfang der 1930er Jahre billigend in Kauf nahm, um den Bauern seines Arbeiter- und Bauernstaates

das Rückgrat zu brechen, indem er sie enteignete und in staatliche Kolchosen zwang.

Die geschätzte Zahl der Opfer geht weit auseinander und reicht von 3,5 bis über 14 Millionen. Der Grossteil starb in der Ukraine, aber auch in Südrussland oder Kasachstan verhungerten Millionen Menschen als Folge der Zwangskollektivierung. Sie richtete sich in erster Linie gegen einen Berufsstand, nicht gegen eine Nation. Doch nur die Ukraine versucht, den Holodomor international als Genozid an ihrem Volk und damit als Verbrechen ähnlich dem Holocaust anerkennen zu lassen.

Die 37-jährige ukrainische Autorin Tanya Pyankova nähert sich dem Thema literarisch, der polnische Journalist Miroslaw Wleky biografisch. Drei Erzähler schildern bei Pyankova eindrücklich und beklemmend den Alltag dieser Schreckenszeit: Dusja, die versucht, Mutter,

Die geschätzte Zahl der Opfer geht weit auseinander und reicht von 3,5 bis über 14 Millionen.

Grossmutter, Sohn und ein Findelkind irgendwie durchzubringen. Solja, die Frau des Parteifunktionärs, die ein widerwärtig anderes Problem hat – ihr Übergewicht. Und Swyryd, der abgefeimte und notgeile Vollstrecker der tödlichen Parteibeschlüsse, der Dusjas Mutter mit Drohungen und Versprechungen in sein Bett zwingen will. Die Sprachgewalt von Pyankova, die bisher praktisch nur in ihrer Heimat bekannt war, ist beeindruckend, kongenial übersetzt von

Beatrix Kersten. Sie lässt die drei so unterschiedlichen Akteure sprechen, ohne eigenes Werturteil, ohne moderne Interpretation. Im Nachwort gibt sie zu, dass sie Zweifel hatte, ob ihre «Seelenstärke ausreichen würde, um über den Holodomor in unserer alltäglichen, menschlichen Sprache zu sprechen». Die Zweifel waren unbegründet. Leider lässt die Autorin im Nachwort aber auch keinen Zweifel an ihrer nationalistisch-ukrainischen, russophoben Gesinnung. Den aktuellen Krieg vergleicht sie tatsächlich mit dem Holodomor, Hass auf alles Russische spricht aus ihren Zeilen, und Wladimir Putin unterstellt sie, sein «verbrecherisches Regime» auf die ganze Welt ausdehnen zu wollen. Wenn sie von «lügnerischen moskowitzischen Horden» spricht, dann ist das nicht weit entfernt von der «Untermenschen»-Propaganda des nationalsozialistischen Regimes im Zweiten Weltkrieg. Schade, denn damit entwertet Pyankova ein gutes Buch.

Warner vor dem Faschismus

Auch Wleky macht klar, wo seine Sympathien liegen. Sein Held ist der britische Journalist Gareth Jones, der seinerzeit als einer der wenigen Journalisten die Hungerkatastrophe beschrieb. Aber er war nicht der Einzige, wie Wleky fälschlicherweise behauptet. Auch der Deutsche Paul Scheffer, der Ungar Arthur Koestler, und der Wiener Kardinal Innitzer wiesen auf das Verbrechen hin. Im Gegensatz übrigens zu Egon Erwin Kisch, nach dem Deutschlands wichtigster Journalistenpreis benannt ist. Er hielt in den Hungerjahren Vorlesungen an der Universität Charkow; doch das Elend und der Tod um ihn herum entgingen seinen Reporter Augen.

Das Problem mit Wlekys Buch ist, dass Jones' Ukraine-Reportagen nur einen kleinen Teil des Buchs umfassen. Umso ausführlicher beschreibt er daher die Tätigkeit des Briten als Berater des ehemaligen Premierministers David Lloyd George und seine Reisen nach Deutschland, wo er im selben Flugzeug wie Adolf Hitler auf Wahlkampfreise geht. Postum erhebt Wleky Jones zum einsamen Warner vor dem Faschismus.

Allerdings gelang es Jones tatsächlich, mit seinen Artikeln in verschiedenen Zeitungen und mit einer Pressekonferenz nach seiner Rückkehr aus der Sowjetunion in Berlin die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Massenmord zu lenken. Sehr zum Missfallen der in Moskau akkreditierten westlichen Korrespondenten.

Deren wichtigster Vertreter, Walter Duranty von der *New York Times*, widersprach dem Kollegen in einem Artikel mit dem Titel: «Die Russen sind hungrig, aber sie verhungern nicht.» Engpässe seien eben eine unausweichliche Folge der ehrgeizigen Industrialisierung des Landes, schrieb er – und prägte eine Formulierung, die angesichts des Holodomor besonders zynisch tönt: «Um es brutal auszudrücken – man kann kein Omelett braten, ohne Eier aufzuschlagen.»

Im Urteil grimmig, aber stimmig

Peter Forster

Bruno Lezzi: Von Feld zu Feld. Ein Leben zwischen Armee, Journalismus und Politik. Edition Königstuhl. 320 S., Fr. 27.90

Der ehemalige NZZ-Redaktor Bruno Lezzi hat mit seinen Memoiren drei Bücher in einem verfasst. Das erste Buch im Buch könnte heissen; «Who's who in der Schweizer Armee» – Lezzi kannte und kennt jeden, und fast alle qualifiziert er unverhohlen.

Gustav Däniker erscheint als der «Drillmeister der Dissuasion». Dann allerdings widmet Lezzi dem PR-Mann und Divisionär ein einfühlsames Porträt. Der letzte Generalstabschef Hans-Ulrich Scherrer erscheint als hochgeschätzter Truppenführer, der Glarner Fred Heer als untadeliger Panzergeneral. Den Armeechef André Blattmann würdigt Lezzi als Offizier von argumentativer Souveränität. Gerne würde man er-

In den Dunkelkammern der Armee wagt Lezzi viel; und er gewinnt.

gänzen: Blattmann war auch der Patriot, der die Armee 2008 nach dem Nef-Sturz beharrlich aus dem Schlamassel führte.

Am ersten Chef der Armee, an Christophe Keckeis, beisst sich Bruno Lezzi fast die Zähne aus. Der Mirage-Pilot war ein Mann aus Stahl. Mehrmals erlebte ich, wie Gegner den Romand frontal herausforderten. Ohne die Miene zu verziehen, konterte der Angegriffene präzise; bei aller Härte riss er Brücken nicht ein. Lezzi empfand Keckeis als geborenen Kommunikator, als sympathischen Luftwaffenoffizier, der in seinem soldatisch-sportlichen Erscheinungsbild internationalen Masstäben entsprochen habe. Aber: «Als Kampfflieger war sich Keckeis gewohnt, rasche Entscheide im Cockpit allein zu fällen.» Was Lezzi dem ersten Chef der Armee anlastet.

Mit Ecken und Kanten

Das zweite Buch im Buch: Bruno Lezzi stieg nach dem Studium in die Untergruppe Nachrichtendienst und Abwehr (UNA) ein. Auf mittlerer Stufe erduldet er einen kleinlichen, auf formale Autorität pochenden Vorgesetzten. Von kernigerem Kaliber waren seine UNA-Chefs Weidenmann und Ochsner. Carl Weidenmann war ein Grandseigneur von gediegenem Lebenszuschnitt; seine Höflichkeit galt, auch im Feld, als sprichwörtlich. Er war sich bewusst: Die UNA begegnete ausländischen Partnerdiensten nicht auf Augenhöhe. Doch er musste dem Bundesrat die Grundlagen verschaffen,

um im Krieg die Armee rechtzeitig zu mobilisieren. Zum Verrat von Jean-Louis Jeanmaire nimmt Lezzi kategorisch Stellung. Der Brigadier hatte dem sowjetischen Attaché in Bern Geheimakten zugespielt. Er sei aber, so Lezzi, «zu einer viel zu harten Zuchthausstrafe von achtzehn Jahren verurteilt» worden: Bundesrat Kurt Furglers gnadenlose Anklage «kam einer Vorverurteilung gleich». Der Panzeroffizier Richard Ochsner führte handfest. Nach dem Jeanmaire-Prozess war er der Augias, der den Stall ausmistete. Das kam ihn hart an.

Lezzi gelingt, woran andere vor ihm grandios scheiterten: Er schreibt eine gültige Geschichte des Schweizer Geheimdienstes, mit Ecken und Kanten, im Urteil grimmig, aber als Historiker stimmig, kompetent – und getragen von der Verantwortung für Land und Armee. In den



Dunkelkammern der Armee wagt Lezzi viel; und er gewinnt.

Im dritten Buch im Buch leuchtet der Autor das Dickicht der Schweizer Innenpolitik aus: Er redet, wo andere schweigen. Dem VBS wirft er vor, es verkenne seit dem 24. Februar 2022 die Zeichen der Zeit. Wohl kaum eine andere Armee giesse ihre Konzepte in eine Hochglanzbroschüre, bevor auch nur schon das Ende des Krieges in Sicht sei. Bittere Worte, doch recht hat der Kritiker. Zu Viola Amherds Personalpolitik moniert Lezzi, sie gewichte die berufliche Qualität zu wenig stark, stütze sich fast nur auf Vertraute aus dem Wallis.

Was hält die «drei Bücher» zusammen? Bruno Lezzi weiss, was er kann. Er weiss, wer ist, und er weiss, was nur er weiss: mehr als etliche seiner Zeitgenossen, mehr als seine Epigonen. Ob ihm letztere je das Wasser reichen?



Die Bibel

Polizei kommt vom Bürgerrecht

Paulus sagte: Ich besitze das römische Bürgerrecht durch Geburt (Apostelgeschichte 22, 28). – Ende Oktober weihte die Zürcher Kantonspolizei ihr neues Polizei- und Justizzentrum (PJZ) mit einem Tag der offenen Tür ein. Die Ausstellung und die Vorführungen reichten von den Einsatzfahrzeugen über die Spurenanalyse bis zum virtuellen oder simulierten Tatort. Der grosse Publikumsaufmarsch zeigte, dass die Polizei ein wichtiges Organ des Gemeinwesens darstellt.

Das Wort «Polizei» ist vom griechischen *politeia* abgeleitet und heisst eigentlich «Bürgerrecht». Das ist zunächst keine Institution, sondern ein Anspruch. Als Bürger erwarte ich, dass ich vor Gefahren, die ich nicht selber abwehren kann, geschützt werde. Der Ausdruck «Bürger» verweist ja auf die Burg und damit auf den Schutz. In der Bibel kommt die *politeia* nur zweimal vor. Paulus beruft sich auf sein römisches Bürgerrecht. Viel zahlreicher sind die Bibelstellen mit «Polis», was mit «Stadt» übersetzt wird und ursprünglich eine Schutzburg bezeichnete. Schon im Alten Testament war das Wort gegenüber dem griechischen Gebrauch unpolitisch geworden.

Das Neue Testament übernimmt diese Sichtweise und bezeichnet mit «Polis» einfach eine Siedlung als bewohntes Gebiet. Eine Ausnahme bildet Jerusalem, die heilige Stadt der Juden. Sie wurde für die Christen zur Vision des Wohnorts bei Gott, wo keinerlei Mängel bestehen. Den irdischen Staat sieht die Bibel indessen als Institution light. Weil der Mensch sich von der Macht in Versuchung führen lässt, darf der Staat nur geringe Befugnisse haben. Und aus dem gleichen Grund braucht es die Polizei: Sie schützt die Bürger vor Übergriffen. Als Kerngeschäft des Staates ist sie wichtiger als alle Umverteilungen, Subventionen und Kulturförderungen.

Peter Ruch

Nicht enden wollende Geschichten

Der Fantasy-Boom mit «House of the Dragon» und «The Rings of Power» ist fest im Griff der Streaming-Dienste.

Wolfram Knorr

House of the Dragon (USA, 2022): Von George R. R. Martin, Ryan J. Condal. Mit Matt Smith, Paddy Considine, Milly Alcock. Sky, 10 Folgen

The Rings of Power (USA, 2022): Von Patrick McKay, John D. Payne. Mit Morfydd Clark, Robert Aramayo. Amazon, 8 Folgen

Was für eine Offenbarung: Tolkien ist Kino, Riesenkino! Was der britische Philologe (1892–1973) mit seinem Mittelerde-Kosmos bis ins kleinste Detail entwickelte und mit Hobbits und Zwergen, Elben und Menschen, Orks und Trollen, Zwergen und Zauberern bevölkerte – sozusagen eine kontinentale Villa Kunterbunt –, ist eine filmische Vision. In J. R. R. Tolkiens Gesamtkunstwerk steckt Hollywood. Seine erzählerische Masslosigkeit erschöpft sich nicht in einer oder mehreren Trilogien, aus seinem literarischen Claim lässt sich weiteres Lichtspielgold schürfen – und das, obwohl sein Werk längst abgeschlossen ist.

Eskapistische Abenteuerparks

Im Gegensatz zum schwergewichtigen Konkurrenten George R. R. Martin (74), dem «amerikanischen Tolkien» (*Time*), dessen nicht weniger voluminöses Œuvre noch längst kein Ende gefunden hat. Sein «Lied von Eis und Feuer» ist mit messianischem Wahn endlos fortsetzbar. Marktbeherrschende Entertainment-Grossreiche haben beide errichtet. Worin sich ihre Universen aus sagenhaften Zeiten auch unterscheiden mögen, es sind eskapistische Abenteuerparks – und nicht die einzigen. Da gibt es etwa auch Joanne K. Rowlings «Harry Potter» oder George Lucas' «Star Wars», der gleich ganze Galaxien vereinnahmte. Lauter Animateure einer «süssen Flucht in die Sucht» (*Spiegel*) der Fantasy. Schon in den 1980er Jahren bot Michael Endes «Die unendliche Geschichte» einen Vorgeschmack darauf.

Die Streaming-Dienste haben den Boom nun fest im Griff und bieten mit «House of the Dragon» die erste Prequel-Serie von George R. R. Martins erfolgreichem «Game of Thrones»,

und aus Tolkiens «Ring»-Universum entstand mit «The Rings of Power» gleichfalls ein Prequel. Das Schöne ist, dass sich die Serien mit ihren Intrigen, Machtgelüsten und Schlachten in Retro-Kuscheligkeit immer wieder reinziehen lassen. Das Versprechen lautet: Weitere Staffeln werden folgen.

1951 schrieb Tolkien in einem Brief, dass er Teile «in Skizzen belassen» wolle, um «für andere Geister und Hände Raum zu lassen, die Farbe, Musik und Drama hinzutun könnten».



Das taten Patrick McKay und John D. Payne, zwei kaum bekannte Drehbuchschreiber, die in der Branche ihre Erfahrungen mit zweitklassigen Projekten wie «Star Trek» und «Flash Gordon» sammelten. Als Amazon die Rechte ergatterte, waren McKay und Payne als Tolkien-Kenner zur Stelle und wurden Showrunner.

Das Budget für die erste Staffel (acht Folgen) soll 250 Millionen Dollar betragen haben, die Serie mit fünf geplanten Staffeln käme auf die Summe von mehr als einer Milliarde! Es wäre die teuerste Serie der Filmgeschichte. Zwar durften neue *storylines* eingebaut werden, aber trotz der erlaubten Freiheiten mussten sich



Visuelle Räusche: «House of the Dragon» (o.), «The Rings of Power» (l.).

die Autoren eisern an die Vorgaben der Middle-earth Enterprises halten. Es half wenig: Tolkien-Besessene sind schon im Vorfeld vor Wut geplatzt, ehe sie irgendwas gesehen hatten. Aber auch Nicht-Tolkien-Taliban reagierten mau. Vom Personenkarussell der ersten Folge bekamen so manche den Drehwurm. Laut Wikipedia soll es nach den ersten beiden Folgen zwischen Kritikern und Zuschauern erhebliche Diskrepanzen gegeben haben: Kritiker reagierten zu 84 Prozent positiv, bei den Nutzern waren es nur 38 Prozent.

Darauf, hiess es, habe Amazon die Zuschauerbewertung mit der Review-Funktion zeitweise sperren lassen. Irre, aber das ist das Prequel auch. Die Story beginnt im Jahr tausend des Zweiten Zeitalters (Peter Jacksons Trilogie «Lord of the Rings» im Dritten), und das Personal von Sauron über die Elben und Zwerge bis zu den Orks ist zwar das alte, aber die Handlung kompliziert verdreht. Eine Nacherzählung würde zur bissigen Karikatur, was biestige Tolkienisten sofort für übelste Gotteslästerung hielten.

Heroisch gepanzerte Blondinen

Der Konkurrenzkosmos «House of the Dragon» hat's mit seiner Targaryen-Sippschaft ein wenig besser, es ist ein *work in progress*, eine

Sektenbildung ist (noch) nicht wahrscheinlich. Die Mixtur aus Präraffaeliten und martialisch düsteren Aaseiern, die zwischen flackerndem Funzellicht auf Schlachtfeste oder Intrigen lauern, ist nicht so schrecklich statuarisch wie bei Tolkien. Dunkel gewandet, mit weissem Haar und kalkigen Gesichtern, sind Martins Targaryens freie Geister in einem makabren Reigen. Finsternis muss man mögen, um den Machenschaften die Treue zu halten.

Die Mittel Erde ist dagegen hell, floral, voller Rosen und züngelnder Schwertlilien. Ein Tandaradei, aber auch gefährlich, klar. «Wir dach-

Fantasy ist pure Jugendwelt, auch Gartenlaube. Es dominiert juvenile Feinnervigkeit.

ten», raunt ein Mädchen aus dem Off, während junge Menschen durch arkadischen Wiesengrund lustwandeln, «es herrscht Frieden.» Aber nein: «Das Böse schläft nicht.» – «Finde das Licht, und der Schatten wird dich nicht entdecken.» Leicht gesagt. Heroisch gepanzerte Blondinen und stolze Recken müssen her, um die im Dunkeln abzuwehren. Drachen segeln wie Luftschnaken in beiden Serien am Himmel herum. In «House of the Dragon» sind sie natürlich wichtiger, nehmen mit ihrer Feuer-speierei eine militärisch-strategisch Rolle ein.

Fantasy ist pure Jugendwelt, auch Gartenlaube. Es dominiert juvenile Feinnervigkeit,

semiramisscher Kampfgeist. Es gibt auch biblische Rauschebärte, die in Gewölbefluchten, auf Zinnen, in Gärten ihre Lebensweisen mit mosaikem Bass von sich geben. Die kulturpubertäre Stimmung dieser hochgeschnörkelten romanisch-gotisch-barocken Glanzzivilisation täuscht natürlich nicht darüber hinweg, dass sie durch und durch konservativ ist. Hier hat alles seinen Platz: Das Männliche dominiert, das Weibliche mutiert vom Aschenputtel zum Schwan; Emanzipation und Diversität werden aber nicht ignoriert, sondern geschickt in die patriarchale Grundstruktur hineingewoben. So gibt es schwarze Elben und Zwergenfrauen ohne Bart. Darauf folgten Schmerzschreie der Tolkien-Fundis.

Ist das Spin-off «House of the Dragon» zweihundert Jahre vor «Game of Thrones» angesiedelt (in dem übrigens auch Schwarze sehr aktiv sind), so «The Rings of Power» tausend Jahre vor den «Ring»-K(r)ämpfen, was aber völlig egal ist; Zeit spielt in Fantasy-Land sowieso keine Rolle (ausser natürlich für die Tolkienisten). In «House of the Dragon» sind Drachen mächtige Verbündete der Targaryens, die sich ständig beäugen, einen Erbfolgekrieg ahnend, denn König Viserys ist tödlich krank. An seinem Krankenlager lauern die rechtmässigen Erben sowie jene, die auch erben wollen. Es wird viel gequatscht, Misstrauen gesät und auch blutig gegen Piraten gekämpft, die die Drachengrossmacht unterschätzen.

Altfränkische Kantigkeit

Die ewig gleichen Handlungen werden dem Begriff Fantasy nicht gerecht; von Fantasie ist wenig zu sehen. Es wird halt immer nur wiedergekaut, ob in Prequels, Sequels oder wie immer die Wurmfortsätze genannt werden mögen. Fantasy ist hier nur Augenfutter, visuelle Show. Regie führen, neben der Bildgestaltung, die Trickkünstler (Dalton Trumbo, Grossmeister der Branche, war noch beteiligt), die Set-Architekten, Kostümbildner, Visagisten, Dekorateur, Requisiteure; jede Folge ist ein süchtigmachendes Defilee visueller Räusche. Die Macher aasen sich durch Kunst- und Modegeschichte, kombinieren Altes mit Neuem, Mittelalter mit Jugendstil, Renaissance mit Symbolismus, Barock mit Monumentalismus und reizen emotionale Vibrationen, evozieren Gefühlserregtheit und vielleicht auch eine poetische Stimmung.

Vor diesem Hintergrund ist nachvollziehbar, warum Amazon das Gewicht auf aufwendige Ästhetik legte – davon lebt die Tolkien-Nachfolge. «House of the Dragon» ist daran gemessen von altfränkischer Kantigkeit. Knapp zehn Millionen Zuschauer, heisst es bei HBO, will «House of the Dragon» nach der ersten Folge angelockt haben. Prime Video nennt für «The Rings of Power» 25 Millionen weltweit. Fantasy bleibt eine nicht enden wollende Geschichte.



„Musstest du unbedingt einen mit Erinnerungsfunktion kaufen?!...“

Klassik

«Immer meine eigene Impresaria»

Manuel Brug

Händel: Alcina. Mit Cecilia Bartoli. Opéra de Monte-Carlo. 20., 22., 24. und 26. Januar 2023

Ein bisschen hört man das Schwyzerdütsch im makellosen Französisch doch durch. Oliver Widmer, der neue Verwaltungsdirektor der Opéra de Monte-Carlo, führt bei der ersten Saisonpräsentation im goldstückstrotzenden Charles-Garnier-Auditorium direkt am Mittelmeer vor 524 erwartungsfrohen Zuschauern die neue Intendantin ein. Die gleichzeitig seine Frau ist, seit 2011 schon: Cecilia Bartoli. Doch jetzt endlich macht dieses Powerpärchen offiziell, dass der Basler Bassbariton mehr ist als nur der Mann an ihrer Seite, dass er schon seit längerem im Hintergrund auch ein wenig die Fäden dieser einzigartigen Karriere mitzieht.

Der richtige Moment

«Ich war halt immer meine eigene Impresaria, ähnlich wie auch die grossen Interpreten der Barockbühne ihren Lebensweg meist selbst

lenkten. Es hat sich einfach so ergeben», sagt die Bartoli mit ihrem entwaffnenden Lächeln. Das klingt charmant, aber ob sich so einfach erklären lässt, dass die inzwischen 56-jährige Römerin alles richtig gemacht hat? Dass sie ihrem Stimmfach Superstarstatus verschafft hat wie keine Mezzosopranistin zuvor? Dass sie obskure, konzeptuell glänzend zusammengefasste Arien-Opernplatten in Verkaufsschlager verwandelte? Dass sie nicht die grössten und bedeutendsten, sondern die für sie idealen Musiktheater als Heimatbühne suchte – so wie das Opernhaus Zürich, das bei Cecilia Bartolis erster Saisonpräsentation

Die Opéra de Monte-Carlo, die sich ein Dach mit dem Casino teilt, ist klein, aber oho.

in Monaco als Backstage-Impression über die Leinwand flimmert? Dahinter stecken auch viel Arbeit, Instinkt und das Gespür für den richtigen Moment.

So wie jetzt wieder. Natürlich wird das Ehepaar Bartoli/Widmer seinen Wohnsitz in Monte Carlo nehmen, auf dem Altstadtfels hat Fürst Albert bereits ein Domizil bereitgestellt. Aber zwei Beine werden sie auch noch in Zürich behalten. «Denn die Spielzeit hier ist ja kurz, sie

Fernsehen

Menschenrechte und Milliarden

Wolfgang Koydl

Das Netz – Spiel am Abgrund: Achteilige Serie. ARD, seit 3.11. In der ARD-Mediathek abrufbar.

Erpressung, Nötigung, Menschenhandel, Mord – woran denkt man da? An organisierte Kriminalität. Oder an den organisierten Fussball – nun, vielleicht ohne den Mord.

Aber selbst den gibt es in einem packenden ARD-Achteiler, in dem Regisseur Rick Ostermann die unschönen Seiten des «beautiful game» beleuchtet. «Das Netz – Spiel am Abgrund» ist Teil eines europäischen Projektes, das kurz vor der Fussball-WM ausgestrahlt wird. Eine österreichische Serie befasst sich mit Doping, eine italienische ist auf Deutsch noch nicht zu sehen.

In «Spiel am Abgrund» geht es um den gnadenlosen Handel mit afrikanischen Talenten. Und um Pläne für eine globale Champions League. Etwas Ähnliches hatte die Fifa auch schon erwogen, nur dass sie im Film WFA heisst und ihr Chef Jean Leco mehr Haare auf dem Kopf hat als Gianni Infantino. Ansonsten bewegt sich das Buch, geschrieben von Erfolgsautor Bernd Lange, nahe an der Realität.

Die Anwältin Lea Brandstätter (Birgit Minichmayr) gerät bei der Suche nach den Mördern ihres Freundes, des Talentscouts David Winter (Itay Tiran), selbst in einen mörderischen Strudel mit russischen Mafia-Killern, deutschen Hooligans, asiatischen Mega-Geldgebern und den feinen Fussballherren aus Zürich.

Ob die wirklich nur Schurken sind, bleibt auch im Film offen. Würde eine World League vielleicht nicht nur Milliarden einspielen, sondern auch dem afrikanischen Sport helfen? Wie sagt der WFA-Chef Jean Leco (Raymond Thiry): «Menschenrechte und Milliarden. Sie sehen, im Fussball ist alles möglich.»



Jetzt auch Intendantin: Mezzosopranistin Bartoli in der Opéra de Monte-Carlo.

reicht vom 17. November, dem Nationalfeiertag, bis in den April.» So etwa sechs Stagione-Produktionen werden in dem winzigen Opernhaus gegeben, das sich ein Dach mit dem Casino teilt. Darin aber, das hat Tradition, treten nur die Besten auf. Die Opéra de Monte-Carlo ist klein, aber oho. Das war sie vor allem unter dem legendären rumänischen Direktor Raoul Gunsbourg, der (mit Kriegsunterbrechung) von 1892 bis 1951 gewirkt und Bühnenwerke von Berlioz, Mascagni, Massenet, Puccini, Saint-Saëns, Ravel uraufgeführt hat.

Verrückter Vorschlag

Albert II. ist wohl derzeitig der einzige Potentat weltweit, der einen Kulturbetrieb unterhält, und zwar einen florierenden. Denn auch das Orchestre Philharmonique de Monte-Carlo, die 1985 neu gegründeten Ballets de Monte-Carlo sowie die Barocktruppe Les Musiciens du Prince-Monaco werden von Ihrer Hoheit finanziert, und seine Schwester, Caroline Princesse de Hanovre, steht ihnen vor. Das Barockorchester brachte übrigens Cecilia Bartoli, die hier 1989 als Rosina in Rossinis «Barbiere di Siviglia» erstmals gastierte und diese Rolle letztmalig in ihrer ersten Spielzeit interpretieren wird, mit in diese Theaterreihe ein.

«Die Musiciens, das war mein Hintertürchen hierher», klärt Cecilia Bartoli über ihre

Riviera-Connection auf. «Als ich ab 2013 meine CD über Barockopernschätze in St. Petersburg vorbereitete, habe ich erst gelernt, wie viele fremde Zentraleuropäer dort gearbeitet haben, als Komponisten, Musiker, Sänger. Und da begann die Idee in mir zu brodeln, wieder eine Hofkapelle zu gründen. Viele souveräne Fürsten gibt es ja nicht mehr, und die wenigsten haben für Kunst wirklich ein Interesse. Ich kannte Jean-Louis Grinda, den noch bis 31. Dezember amtierenden Intendanten, der sogar ein echter Monegasse ist, und er fand den Vorschlag so verrückt, dass er meinte, das könnte gerade in Monte Carlo Erfolg haben. Und wirklich, der Fürst und die Prinzessin gaben nach einem Vorsprechen sehr schnell ihr Ja-wort, und so existieren seit 2016 die Musiciens du Prince-Monaco.»

Praktisch – so hatte die ungemein clevere, im Verhandeln unnachgiebige Cecilia Bartoli zu ihrem Salzburger Pfingstfestival, dem sie seit 2012 (und mindestens bis 2026) vorsteht und wo sie jährlich eine Opernpremiere singt, ihr eigenes Instrumentarium. Mit dem sie inzwischen exklusiv auf Tournee geht, allein diese Saison in siebzehn Konzerten in ganz Europa (Asien und die USA mag sie nicht mehr bereisen, sie fliegt ungern); und mit dem sie in der Oper in Salzburg und Monte Carlo zu erleben ist.

Einzigartige Melange

Cecilia Bartoli ist also dabei, ein neues Kapitel aufzuschlagen, es so intelligent wie geniesserisch aufblühen zu lassen wie alle ihre

«Noch warten einige reifere Opernfrauen auf mich, Händels Agrippina, Vivaldis Judith...»

bisherigen Unternehmungen. «Ich selbst bin die Letzte, die geglaubt hat, dass so etwas funktionieren würde, aber es hat sich Steinchen für Steinchen ergeben.» So spricht sie über ihr eigenes Universum. Das stimmt, aber das Können, die Vision, die taktische Gewieftigkeit, die Neugier und die Geschäftstüchtigkeit, die mischen sich in dieser kleinen, aber gross ausstrahlenden Person zu einer in der Musikwelt einzigartigen Melange. Und supercharmant ist sie zudem. Wenn sie will. Also oft. Und wenn sie ganz gut drauf ist, dann singt sie. Und alle fließen vor Freude dahin, wie auch an diesem sonnenstrahlenden Monaco-Morgen.

Über den sie längst strategisch hinausdenkt. «Ich bin 56, das weiss ich sehr genau. Mit dem Festival und jetzt dem Opernhaus setze ich quasi fort, was ich immer getan habe. Ich befrage das Repertoire und den Betrieb. Noch warten einige reifere Opernfrauen auf mich, Händels Agrippina, Vivaldis Judith..., noch wird es nicht langweilig.»

Alben für die Ewigkeit



Prince: Purple Rain

Der lila Regen fiel 1984 vom Himmel, und alle staunten. Was der Gitarrist, Sänger und Songwriter hier ablieferte, ging in die Musikgeschichte ein. Das Album, eingespielt mit seiner Band The Revolution, ist auch der Soundtrack des gleichnamigen Films «Purple Rain». Die Filmmusik hielt sich 24 Wochen auf Platz 1 der US-Albumcharts und gewann einen Oscar und zwei Grammy Awards. Endlich startete der kleine grosse Mann aus Minnesota voll durch. Alles, was Prince ausmacht, ist auf diesem Album vereint: Wildheit, Feinheit, Innovation, Seele und Geist. Ein Sound, den nur er so hinkriegt.

Der Anfangsfetzer «Let's Go Crazy», der das Leben nach dem Tod behandelt, bringt uns über «Take Me With U» und «I Would Die 4 U» zum überirdischen «When Doves Cry», dem ersten Nummer-eins-Hit von Prince. Er handelt von elterlichen Schwierigkeiten und ist einer der erstaunlichsten Songs überhaupt. Mit einem unwiderstehlichen Soul-R- &-B-Groove und dem erotischen Gesang bringt Prince alles auf den Punkt: «Dig if you will the picture of you and I engaged in a kiss. The sweat of your body covers me – can you, my darling, can you picture this?»

Das grosse Finale «Purple Rain» beschreibt eine Art metaphysisches gelobtes Land und gehört zu den schönsten Rockballaden überhaupt. Schon der erste Gitarrenakkord hat diese unvergleichliche Signal-Magie und ist bis zur letzten Note schlicht ein musikalischer Orgasmus. Mehr ist kaum möglich.

Man muss nur in die heutigen Hitparaden reinhören, um zu erkennen, wie bitter Prince, dieser musikalische Edel-diamant, fehlt.

Chris von Rohr





Mythenwelt: Musikerin Dalt.

Pop Theaterräume fürs Ohr

Thomas Wördehoff

Lucrecia Dalt: ¡Ay! Rvng Intl.

Es ist der schönste Einstieg. Du hörst einen Song, der dich elektrisiert, du musst sofort wissen, wer da singt. Dann fällt der Name, und es gibt nicht nur diesen Track, das ganze Album haut dich um. In diesem Fall geht es um die Sängerin Lucrecia Dalt und ihr Album «¡Ay!». In den Rhythmen erkennt man einige der lasziven Tänze Lateinamerikas – Bolero, Mambo, Merengue und Salsa.

Aber hier geht's nicht um die 25. Reanimation der legendären kubanischen Altmeister aus den Neunzigern, Lucrecia Dalt ist anders, seltsamer. Zwar ist immer noch dieser unwiderstehlich wiegende Hüftschwung von damals im Spiel, doch durch «¡Ay!» zieht sich ein sonderbarer dunkler Strom, eine Farbe, die jede nostalgische Beschaulichkeit im Keim erstickt. Kurz: Man kommt nicht los von «¡Ay!». Auf Anhieb einordnen lässt sich Lucrecia Dalts

Musik ebenso wenig wie sie selbst. Geboren wurde sie 1980 in Pereira, der Kaffeehauptstadt Kolumbiens am Fuss der Anden. Tatsächlich ist sie ja studierte Bauingenieurin und konstruierte zwei Jahre lang Fundamente und Stützwände für ein geotechnisches Unternehmen in Medellín – ein Job, der sie oft durch enge Schächte weit unter die Erdoberfläche führte.

Die Angaben über ihre derzeitige Berufstätigkeit führen eher in die Welt des schönen Scheins: Begriffe wie «Avantgarde», «experimental» oder «Installationen und Performances» finden sich zuhauf in ihrem Curriculum. Nicht mehr im Tiefbau, sondern in der

Da stöhnt, brüllt und knallt es durch die Boleros und Merengues, dass es eine Freude ist.

Kunstwelt fertigt sie gegenwärtig ihre Produkte. Also höchstens was für Eingeweihte.

Doch das dann auch wieder nicht. Hört man sich nämlich durch Dalts sogenanntes Avantgarde-Œuvre, kommen nicht nur die Freunde abstrakter Soundmixes auf ihre Kosten. Die schrägen Klanggeschichten der Wahlberlinerin

funktionieren zwar jenseits gewohnter Songstrukturen, liefern dafür hinreissende Abenteuer. Ihre hochmusikalischen Geräusch-, Vokal- und Klangmontagen sind Theaterräume fürs Ohr, bevölkert von schrillen Figuren und Szenen aus der lateinamerikanischen Mythenwelt.

Sie selbst tritt in dieser Schall-Architektur als Spoken-Word-Interpretin in Erscheinung; auf früheren Alben wie etwa «No era sólida» oder «Anticlines» erinnern ihre Einsätze entfernt an Laurie Anderson – doch die unverwechselbare kühl-verwunderte Distanziertheit der Amerikanerin gehört nicht zum Repertoire der 42-Jährigen. «Laurie ist eher eine Geschichtenerzählerin. Meine Texte sind mehr eine Art spekulative Poesie», kommentiert Dalt den Vergleich. Vielleicht auch ein Trost für jene, die den intellektuellen Überbau ihrer Werke (im Internet zu finden) nicht ganz durchschauen. Unser Tipp: Es geht auch ohne.

Nun aber hat die Vielseitige einen Bruch vollzogen, der sie mit einem Schlag aus dem hermetischen Windschatten der schicken Kunstvernissagen in die Musik-Charts katapultieren könnte. Denn «¡Ay!» (Oh!) trägt das Erstaunen nicht nur im Titel; die zehn Tracks des neuen Werks überraschen durch einen radikalen Genre-Wechsel. Zudem renoviert Lucrecia Dalt gleich mal die Gattung des lateinamerikanischen Son mit.

Grandiose Spannungsfelder

Geruhsam geht's los. Eine Heimorgel wimmert in Zimmertemperatur durch die Boxen, eine freundliche Klarinette und ein metallischer Glockenton gesellen sich taktvoll dazu, dann trällert noch eine Flöte und schliesslich der Bass, der im Zweivierteltakt gemächlich in die Runde spaziert und das Grüppchen nach vorn zieht. Dazu singt Señora Dalt spanisch, irgendwas über eine rätselhafte Ausserirdische ohne Eingeweide, die erstmalig auf die Erde kommt und fröstelnd unseren darbenenden Planeten bestaunt, spekulative Poesie eben.

Der Sound verändert sich unmerklich: Zu den akustischen Instrumenten gesellen sich ziemlich *laid-back* eine rührend unschuldige Zirkustrumpete und schliesslich das ganze Sci-Fi-Sound-Arsenal aus Lucrecia Dalts Vorratskammer. Da stöhnt, brüllt und knallt es durch die Boleros und Merengues, dass es eine Freude ist. Darüber dann Dalts unwiderstehlich gelassene Vocals, die jedes Metall zum Schmelzen bringen. Und dazwischen, neben Orgel, Trompete, Klarinette und Flöte, immer wieder die sparsamen Improvisationen des volltönenden Kontrabasses – ein wärmend-wiegender Puls, der die dystopisch anmutenden Einschübe der *industrial effects* mit analogem Leben unterlegt.

Das sind grandiose Spannungsfelder, die über blosse «Fusion»-Versuchsanordnungen weit hinausgehen. Lucrecia Dalt ist eine Musikerin, die neugierig macht.

Games

Wenn der Vater mit dem Sohn

Marc Bodmer

God of War: Ragnarök.
Studio Santa Monica. PS 4 & 5

«Auf sie mit Gebrüll!», lautet das ungeschriebene Motto der «God of War»-Serie, die lange Zeit ein Exklusivtitel für Sonys PlayStation war. Inzwischen gibt es ältere Abenteuer von Kratos, dem griechischen Gott des Krieges, auch für den PC. Doch das eben erschienene «God of War: Ragnarök» bleibt vorerst den Besitzern einer Playstation 4 oder 5 vorbehalten.

Vor vier Jahren wurde die Serie um den Hünen mit der kalkweissen Haut und den feuerroten Tätowierungen frisch herausgeputzt. Mit Erfolg. Der Relaunch von «God of War» verkaufte über 23 Millionen Kopien, und dessen Geschichte wird nun fortgesetzt. Nach wie vor lebt Kratos mit seinem Teenager-Sohn Atreus im hohen Norden. Hier hatte er sich ein ruhigeres Leben zusammen mit seiner geliebten zweiten Frau Faye erhofft, doch nach ihrem Tod legt sich Kra-



Generationenkonflikt: Kratos und sein Sohn Atreus in «God of War».

tos mit den nordischen Göttern an. Er lässt ein paar davon über die Klinge seiner riesigen Axt springen, was ihm mächtige Feinde einbringt. So kommt es, dass Odin seiner bescheidenen Hütte einen Besuch abstattet und dem Ausländer droht. Die Szene erinnert an «The Godfather» oder «Goodfellas». Der Gottvater des Nordens benimmt sich wie ein Obermafioso, Thor wie dessen Gorilla.

Super-Mario des «Hack'n' Slash»-Genres

Sonderlich beeindruckt ist Kratos von Odins Auftritt aber nicht. Ihn stresst vielmehr sein Sohn Atreus, der immer aufmüpfiger wird. Wenn sie gemeinsam unterwegs sind, streiten sie häufig. Die Tipps fürs göttliche Leben interessieren den Schnösel nicht. Er zieht lieber

auf eigene Faust los und lernt neue Kräfte kennen, die in ihm schlummern. Doch er ist weit davon entfernt, diese zu beherrschen – und damit auch eine Gefahr für sich selbst.

Atreus macht sich auf die Suche von mysteriösen Figuren, die ihm helfen sollen, seine zukünftige Rolle zu verstehen. Auf dem Weg begegnen Vater und Sohn einer Plethora von Monstren, Gift speienden Ungeheuern und weiteren Göttern, die es zu verhackstücken gilt.

«God of War: Ragnarök» ist nichts für Zartbesaitete. Wenn der grimmige Grieche seine Klängen schwirren lässt, verliert mancher Troll seinen Kopf oder wird schlicht zweigeteilt.

Kratos ist der Super-Mario des «Hack'n' Slash»-Genres. Wie der schnauzbärtige Sanitär muss er auf Tastenbefehl gigantische Labyrinth überwinden. Sie definieren die populäre Serie genauso wie die grandiosen Massaker. Die räumlichen Rätsel haben es in sich: Dort gilt es einen Wasserzufluss einzufrieren, damit das Rad nicht länger dreht und einen Seilzug spannt; hier muss man einen Balken in eine andere Richtung zerren. Mit Versuch und Irrtum tastet man sich durch die Kombinationen und wird mit einem Reigen neuer Gegner belohnt, die mit eigenwilligen Angriffsmethoden aufwarten und einem das Leben schwer oder schlicht den Garaus machen.

Das Studio Santa Monica hat gekonnt ein Spannungsfeld von blutrünstiger Action, Generationenkonflikt und räumlichen Rätseln konstruiert. Einziger Wermutstropfen ist die genrebedingte lineare Führung im Spiel. Um die Spielenden durch die komplexen Rätsel zu führen, sind die Wegvorgaben eng gehalten. Immer wieder begegnet man sogenannten unsichtbaren Mauern. Das sind Stellen im Spiel, die Kratos mit seinen Fähigkeiten problemlos überwinden könnte. Doch das Game zwingt ihm einen anderen, rätselhaften Weg auf.

In solchen Momenten verliert die spielerische Immersion ihre Tiefe. Vielleicht wagt sich Kratos in seinem nächsten Abenteuer in eine offene Welt vor, in der er sich zwar verfrachten, aber eine alternative Route finden kann.

Jazz

Jazz or no Jazz

Peter Rüedi

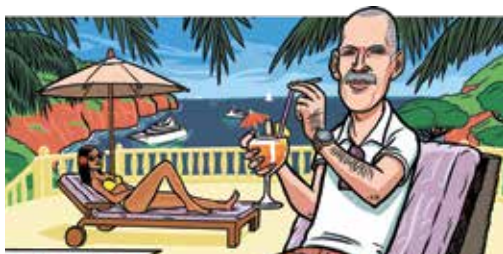
Richard Galliano New York Tango Trio:
Cully 2022. TCB 02472
(Swiss Radio Days Jazz Series 47)

In allen Kunstgattungen ist die Unterscheidung zwischen «E» und «U» ein Unding, ein Produkt der Kunsttheologie des 19. Jahrhunderts. Der Jazz ist dafür, allen aktuellen akademischen «Third Stream»-Tendenzen zum Trotz, ein eklatantes Beispiel. Seine grössten Protagonisten – von Louis Armstrong, Duke Ellington, Count Basie bis Chick Corea – waren immer beides: Künstler und Unterhalter. So lange Jazz Swing hatte, war er auch «Tanzmusik». Nicht anders als der Tango, bevor ihn Astor Piazzolla auf die grossen Konzertbühnen hob.

Dies vorweg, weil es hier, «Jazz or no Jazz», um eine Musik geht, die bei aller Artistik und allem Raffinement die mitreissend vergnügliche DNA ihrer volksmusikalischen Herkunft nie verleugnet. Richard Galliano ist heute zweifellos der vielseitigste Akkordeonist der Welt. Entscheidend wurde für ihn seine Begegnung mit dem genannten Piazzolla. Dem Erfinder des «Tango Nuevo» verdankte er die Anregung, analog dazu aus der traditionellen, ebenfalls akkordeondominierten Tanzmusik im Walzertakt, der «Musette», die Kunst einer «New Musette» zu entwickeln. So hiess denn auch ein legendäres Album von 1991. Galliano interpretierte auch Bach, ebenso wie die Musik von Nino Rota; er spielte, durchaus auch ein Jazzmusiker, Duo-Konversationen mit berühmten Improvisatoren ein (Gary Burton, Michel Portal, Eddy Louiss), und er war, selbst ein Melomane von oft melancholisch gebrochener Intensität, ein gesuchter Partner von vielen Grössen des französischen Chansons, von Claude Nougaro über Georges Moustaki, Juliette Greco bis Charles Aznavour.

Jetzt ist der hinreissende Mitschnitt eines Konzerts erschienen, das Gallianos Trio (Sébastien Giniaux, Gitarre und Cello, Diego Imbert, Bass) am Jazzfestival Cully im April 2022 gab. Mit seinem Akkordeon, mal mächtig orchestral rauschend, mal feinst ziseliert in serensten Höhenlagen sich ins Pianissimo verflüchtigend, und mit seinem im Kontrast von dramatischer Dynamik und poetischer Finesse meisterlichen Trio interpretiert er drei Hommagen an Piazzolla, fünf eigene Kompositionen und eine Version von Erik Saties «Gnossienne Nr. 3». Und als Encore Serge Gainsbourgs «La Javanaise», die das kundige Publikum am Ende subtil mitsingt. Tango, Walzer, Jazz: Konzertmusik, gewiss. Aber immer mit dem Drive ihres tanzmusikalischen Ursprungs.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Energie

Mark van Huissing

Vor kurzem sagte ich zu Peter Sloterdijk: «Interessantes Thema, ich bin gespannt auf Ihre Gedanken dazu.» Das war ein eitler Einstieg, einverstanden. Aber man sitzt schliesslich nicht alle Tage neben dem «kontroversesten *public intellectual* Deutschlands» (*New Yorker*), bevor dieser auf die Bühne geht und das «aktuelle Weltgeschehen einordnet, kommentiert sowie die Zukunft mit Fokus auf Umwelt und Energie skizziert» (Einladungstext), nicht wahr? Der Starphilosoph (*New Yorker*, noch einmal) hielt einen Vortrag an einer Veranstaltung in Luzern mit Namen «Salon Public», Unterzeile «Kluge Köpfe erklären die Welt».

Ich muss zugeben, dass mir *gshmuech* wurde, als der 74-Jährige in den 25 eng beschriebenen, mit handschriftlichen Korrekturen ergänzten A4-Seiten seiner zu haltenden Rede wühlte. Umso mehr, da ich den grossen Denker von einem früheren Auftritt, selbst im Lichte einer wohlmeinenden Betrachtung, nicht als ebensolchen Orator im Kopf hatte. Doch meine Furcht vor der um sich greifenden Langeweile war unbegründet – und Sloterdijks Rede verständlich, kenntnisreich, gelegentlich launig bis leicht, ohne deshalb weniger gescheit sowie voll von tiefschürfenden Einsichten auszufallen.

Er holte weit aus, begann beim jungen Marx und dessen Stoffwechsel, dem Verhältnis zwischen Mensch und Natur sowie seinen Gedanken zu Energie und Entropie im «Kapital». Um dann tief in Mythologie und Geschichte einzutauchen, beginnend bei der «Applikation des Feuers» durch Prometheus. Nächster Rollstopp auf der Reise durch Sloterdijks *beautiful mind* respektive die Historie des Planeten war

die Sklaverei – Zwangsarbeiter-Muskelkraft stellte lange Jahre eine wichtige Energiequelle dar (beziehungsweise tut sie in bestimmten Ländern immer noch).

Man lernte, dass das Wort «Nachhaltigkeit» 1713 erstmals aufschien, im Lexikon des Hans Carl von Carlowitz, Oberberghauptmann aus Sachsen, und danach vergessen wurde, bis es jüngst kraftvoll zurückkehrte in den Sprachgebrauch. Die erste Maschine, die Dampfkraft in kinetische Energie umwandeln konnte (um 1700), stellte einen Game-Changer dar. Und verbrannte auch von Carlowitz' Erkenntnis, wonach nicht mehr Holz geschlagen werden dürfe als durch Aufforstung nachwachsen könne. Der Begriff des «unterirdischen Walds», lateinisch *sylvia subterranea*, ist von 1693 und steht für Kohle, nebenbei erwähnt.

In der Folge legten moderne Menschen Feuer an die ober- und unterirdischen Wälder – und tun es bis heute –, weshalb Sloterdijk uns ein «Kollektiv von Brandstiftern» nennt. Er zitiert Nietzsche frei, «ich bin kein Feuer, ich bin Dynamit», und weist darauf hin, dass der Sprengstoff, erfunden 1866, zwar nicht Berge versetzen kann wie der Glaube angeblich, doch diese durchbohrt. Günther Anders, ein deutsch-österreichischer Philosoph, schrieb 1956 von der «prometheischen Scham», bezogen auf die atomare Lage zwar. Was aber egal ist, brandaktuell zudem – viele Probleme unserer Zeit lassen sich zurückführen auf Prometheus' Diebstahl des Feuers.

Womit er zurück in der Gegenwart angekommen war. Bei den «parasitären Fossilenergieproduzenten, die an die Türen der Gesellschaften klopfen, die sie erhalten».

«Die Bodenschatzparasiten exportieren nur Anmassung und Destruktivität.»

Saudi-Arabien und Russland sassen zufällig auf dem Welt-Bodenschatz-Erbe, seien deshalb nicht dessen Besitzer, sondern bloss Verwalter. Er verlangt nach einem System wie dem des Unesco-Weltkulturerbes stattdessen, «denn die Bodenschatzparasiten exportieren nur Anmassung und Destruktivität» (Nigeria gehöre auch noch auf die Liste, ergänzte er). Zum Schluss seiner stündigen Rede ging er auf die gegenwärtig modischen erneuerbaren

Energien ein: Solarenergie sei der Versuch, den irdischen Minderwertigkeitskomplex zu überwinden, indem man die Sonne auf die Erde hole.

Ehrfurcht vor Geisteskultur ist weltweit auf dem Rückzug, stand im erwähnten *New Yorker*-Artikel. Ausser in Deutschland, wo sich Peter Sloterdijks Bücher so gut verkaufen wie Fussballer-Erinnerungen. Mit anderen Worten: Die Hoffnung stirbt zuletzt. Das jüngste seiner rund sechzig Bücher heisst übrigens «Wer noch kein Grau gedacht hat: Eine Farbenlehre», es erschien im Frühjahr.



UNTEN DURCH

Der deutsche Film

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno wollte mit mir ins Kino. Aber es war ein deutscher Film, und ich starre lieber einen Abend lang ein Foto von Kim Jong Un an, als mir einen deutschen Film anzusehen. Ich gehe noch weiter: Selbst wenn mir der nordkoreanische Geheimdienst, während ich Kim Jong Uns Foto anstarre, Bambussplitter unter die Fingernägel treiben würde, würde ich dies einem Kinoabend mit deutschem Film vorziehen. Denn was ist der deutsche Film? Diese Frage könnte man raffiniert und intellektuell anspruchsvoll beantworten.

Man kann es aber auch einfach machen: Stellen wir uns eine amerikanische Filmcrew vor. Und jetzt geht man hin und spritzt dem amerikanischen Regisseur ein hochdosiertes Beruhigungsmittel in sein für kinematografische Kreativität zuständiges Hirnareal. Danach schlägt man den Beleuchter tot und zieht dem Kameramann eine Mülltüte mit zwei winzigen Augenschlitzen über den Kopf. Die amerikanischen Schauspieler tauscht man gegen

Moritz Bleibtreu, Til Schweiger und Veronica Ferres aus, und nachdem man dann auch noch den amerikanischen Drehbuchautor erschossen hat, ist das Ergebnis – voilà: der deutsche Film! Dessen Hauptmerkmal – man ahnt es schon – ist der tote Beleuchter. Deutsche Filme erkennt man immer gleich in der ersten Filmsekunde am einfallenden Licht, also an der Abwesenheit atmosphärischer Ausleuchtung. In Deutschland sagt der kinematografisch betäubte Regisseur zur hübschen Absolventin der Hochschule für Fernsehen und Film München: «Mach mal bei deinem Handy die Taschenlampe an, der Moritz hat da so'n Schatten an der Nase.»

Aber was der Regisseur als Schatten sieht, ist in Wirklichkeit das Phänomen des fehlenden Gesichts. Der deutsche Schauspieler als solches hat kein Gesicht, und der einzige, der eins hat – Christoph Waltz – spielt seit zwanzig Jahren nicht mehr in deutschen Filmen. Der Rest der deutschen Schauspieler-Gilde läuft mit hübschen, aber filmisch nichtssagenden Gesichtern herum, und der tote Beleuchter macht es nicht besser. Vielleicht, wenn der deutsche Kameramann nicht diese Mülltüte mit den winzigen Augenschlitzen über dem Kopf hätte, könnte er aus den Gesichtern von Schweiger, Ferres und so weiter eventuell durch eine kreative Kameraführung ein Körnchen Geheimnis und Innenleben herausholen.

Aber dann wäre ja immer noch der Drehbuchautor tot, wir erinnern uns: Er wurde erschossen. Er existiert in der deutschen Filmproduktion nur sozusagen als offizielle Funktion, und vielleicht ist das sogar eine mögliche Erklärung für den merkwürdig offiziellen Charakter deutscher Filme: Es wird so gefilmt, wie man ein Einfamilienhaus in Böblingen baut. In Böblingen sind nicht geniale Architekten oder Bauleiter mit eigenen Ideen gefragt, sondern gefragt sind Leute, die ihre Funktion gemäss den Vorgaben erfüllen. Dasselbe im deutschen Film: Es wird ordentlich gefilmt, es wird ordentlich geschauspielert, das Material wird ordentlich geschnitten, alles nach Lehrbuch der Hochschule für Fernsehen und Film München.

«Quatsch», sagte Bruno, «es gibt sehr kreative deutsche Filme, zum Beispiel «Tatort». Es ist jedesmal ein anderer Kriminalfall. Und Jan Josef Liefers ist doch grossartig! Er könnte auch in amerikanischen Filmen mitspielen.»

«Ja», sagte ich, «wenn man den Beleuchter totschlägt, dem Kameramann eine Mülltüte ...» «Jetzt hör aber auf», sagte Bruno, «und Brad Pitt hat übrigens auch kein Gesicht!» «Er hat immerhin das von Robert Redford», sagte ich, und das war eine so clevere Antwort, dass Bruno einen Moment lang aussah wie Moritz Bleibtreu, wenn ihn bei einer Liebesszene der Strahl der iPhone-Taschenlampe blendet, die die hübsche Absolventin auf seine Nase richtet.



FRAUEN Gisele Bündchen, Bewundernswerte Julie Burchill

Vor kurzem schrieb ich in der *Weltwoche* zum Thema *trophy wives*: «Es gibt auch das Kollidieren von Trophäen, vor allem wenn eine Diva einen Sportstar heiratet.» Und jetzt lassen sich das Model Gisele Bündchen und der Footballspieler Tom Brady nach dreizehn Jahren Ehe scheiden. Das brasilianische Busenwunder sagte der *Elle*: «Ich habe das Meine getan: Ich bin nach Boston gezogen und habe mich darauf konzentriert, einen Kokon und eine liebevolle Umgebung zu schaffen, in der meine Kinder aufwachsen können, und da zu sein, um ihn und seine Träume zu fördern.» Dem evolutionären Trieb, der diese beiden Beispiele körperlicher Vollkommenheit dazu gebracht hat, sich zusammenzutun und sich fortzupflanzen, wurde Genüge getan. Deshalb wäre es grotesk zu erwarten, dass Bündchen, die mit 42 strahlend schön ist, den Rest ihres Lebens als Football-Mama verbringen soll.

Von 2002 bis 2017 war sie das bestbezahlte Model der Welt. Ihr Vermögen beträgt um die 400 Millionen Dollar, doppelt so viel wie das ihres Ex-Manns. Als Siebzehnjährige wurde sie auf dem Höhepunkt der Ausgemergelten-

Welle von mehr als vierzig Londoner Designern abgelehnt, bis sie zum ersten Mal auf den Laufsteg durfte. Mit neunzehn war sie im selben Jahr gleich dreimal auf dem Cover der *Vogue*, einmal mit dem Titel «Rückkehr der sexy Models». Acht Jahre lang war sie das Aushängeschild von Victoria's Secret, dann liess sie es bleiben mit der Begründung: «Mein Körper sagt mir, ob das, was ich tue, sich lohnt. Und er hat «aufhören» gesagt.»

Diese bewundernswerte Einstellung hat ihr Leben geprägt. Fünf Jahre lang galten sie und Leonardo DiCaprio als schönstes Paar der Welt. In ihren Erinnerungen «Lessons: Mein Weg zu einem sinnerfüllten Leben» schreibt sie: «Wollte nur ich ernsthafte Seelenerforschung betreiben, während er derselbe blieb? Unterm Strich lautete die Antwort auf diese Frage leider: Ja.» Ähnliches gilt wohl für ihre Ehe mit einem Mann, der ihr mit grosser Wahrscheinlichkeit intellektuell nicht gewachsen ist.

Bevor unsere Gisele auf den Plan trat, war die berühmteste Gisele ironischerweise die Titelheldin eines Balletts, die sich als Teenager von ihrer ersten grossen Liebe verraten fühlt, verrückt wird und an gebrochenem Herzen stirbt. Vergleichen wir Gisele Bündchen mit den gegenwärtig angesagten leidenden Frauen wie der traurigen Adele und der verrückten Cara: Sie tut etwas, was sie besonders gut kann – das bestbezahlte Model der Welt, die beste *trophy wife* des Abendlandes sein –, so lange sie Lust dazu hat, und hört danach einfach damit auf. Zweifellos ein besonders gutes Rezept, um öffentlich Erfolg zu haben und privat glücklich zu werden.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

Auf dem Posten

Polizeikommandant: Weiss jemand, wo der Klima-Aktivist hingegangen ist, den wir aus der Untersuchungshaft entliessen?

Polizist: Wieso? Wird er schon wieder gesucht?

Polizeikommandant: Ihr habt ihn doch aus der Untersuchungshaft entlassen, oder?

Polizist: Warum fragst du?

Polizeikommandant: Weil seine Mutter sagt, er sei nicht zum Essen nach Hause gekommen und er habe bis jetzt noch nie ein Essen verpasst.

Polizist: Na ja, wir hatten gestern gedacht, etwas Beschäftigung würde ihm guttun, und teilten ihn zum Tütenkleben ein.

Polizeikommandant: Na und?

Polizist: Er klebte zufrieden Tüten, bis wir ihm die Suppe brachten.

Polizeikommandant: Aha? Und was war dann?

Polizist: Er warf die Suppe gegen die Wand, klebte sich am Boden fest und verlangte, freigelassen zu werden.

Polizeikommandant: Aber davon habt ihr euch ja hoffentlich nicht beeindrucken lassen.

Polizist: Nein, natürlich nicht.

Polizeikommandant: Und?

Polizist: Dann erhielten wir seine Entlassungspapiere.

Polizeikommandant: Und ihr habt ihn hoffentlich auch sofort freigelassen.

Polizist: Wir haben die Zellentür aufgemacht und ihm gesagt, er könne gehen.

Polizeikommandant: Und ist er gegangen?

Polizist: Nein, er klebte ja fest.

Polizeikommandant: Na gut, es gab ein bisschen Ärger bei der Entlassung. Aber das war gestern. Wo ist er jetzt?

Polizist: Er klebt immer noch in der offenen Zelle fest.

Polizeikommandant: Spinnt ihr? Was macht er noch dort?

Polizist: Als ich zuletzt vorbeiging, hat er versucht, die Suppe von der Wand zu lecken.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Londons Privatpalast

«Stark baufällig»: Das teuerste Haus Grossbritanniens steht zum Verkauf.



45 Zimmer: 2–8a Rutland Gate im Stadtteil Knightsbridge.

Mit dem Buckingham Palace kann es 2-8a Rutland Gate nicht aufnehmen. Der Londoner Hauptsitz der Royals steht mit einem geschätzten Wert von knapp viereinhalb Milliarden Pfund ausser Konkurrenz. Der britische *Guardian* schreibt jetzt aber vom «teuersten Haus Grossbritanniens», das zum Verkauf stehe.

Über die Eigentümerschaft von 2-8a Rutland Gate ist man sich in der britischen Hauptstadt indes nicht ganz im Klaren. 2020 kaufte es laut dem Immobilienmakler, der das Geschäft vermittelte, der Hongkonger Unternehmer Cheung Chung-kiu für 205 Millionen Pfund. Jüngst identifizierte die *Financial Times* (FT) jedoch Hui Ka Yan als eigentlichen Eigentümer. Hui Ka Yan, Gründer und Mehrheitsaktionär von Evergrande, dem zweitgrössten Immobilienunternehmen Chinas, verkaufte jetzt, weil seine Firma in der Krise stecke, schreibt die FT. Er habe auch schon zwei Privatjets abgestossen.

Illustre Eigentümer

2-8a Rutland Gate liegt südlich von Kensington Gardens, hat sieben Stöcke, 45 Zimmer, 68 der 116 Fenster bieten freie Sicht auf den Hyde Park, und es sieht eigentlich mehr aus wie ein Wohn-

komplex oder ein Bürogebäude. Das hat damit zu tun, dass die ursprüngliche Bauherrschaft an dieser Adresse vor knapp zweihundert Jahren vier grosse Mehrfamilienhäuser erstellte. In den 1980er Jahren wandelten neue Eigentümer die Liegenschaft dann in einen einzigen riesigen Privatpalast um. Damals gehörte das Haus dem 2005 bei einem Attentat getöteten libanesischen Premierminister Rafiq al-Hariri und ging später als Geschenk an den damaligen saudischen Kronprinzen bin Abdulaziz über.

Wer sind die Interessenten?

Es gibt Pläne, welche die «stark baufällige Immobilie» (*Guardian*) wieder in vollem Glanz erstrahlen lassen sollen. Wie weit die Renovationsarbeiten fortgeschritten sind, weiss die Öffentlichkeit nicht. Experten glauben, dass das Anwesen mit seinen 5760 Quadratmetern Wohnfläche nach dem Umbau bis 500 Millionen Pfund wert sein könnte.

Bei den derzeitigen Interessenten an 2-8a Rutland Gate handle es sich um «königliche Familien aus dem Nahen Osten und superreiche amerikanische Investoren», hiess es in den Medien.

Heinz Karrer

Der ehemalige Spitzenmanager ist in der Wirtschaft immer noch aktiv; in seiner Freizeit trifft man ihn vor allem in den Bergen an.

Weltwoche: Herr Karrer, wie geht es Ihnen?

Heinz Karrer: Vielen Dank der Nachfrage. Ich bin gesund und munter und mir jeden Tag der privilegierten Situation in der Schweiz bewusst.

Weltwoche: Was machen Sie heute? Womit beschäftigen Sie sich hauptsächlich?

Karrer: Ich präsidiere zwei Verwaltungsräte und zwei Stiftungsräte, engagiere mich in weiteren Verwaltungsräten, bin Mitinhaber von ein paar kleineren Unternehmen, unterstütze Menschen aus dem Bekanntenkreis, die auf Arbeitssuche sind, und engagiere mich unter anderem bei einer Fachhochschule im Weiterbildungsbereich. Und seit meinem Rücktritt als Präsident von Economiesuisse bin ich deutlich mehr in den Bergen beim Klettern sowie auf Ski- und Hochtouren unterwegs.

Weltwoche: Welche Gipfel haben Sie diesen Sommer bestiegen?

Karrer: In diesem Frühjahr und Sommer war ich mit einem Freund und Bergführer unter

anderem auf Skitouren im Mont-Blanc-Massiv und klettern im Furka- und Sustengebiet sowie in den Gastlosen.

Weltwoche: Was machen Sie, damit Sie wie er mit über achtzig noch aufs Matterhorn steigen können?

Karrer: Ob ich mit achtzig Jahren noch aufs Matterhorn steigen kann und will, weiss ich nicht. Aber unabhängig davon hoffe ich, noch sehr lange Sport im Familien- und Freundeskreis zu treiben.

Weltwoche: Welches sind für Sie die drei schönsten Berge der Schweiz?

Karrer: Eiger, Mönch und Jungfrau, die ich beruflich bedingt sehr viel sehe und auf Ski- und Bergtouren erlebe, aber auch von zu Hause und unserem Ferienort aus immer und immer wieder bestaunen darf.

Weltwoche: Sie waren Spitzenhandballer; spielen Sie auch heute noch? Wo befinden sich Ihre Trophäen?

Karrer: Ab und zu greife ich nach dem Handball, aber nur noch spasseshalber, und er fühlt sich noch immer unbeschreiblich vertraut an. Ich habe in der Tat noch ein paar Erinnerungen an WM, Olympiade, Meisterschaften und Champions-League-Final, aber alles in einer Kiste im Keller.

Weltwoche: Wollten Sie nie in die Politik?

Karrer: Nein, ich war auch nie Mitglied in einer Partei. Der Hauptgrund war meistens die nicht verfügbare Zeit aus privaten und beruflichen Gründen. Ich habe mich jedoch viele Jahre unter anderem wirtschafts- und bildungspolitisch engagiert und tue das noch heute.

Weltwoche: Wie schwerwiegend ist die Energiekrise in unserem Land?

Karrer: Die Krise ist kurzfristig schwerwiegend genug und mittelfristig eine grosse Herausforderung. Die Mangellage bei Gas und Strom ist offensichtlich. Beim Strom kommt hinzu, dass die Mangellage insbesondere von den Temperaturen im Januar und Februar und den verfügbaren Kraftwerkskapazitäten in Frankreich in diesen Monaten abhängt. Der zu wenig verfügbare Strom im Winterhalbjahr ist aber keine neue Erkenntnis. Diese Situation hat sich schon lange abgezeichnet.

Weltwoche: Wie soll man sie am besten bekämpfen?

Karrer: Den theoretischen Möglichkeiten stehen wie so oft die machbaren gegenüber, wie wir gerade jetzt beim Dilemma neue Kraftwerke versus Umweltschutz sehen. Die öffentliche Diskussion darüber überlasse ich aber den Politikerinnen und Politikern und den Interessengruppen.

Weltwoche: Zum Schluss haben Sie noch drei Wünsche offen.

Karrer: Von April bis August hatten wir eine ukrainische Gastfamilie bei uns zu Hause, und seit Ende August haben wir einen ukrainischen Pflegesohn in der Familie. Wir wünschen uns alle ein rasches Ende des Angriffskrieges auf die Ukraine. Und wer würde sich nicht auch vor allem Glück und Gesundheit für die eigene Familie wünschen?

André Häfliger



«Privilegierte Situation»: Karrer, als Handballer in den 80ern und heute.

Der Winterthurer Heinz Karrer, Jahrgang 1959, arbeitete als Manager unter anderem bei Ringier, Swisscom und Axpo. Zuletzt präsiidierte er den Wirtschaftsverband Economiesuisse. Er spielte 53-mal für die Schweizer Handballnationalmannschaft und ist dreifacher Vater.



Ein noch immer gültiger Massstab

Casa Ferlin, Stampfenbachstrasse 38,
8006 Zürich, Tel. 044 362 35 09

Das Restaurant «Casa Ferlin» an der Stampfenbachstrasse in Zürich wird seit Jahren von der gleichen Familie geführt. Gepflegt wird traditionelle italienische Küche – und das auf einem hohen Niveau. Mit einzelnen Gerichten und vor allem mit seinen Ravioli setzt das Haus gewissermassen den Massstab, den es zu erreichen gilt, wenn man in der obersten Liga der italienischen Restaurants vorne mitspielen will. Dieser Massstab ist immer noch sehr hoch: eine ständige Herausforderung für die Mitbewerber. Das Rezept für die Ravioli-Füllung und die sie umgebende Pasta hat man uns schon anlässlich des 100-Jahr-Jubiläums 2007 geschenkt – und heute ist es im Internet abrufbereit. Aber auch wenn das Rezept nun kein Geheimnis mehr ist: Was



seit 1907 hier Tag für Tag zubereitet wird, ist auch mit Anleitung nicht so einfach zu kopieren! Wir waren bei vielen Besuchen nur einmal der Auffassung, die Ravioli hätten ihre optimale Tagesform nicht erreicht; unsere Versuche indes erreichten das Vorbild kaum einmal.

Die Familie Ferlin mit Wurzeln im Veneto übernahm 1907 das Restaurant «Zum Löwen» an der Stampfenbachstrasse, und die Familie bezog später im ersten Stock des Hauses auch eine Wohnung. Das Restaurant wurde

zur «Chiantiquelle», und nach einem Neubau 1954 entstand die «Casa Ferlin». Sie wurde bald nicht nur wegen ihrer Speisen und der Weine bekannt, sondern auch durch Menotti Ferlin: Als ausgebildeter Konzertpianist liess er es sich nicht nehmen, auf der Hammondorgel die Gäste zu unterhalten. Kultstatus haben hier nicht nur die Ravioli, sondern auch das Filetto di vitello al limone, der Ossobucco con piselli, die Rognoni alla fiamma, das Filetto Gaspare und last, but not least der Zabaione.

Das Lokal ist auch geprägt von den fünfziger Jahren, und man hat es so liebgewonnen, dass man auch das nicht missen möchte. Die Lärmbelastung ist wegen der engen Tischfolge recht gross. Aber es gibt gute Neuigkeiten: Wie uns Franz Ferlin verraten hat, wird das im kommenden Jahr besser, da man ein angrenzendes Ladengeschäft übernehmen kann und damit etwas mehr Raum zur Verfügung steht.

WEIN/PETER RÜEDI

Pflück den Lambrusco

Bergianti Stiolo Rosso. Lambrusco
dell'Emilia 2021. 12%. REB Wein, Zürich.
Fr. 27.–. www.rebwein.ch

Essen und trinken wie Gott in Frankreich, heisst es. Allerdings: Wenn sich Gott mal erholen will von den Anstrengungen der höheren Gastronomie, wenn er mal ohne Rücksicht auf önologische Exegesen einfach mit einem erfreulichen Glas seinen Durst löschen (oder mit ein paar zusätzlichen eins über den Durst trinken) will, dann macht Gott Ferien in der Emilia-Romagna, der Heimat des Parmigiano Reggiano, des Parma-Schinkens und des Aceto balsamico. Blasphemie? Nicht mehr, als was im Restaurant «Aquila Romana» in Noceto bei Parma an prominenter Stelle an der Wand als lokale Dreifaltigkeit zu besichtigen ist: Gesù Cristo (immerhin an erster Stelle), Giuseppe Verdi und *il suino*, das Schwein, von welchem das Lokal acht verschiedene Prosciutto-Varianten anbietet.

Was fehlt, liefert die Weinkarte nach: zahlreiche Etiketten von Lambrusco, dem kühl, aber nicht eiskalt zu trinkenden



roten Schäumer, der im seriösen Schweizer Handel allenfalls, sehr gelegentlich und unter seinem wahren Wert als «Sommerwein» empfohlen wird. Sein desaströses Image, das er jahrelangen Billigimporten von süssen Industriesäften verdankt, verdient die neue Generation der *terre à terre*, oft biologisch, manchmal gar biodynamisch produzierten, ihrem Ursprung verhafteten neuen Lambruschi längst nicht mehr. Sie sind, ungeachtet der DOC-Zonen, aus denen sie stammen (Lambrusco di Sorbara, Lambrusco Grasparossa di Castelvetro, Lambrusco salamino di Santa Croce, Lambrusco Reggiano), in der Regel kräftige, solid säuregestützte Weine, oft mit Ecken und Kanten und manchmal auch nicht ohne eine gewisse Komplexität, aber sozusagen immer mit grosser Frucht-

frische. Das ist, vom ruinierten Renommee abgesehen, ein weiterer Grund für die sehr diskrete Präsenz des Lambrusco im Schweizer Weinhandel: Er verlangt einigen Mut von seinem Importeur, ist er doch ein Wein, der schnell getrunken sein will. Zumal wenn er *à l'ancienne* und ohne keller-technische Überlebensstrategien gemacht wird. Das Gegenteil eines *vin à garder*, von dem Restanzen allenfalls noch in ein paar Jahren abzusetzen wären. Anders als bei der industriellen Tankgärung arbeiten die Kelterer des neuen Lambrusco oft in kleinen, artisanalen Verhältnissen mit der Methode des *rifermentato*, einer zweiten, durch den Zusatz von Traubensaft in Gang gesetzten Gärung in der Flasche.

Was nicht heisst, der Stiolo Rosso, den Gianluca Bergianti in seinem biodynamischen Betrieb TerreVive macht, sei nicht ganz trocken. Kirschen, Zwetschgen, schwarze Oliven fallen uns mit dem Importeur und Lambrusco-Promotor Roger Baumann in der Nase auf, neben einigen Waldbodennoten am Gaumen. Kein Wein für übermorgen. Carpe diem. Pflück den Lambrusco.

Neuer König

Nichts bewegt einen wie der Range Rover: Der britische Klassiker ist ausserdem das schönste Auto des Jahres.



Wenn auf Knopfdruck die vier Türgriffe ausfahren und ein Logo auf den Untergrund projiziert wird, ist das durchaus mehr als bloss ein Symbol für technische Spielerei. Ausfahrbare Türgriffe gibt es auch bei Mercedes oder Tesla, dort werden sie zur Optimierung der Luftströme eingesetzt. Beim neuen Range Rover hingegen geht es vielmehr um die Konsequenz einer Design-Philosophie. Der Begriff *seamless*, also nahtlos, wird im Zusammenhang mit der Linienführung von Autos gerne verwendet, nur selten wurde dieses Gestaltungsprinzip aber so ästhetisch und stringent umgesetzt wie beim neuen König der SUVs aus England.

Allein die Art, wie etwa die Rückleuchten vollständig in die sanften Linien der Karosserie integriert sind, ist ziemlich einmalig, und insgesamt ist mir dieses Jahr kein schöneres Auto begegnet als der neue Range Rover. Das nahtlose Design ist zudem auch Ausdruck eines kompromisslosen Verständnisses von Luxus. Im Innern des Autos gibt es keine Stelle, deren Materialisierung oder handwerkliche Qualität nicht aussergewöhnlich ist. Von der Art, wie der Kofferraum mit weichem Teppich ausgeschlagen ist, bis zu den Sesseln, welche mit anschmiegsamem Leder bezogen sind, das sich bis ganz nach unten über die Sitzkonsole zieht – dorthin, wo selbst bei der Premium-Konkurrenz im vergleichbaren Preissegment gerne mal Hautplastik zu ertasten ist.

Mit der neuen Modellgeneration ist der Range Rover noch etwas grösser geworden, was allenfalls beim Manövrieren auffällt, sich aber

sonst bloss in einem angenehmen Zugewinn an Raum äussert. Nach wie vor bewegt einen nichts wie das Urmodell der SUVs: Die elektronisch gesteuerte Luftfederung trägt die Insassen sanft über die Strasse, als würde man sich nicht auf Asphalt, sondern auf ruhiger See vorwärtsbewegen. Luxuriös sind beim Range Rover nicht nur die Ausstattung, die Materialqualität und die Form, sondern natürlich auch die Art des Fahrens. Mit den Mitteln moderner Fahrwerkstechnik wie Allradlenkung und elektronischem Sperrdifferential wird eine spektakuläre Mühelosigkeit der Vorwärtsbewegung erreicht.

Souveräne Laufruhe

Das Angebot an Motorisierungen für den neuen Range Rover ist umfangreich, es reicht vom V8-Motor mit 4,4 Litern Hubraum über Plug-in-Hybrid-Varianten bis zum eher sachlichen, aber sinnvollen 6-Zylinder-Turbodiesel mit Mildhybridtechnik, der mit 8,4 Litern Durchschnittsverbrauch im Test und souveräner Laufruhe angenehm diskret arbeitet. Das passt perfekt zu diesem Auto, dessen unwiderstehliche Eleganz unvergleichlich bleibt.

Range Rover HSE D350

Motor/Antrieb: 6-Zylinder-Turbodiesel, Automatik, Allradantrieb; Hubraum: 2997 ccm; Leistung: 350 PS (258 kW); max. Drehmoment: 700 Nm/1500 U/min; Beschleunigung (0–100 km/h): 6,1 sec; Höchstgeschwindigkeit: 234 km/h; Verbrauch (WLTP): 7,8 l/100 km; Preis: Fr. 163 900.–; Testwagen: Fr. 179 520.–



OBJEKT DER WOCHE

Turbolader für die Füsse

Moonwalkers
Ca. 1300 Dollar

Auf der Crowdfunding-Plattform Kickstarter erreichte das Projekt «Moonwalkers – the world's fastest shoes» den angepeilten Betrag von 90 000 Dollar in Windeseile. Hinter dem Unternehmen steht Xunjie Zhang, der am Robotics Institute in Pittsburgh mit einem Team seit fünf Jahren an einem Wunderschuh herumtüftelt. «Weiterzukommen und schneller zu werden, gehört zur DNS des Menschen», sagt Zhang im Video, das den Moonwalker anpreist, «wir gehen aber noch immer genau gleich wie vor sechs Millionen Jahren – langsam.»

Die Geschwindigkeit für Fussgänger zu erhöhen, ohne dabei auf ein Velo oder einen Scooter angewiesen zu sein – das war Zhangs Grundidee. Das Fortbewegen mit den Moonwalkers müsse nicht geübt werden: «Balancieren ist nicht nötig», verspricht Zhang. Der Schuh hat zehn kleine Rollen und einen akkubetriebenen Motor, der sich mit einem USB-Kabel aufladen lässt. Zhangs Firma Shift Robotics testete neun Prototypen, jetzt habe man die Marktreife erreicht. Man rollt, Pardon, geht mit dem Schuh bis zu zweieinhalbmal schneller als ein herkömmlicher Fussgänger. Auch auf schrofferen Bodenbelägen sei die Fortbewegung kein Problem; Treppen erklimmt man im speziellen Modus, der die Rädchen blockiert. Schneller steigt man dann allerdings nicht hinauf.

Die Siebenmeilenstiefel fürs digitale Zeitalter sollen ab nächstem Frühjahr für ungefähr 1300 Dollar erhältlich sein.

Benjamin Bögli



Seine Marke: Chopfab-Gründer Jörg Schönberg, Artistin Dacil Koller.



Entertainerin Monika Kaelin, *Neffe* Silvio Betschart, *Volksmusik-Ikone* Sepp Trütsch.



Elegant: Ex-Miss Alina Buchschacher und ihr Verlobter Fabien Papini.



Gut gepflegt: Daniela Do Espirito Santo Silva, Tabea Vanessa Siegrist.



In bester Stimmung: DJ Da-Nos, Ex-Skirennfahrerin Brigitte Oertli, Schlangenkünstlerin Nina Burri, Freund Marco Desimoni.

BEI DEN LEUTEN

Show der Sinne

So schön kann Unterhaltung sein: Der sexy Zirkus Ohlala lud in Kloten zum grossen Galaabend.

André Häfliger

Die neue Show von Gregory Knie und seinem rund hundertköpfigen Team heisst «Rising Phoenix» und läuft bis am 13. November. «Aus der Asche erhebt sich unsere Show. Und mit ihr eine frische, starke Liebesglut», sagte Knie. Der Sohn von Künstler Rolf Knie (Weihnachtszirkus Salto ab 23. November) weiter: «Sie ist stark genug, um ein heisses Liebesfeuer zu entfachen. Es erwacht eine neue, nie zuvor dagewesene explosive, erregende und prickelnde Seelenverwandtschaft.»

Genau das erlebt der tüchtige Zirkuschef im Moment ganz privat. Am Galaabend war nämlich eine neue Frau an seiner Seite: Céline Victor, erfolgreiche Beauty-Unternehmerin aus dem österreichischen Linz. Längere Zeit war sie in Los Angeles tätig, Kim Kardashian und Lady Gaga zählten zu ihren Kundinnen. Dann zog es Céline in ihre Wahlheimat, auf die Insel Mallorca. Rolf Knie hat dort seit Jahrzehnten ein herrliches Anwesen. Diesen Frühling dann die einzigartige Liebesgeschichte: Ausgerechnet Nadja Gasser vom Konkurrenz-zirkus Conelli in Zürich (18. November bis 31. Dezember) stellte ihre Freundin Céline Gregory auf der Traum-

insel vor. «Es war Liebe auf den ersten Blick», sagt der Vertreter der siebten Knie-Generation.

Und jetzt sind sie hier, bis über beide Ohren verliebt. «Ich liebe diesen Zirkus», schwärmt Viktor. «Ich bewundere Gregory, wie er das alles managt und so nett ist zu seinem Team.» Knie hat sein Unternehmen übrigens optimiert: Statt in Dübendorf findet Ohlala jetzt wie die Weihnachtsshow Salto seines Vaters Rolf in der Zeltanlage beim Flughafen Kloten statt. Dadurch konnten Zehntausende Franken eingespart werden. «Ein sehr kluger Schachzug», attestierte der pensionierte Luzerner Zirkuspfarrer Ernst Heller (der mit der Klarinette Frieda). Bei seinem Nachfolger Adrian Bolzern ging auch alles sehr schnell: Er hat sich kürzlich ebenfalls verliebt, hat schon geheiratet und wird zum ersten Mal Papi – Glückwunsch!

Alle tanzten wild in die Nacht hinein. Chopfab-Gründer Jörg Schönberg genehmigte sich gegen ein Uhr morgens zusammen mit dem Walliser Hotelier Art Furrer sowie TV-Mann Salar Bahrampoori ein Bierchen. Und sie zogen unisono Bilanz: «Ohlala nicht zu sehen, ist, wie in Paris nicht auf den Eiffelturm zu gehen.»



Verliebt: Ohlala-Veranstalter Gregory Knie mit seiner Freundin Céline Victor.



Begeistert: Eislauf-Idol Denise Biellmann (2. v. l.) mit Partner Colin Dawson (l.), Country-Star Suzanne Klee, Eventmanager Reto Hanselmann.



Unter den Gästen: TV-Mann Salar Bahrampoori, Freundin Barbara Ruijs.



Zirkuspfarrer: Ernst Heller und sein Nachfolger, Bald-Papa Adrian Bolzern.



Mittendrin: Unternehmer und Ex-Botschafter Thomas Borer, Partnerin Sibylle Oetiker.



Zirkus-Fans: Bankier Ronald Sauser, Partnerin Silvia Affolter, Musiker Pino Gasparini von der Pepe Lienhard Band.



In Klotten: Ex-Skistar Conradin Cathomen, Partnerin Isabelle Schleiss.

Affektive Nicht-Information

Heute, 09:37

Ich kann gerade nicht sprechen.

Ja, und jetzt?

Die Vervielfachung der Kommunikationsströme hat die Kulturtechnik der Ambivalenz nicht begünstigt. Sie ist das Wesen der Zivilisiertheit, denn diese ist aus der Idee der «weissen Lüge» strukturiert. Man weiss etwa, dass es nicht wahr ist, wenn jemand sich erhebt, um «mal die Hände zu waschen». Aber man weiss auch, dass man gerade von der Konfrontation mit den biologischen Bedürfnissen

des anderen verschont wird. Die Information ist also unwahr in Bezug auf ihren Inhalt, aber wahrhaftig, was die soziale Beziehung betrifft. Die Technologie schafft neue Konventionen, wie wir interagieren. Telefoniert man heute ins Leere, kommt öfters eine Textnachricht zurück: «Ich kann gerade nicht sprechen.» Davon geht man aus, es ging ja keiner ran. Einigermassen sinnlos scheint es auch, weil der erfolg-

lose Versuch auf dem empfangenden Gerät angezeigt ist. Was soll gesagt werden mit dieser Non-Information? Liegt ihr etwa ein verschämter Affekt zugrunde, weil man als angerufene Person beim «Händewaschen» oder beim Scrollen auf Instagram gestört wurde?

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

*Liebe Dania, ich habe eine sehr zeit- und kräfte-
raubende Führungsposition, an Sex ist fast
nicht mehr zu denken. Wie machen das andere
Manager, was sind Ihre Erfahrungen?*

B. T., Rapperswil

Was tun, wenn man vom Job fast aufgefressen wird und ausser der Arbeit überhaupt kein Land mehr sieht? Ja, das ist eine schwierige Situation. Vor allem in Führungspositionen wiegt die Verantwortung schwer, und die Arbeit nimmt oft einen sehr hohen Stellenwert ein und beansprucht damit viel Zeit. Zeit, die dann für andere Dinge fehlt. Für die Arbeit werden viele Dinge aufgegeben, der Sport, eine ausgewogene Ernährung, die Pflege von Freundschaften oder eben die eigene Beziehung und Sexualität.

Irgendwann kommt der Punkt, an dem wir Bilanz ziehen und uns neu entscheiden



dürfen. Du darfst dich fragen, nach welchen Werten du dein Leben gestalten magst und was dir wichtig ist. Welchen Stellenwert für dich der Job und die Karriere haben und welche anderen Dinge für dich zu einem glücklichen, erfüllten Leben auch dazugehören.

Es ist immer eine Entscheidung, für was wir uns Zeit nehmen und wie wir unsere Zeit füllen wollen. Wenn es dir wichtig ist, Sex zu haben, darfst du dir die Zeit hierfür auch nehmen. Die meisten Menschen erwarten, dass die

Lust sie spontan überkommt und sie diesem Impuls dann nachgehen. Für andere ist Sex ein Ventil, um in stressigen Zeiten zu entspannen und abzuschalten. Wie auch immer es für dich ist: Sexualität braucht immer einen Raum, in dem sie sich entfalten kann.

Wenn du spürst, dass sie für dich nur stattfinden kann, wenn du entspannt bist und dein Kopf leer ist, gilt es, diese Bedingungen zu schaffen. Das bedeutet, dir Zeit für Sexualität einzuplanen und zu erkennen, dass sie auch eine wertvolle Ressource ist. Etwas, das dich entspannt und nährt, weil es dich in deinen Körper bringt und die Verbindung zu deinem Partner oder deiner Partnerin stärkt.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Bruno Grande

Gemeinsam mit seiner Ehefrau Valérie hat er die Schweizer Männermarke Ka/Noa erschaffen. Und damit einen wohltuenden Kontrast zum Bling-Bling der Fashion-Industrie.

In den fünf Ka/Noa-Boutiquen geht es familiär zu und her. Nicht selten stehen Designer Bruno Grande oder seine Frau Valérie in den Shops und beraten die Kunden. Eine Art *family affair*: Der Name steht für die Vornamen der Kinder des Ehepaars, Kaia und Noah. Früher war Grande erfolgreich in verschiedenen Führungspositionen im Luxusbereich tätig und hatte schon damals ein ausgeprägtes Mode-Flair. Irgendwann entschied er sich, seine eigenen Kleider zu gestalten – ein Ansinnen, das er von seinem Vater, einem Schneider aus Passion, geerbt hat.

Wir treffen den früheren Industriedesigner, der sich heute grösstenteils seinem Modegeschäft widmet, in seiner Boutique am Zürcher Rennweg, einem von fünf Läden in der Schweiz. «So gesehen sind wir ein Schweizer Brand, auch wenn die Kleidung zu hundert Prozent in Italien hergestellt wird.» Beim Treffen gibt es, wie es sich für ein italienisch inspiriertes Unternehmen gehört, einen Espresso. Gekleidet ist der grossgewachsene Unternehmer in die diskreten Farbtöne seines Hauses: Pastell, Grau, Schwarz, Weiss, gedeckte Farben. «Die Philosophie von Ka/Noa ist, dass in unserer Kollektion alles zu allem passen soll.» Als Vielreisender habe er das Bedürfnis gehabt, seinen eigenen Koffer innerhalb von fünf Minuten zu packen.

Höchste Standards

Ausserdem entspricht der diskrete Auftritt seinem persönlichen Stil. «Ich bin selber kein schreiender Charakter – und am Anfang meines Unternehmens stand die Idee, Mode für mich selbst zu machen.» Der Aufwand in der Koordination mit den Textilfabrikanten und Schneidern war allerdings beträchtlich. «Meine Freunde fragten mich bald: «Warum verkaufst du deine Kreationen nicht?»»

Das Geschäft begann mit einem Kleiderständer in Grandes Lausanner Büro. Daraus ergab sich im September 2017 die erste Boutique in Lausanne. Bald darauf in Crans-Montana: «Ich merkte, dass die Leute im Winter in den Bergen sind. Mir wurde ein kleines Verkaufslokal angeboten, und ich griff zu.» Was als temporärer Shop gedacht war, bewährte sich der-



Made in Italy: Unternehmer Grande.

art, dass es zur permanenten Präsenz wurde. «In der Stadt und unter der Woche sind die Kunden dauernd im Stress. Wir kommen gar nicht richtig dazu, unser Konzept zu erklären.» Das sei in den Bergen während der Ferien anders.

Und zu erklären gibt es bei Ka/Noa vieles. Grande führt uns durch das Reich seiner Kreationen. Die Designs zeichnen sich durch ein Maximum an Individualität aus, gefertigt in Kleinstserien. Bis hinunter zu den Garnen ist alles *made in Italy* – anders als bei vielen Modeproduzenten, bei denen dieses Versprechen nicht vollständig eingelöst wird. Die Textilien – Kaschmir, feinste Wolle, Alpaka – bezieht Grande von einigen der

klingendsten Namen der Industrie: Loro Piana, Visconti di Modrone, Cariaggi, Tallia di Delfino . . . Verarbeitet werden sie von Manufakturen, die sich höchsten handwerklichen und ökologischen Standards verpflichten.

Liebevoll wendet Grande einen Blazer von innen nach aussen, zeigt auf die filigranen Nähte und Details des Innenfutters. «Bei uns zahlt man nicht für eine Marke, sondern für den Rohstoff und die Handarbeit.» Womit wir wieder beim Thema des diskreten Auftritts wären: «Wer unsere Kleider kauft, will damit nicht angeben. Aber er weiss genau, was er hat.»

Florian Schwab

Ihr Aufschlag ist sackstark

Die beste Schweizer Tennisspielerin, Martina Hingis, glaubt an das Potenzial von Julia Stusek. Wir haben die vierzehnjährige Deutsche beim Training in der Schweiz – ihrer zweiten Heimat – getroffen.

André Häfliger

Julia Stusek, geboren am 30. Juni 2008 im südhessischen Usingen, stammt aus einer Tennisfamilie, hat tschechische Wurzeln und beste Verbindungen in die Schweiz – zur ehemaligen Nummer eins der Weltrangliste, Martina Hingis, und deren Mutter Melanie Molitor. «Meine Eltern spielen beide Tennis, und meine Mama war selbst aktiv auf der Tour unterwegs. Melanie ist mein Coach, und Martina ist häufig bei meinen Trainings dabei. Das ist eine grossartige Sache», erzählt Stusek, die inzwischen auch in der Schweiz, in Wangen an der Aare im Oberaargau, wohnhaft ist. «Die beiden sind einzigartig gut. Mit ihnen zu arbeiten, ist für mich eine grosse Ehre. Ich habe viel Spass und lerne sehr viel.»

Die Mutter, Petra Stuskova aus dem tschechischen Prostějov, und ihr Vater Tomas Stusek sind für Julia auch im Sport besonders wichtige Bezugspersonen. Sie trainiert praktisch täglich bis zu drei Stunden, oft auch im Tenniscenter ihres Vaters in Trimbach bei Olten. «Meine Mutter oder mein Vater sind bei jedem Training dabei. Sie begleiten mich auch an die Turniere. Sie sind wundervolle Menschen», schwärmt Stusek. Im Training würden sie meistens auch mitspielen: «Und zwar sehr gut. Das macht immer grosse Freude.» Kein Wunder, dass sie von ihnen derart viele Tennis-Gene in die Wiege gelegt bekommen habe. Zusammen mit Molitor und Hingis habe sie das «beste Tennis-Quartett» an ihrer Seite. In Stuseks Umfeld dominiert auch sonst der weisse Sport. Praktisch alle ihre Freundinnen und Freunde spielen Tennis: «Wir sind sehr oft zusammen und ergänzen uns bestens.»

Gipfeltreffen in Wollerau

Sagt es und packt ihre sieben Sachen in der Halle des Tennisklubs Ried Wollerau, auch «Melanie Molitor Hall» genannt, zusammen. Draussen scheint die Sonne – und oben spielt Superstar Roger Federer, der beste Schweizer Botschafter der Welt, gerade mit seinen zwei Zwillingspaaren Charlene und Myla, 12, und Leo und Lenny, 7. «Welch schöne Überraschung», sagt Stusek und strahlt übers ganze Gesicht. Kaum zu glauben, aber wahr: Im schö-



«Sie ist ein Ausnahmetalent»: Sportidol Hingis.

Martina Hingis, 42, ist die erfolgreichste Schweizer Tennisspielerin, war 209 Wochen lang die Weltnummer eins und gewann im Einzel und Doppel insgesamt 25 Grand-Slam-Turniere. Über Julia Stusek sagt sie: «Als Julia vor acht Jahren bei uns zu trainieren begann, merkte ich bald, dass sie ein Ausnahmetalent ist. Ihr Aufschlag ist sackstark, ihre Returns meistens unwiderstehlich. Sie zeigt an Turnieren viel Kampfgeist, ist immer fokussiert und sehr konzentriert. Sie ist etwas klein, was sie aber mit spielerischem Tennis wettmacht. Tennis ist Julias Welt.»

nen kleinen Wollerau sind gerade 45 Grand-Slam-Titel vereinigt. 25 von Hingis im Einzel und Doppel, zwanzig von Federer.

Auch Stusek hat schon einige schöne Erfolge feiern können. Bei den internationalen Nachwuchsveranstaltungen in Baden und Leimen in Deutschland gewann die Nummer 177 der Juniorinnen-Weltrangliste erste Turniere. Vorläufiger Höhepunkt war ihr Sieg bei Les Petits As, dem wohl wichtigsten internationalen Turnier in der Altersstufe U-14. In dessen Sieger-

liste haben sich bereits Spielerinnen vom Kaliber einer Kim Clijsters, Bianca Andreescu und Dinaara Safina eingetragen. Überhaupt ist die 14-Jährige nach Heike Rusch und Anke Huber erst die dritte Deutsche, die im französischen Tarbes den Titel erringen konnte. «Diese Erfahrung hat mir sehr geholfen, da viele Zuschauer meine Matches verfolgt haben», sagt Stusek und weiss, dass es in Zukunft auch noch einige mehr sein können, die bei ihren Partien mitfiebern werden.

Morgens Schule, nachmittags Training

In der Schweiz fühlt sich das junge Tennistalent sehr wohl: «Es ist ein wunderbares Land. Alles ist so sauber, so gut organisiert. Und überall sind die Leute nett. Von den fantastischen Landschaften gar nicht zu sprechen. Die Schweiz ist meine zweite Heimat geworden.» In ihrer Freizeit ist ebenfalls Sport angesagt: Sie wandert gern, fährt Inlineskates und Ski, schwimmt, macht Yoga – alles meistens einmal pro Woche. Auf die Ernährung müsse sie noch nicht achten, sagt sie. Das Gute sei, dass man ja grundsätzlich mehr auf eine gesunde Ernährung schaue als noch vor fünfzig Jahren. Hat sie ein Vorbild? Stusek zögert keine Sekunde: «Natürlich Martina. Ich spiele oft mit ihr, kann sehr viel von ihr lernen – was für ein Glück!» Angst, wegen des enormen Engagements im Sport ihre Jugend zu verpassen, hat sie nicht: «Meine Kolleginnen und Kollegen haben ja die gleiche Leidenschaft, das verbindet uns.»

Stusek absolviert eine Sportschule: «Einmal in der Woche bin ich im Klassenzimmer, der Rest geschieht im Internet.» Morgens sei Unterricht, am Nachmittag Training angesagt. Tennis und Schule zu vereinen, sei aber eine grosse Herausforderung: «Es gelingt mir bisher recht gut.» Nach ihren Zielen gefragt, antwortet die Nachwuchshoffnung: «Wichtig ist es, nicht abzuheben, fokussiert zu bleiben und einfach besser zu werden.» Auf ihre nächsten Turniere freut sie sich schon. «Ich werde natürlich weiterhin versuchen, mein Bestes zu geben.» Denn sie hat einen grossen Traum: «Einmal mein Lieblingsturnier Wimbledon gewinnen.» Genau wie Martina Hingis.



«Grossartige Sache»: Tennishoffnung Stusek.

Weltwoche Nr. 45.22

Bild: André Häfiger für die Weltwoche

Carlos Leal, Schauspieler

Der Star aus der Romandie hätte gerne das Talent zum Unternehmer, und am meisten geprägt hat ihn der Sänger Jacques Brel. Seitensprünge verzeiht er auf jeden Fall.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Carlos Leal: Derjenige, der nicht im Rampenlicht arbeitet, versucht zu überleben und mit Bescheidenheit durchs Leben geht.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Leal: Am Penis, Glied, Phallus, *weenie, cock*, Schwanz, *schlong*, Pimmel ... gut genug?

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Leal: Schauen Sie weiter hinten bei der Frage, ob ich Drogen nehme, nach.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Leal: Als Künstler kann sich das Gehalt von Jahr zu Jahr drastisch ändern, aber mir geht es gut.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

Leal: Ihre Unabhängigkeit.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Leal: Vor mir selbst, vor der Zukunft, vor dem Verschwinden in den Augen meines Publikums, vor möglichen Krankheiten meiner Kinder.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Leal: Ich bin ein Weinender, weil ich meinen Gefühlen erlaube, in mir zu existieren und sich zu manifestieren. Das ist der einzige Weg für mich, psychisch gesund zu bleiben. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich gestern oder vor zwei Tagen das letzte Mal geweint habe.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Leal: Keine Ahnung. Ich wohne zu weit weg, um eine Meinung dazu zu haben.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Leal: Ich bin ein spiritueller Mensch und glaube daher an eine starke und mächtige Präsenz um uns herum. Ich glaube nicht an Religionen, sie sind die menschliche Interpretation des Göttlichen und eine Ausrede, um so zu tun, als hätten einige Menschen recht und andere nicht.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Leal: Ich wähle auf jeden Fall eine auf der linken Seite.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Leal: Ich war vierzehn Jahre alt.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Leal: Ich lebe in Los Angeles und denke manchmal, ich sollte bewaffnet sein.



«Du sollst dich nicht fürchten»: Leal, 53.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Leal: Von meinen Problemen und Sex. Aber nie beides gleichzeitig!

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Leal: Meine Füße, ich bin kein grosser Fan von meinen Füßen.

Weltwoche: Mit welcher bekannten Frau möchten Sie einen schönen Herbstabend verbringen?

Leal: Mit Maylis de Kerangal. Sie ist eine berühmte französische Autorin und eine meiner Lieblingsautorinnen.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Leal: Ja. Aber nicht mehr zum Vergnügen, sondern um mich als Mensch zu verbessern. Microdosing mit Psilocybin oder Ayahuasca-Reisen. Ich betrachte sie nicht als Drogen, sondern als Heilpflanzen, die mir helfen, zu wissen, wer ich bin und wohin ich im Leben gehe. Wir sollten sie alle einnehmen.

Weltwoche: Mit welcher Figur aus der Geschichte, der Literatur oder des Films können Sie sich am meisten identifizieren?

Leal: Mit einer Figur namens Witt in dem Film «The Thin Red Line» des unglaublichen Regisseurs Terrence Malick.

Weltwoche: Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

Leal: Du sollst dich nicht fürchten. Furcht ist der kleine Tod.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Leal: Auf jeden Fall ... und sogar noch mehr als das. Meine Frau und ich sind ein modernes Paar.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganer?

Leal: Weil ich ein egoistischer Mann aus dem vergangenen Jahrtausend bin.

Weltwoche: Wer ist Ihr Vorbild?

Leal: Da gibt es einige, aber ich kann mich nicht zurückhalten, in ein Klischee zu verfallen und Nelson Mandela zu nennen.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Leal: Keine Autos mehr, nur noch Fahrräder, Motorroller und öffentliche Verkehrsmittel, eine totale Utopie in Los Angeles.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

Leal: Das Talent zum Unternehmer.

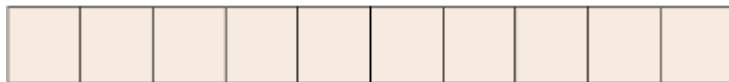
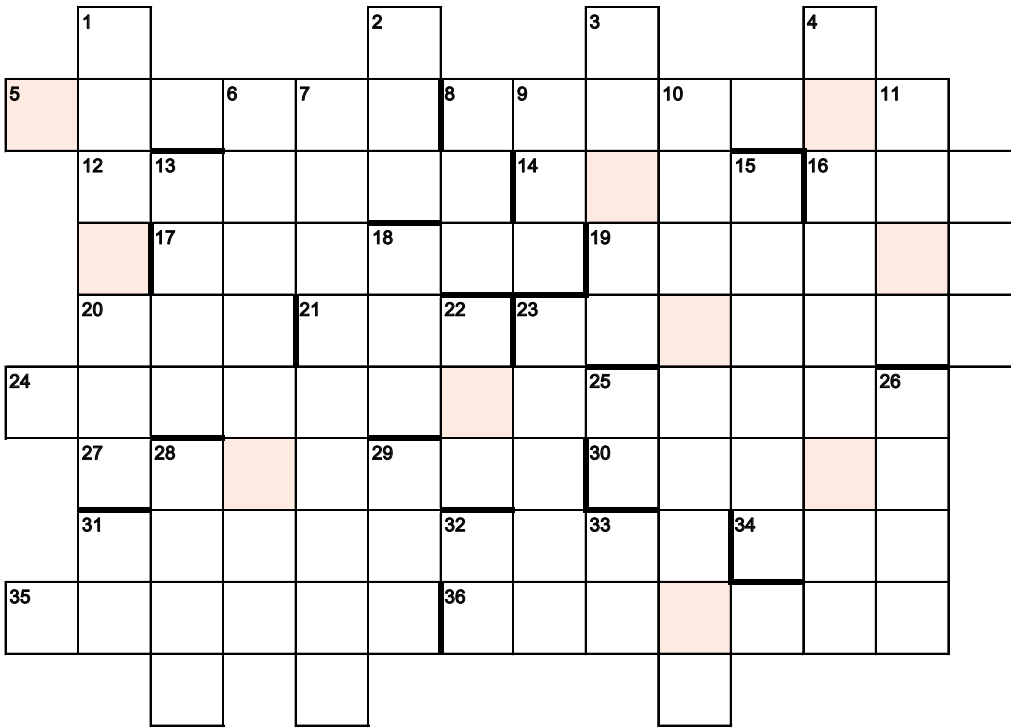
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Leal: Jacques Brel.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Leal: Wenn ich ganz präsent bin: beim Schauspielern, Singen, Spielen mit meinen Kindern, Fotografieren, Sex haben. Das sind die Momente, in denen mein Gehirn nicht zu analytisch ist und mir deshalb Raum gibt, mich frei zu fühlen.

Carlos Leal ist derzeit in der RTS-Serie «La Vie Devant» (Das pralle Leben) zu sehen (abrufbar auf Play Suisse).



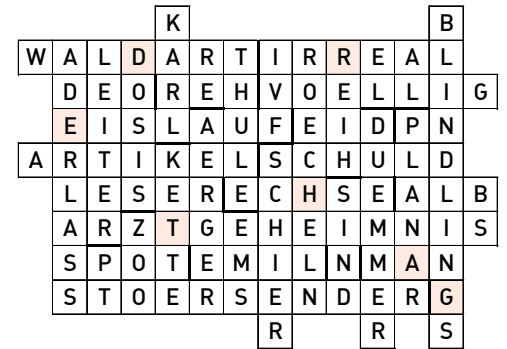
Lösungswort — Aufforderung, um göttliche Gunst für Vergnügen zu bitten?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 5 wer mit allen Wassern gewaschen ist, hat nicht zwingend auch dies benutzt 8 fixiert auf Wäscheleinen 12 wirkt anfangs eisern, ist aber eher zynisch 14 Spielklasse von den hinteren Plätzen her gesehen 16 hat zwei Nie-... und zwei Oh-... 17 worauf Bauern genauso wie Banker hoffen 19 chaotische Reise in Frankreich 20 beginnt an dieser Stelle gleich doppelt 21 Bestandteil von Nuklearraketen 23 findet man z. B. bei Pferden auch dann, wenn keine Tierquälerei im Spiel ist 24 ein Vogel mit wechselnder Heimat? 27 im Alpinismus umstritten, für gallische Häuptlinge ein Muss 30 Teil des Vaterunsers 31 was ... mit einem Bild macht 34 steht am Anfang von gesellschaftlichen Anlässen 35 wird manchmal mit Tomaten und Eiern bekämpft 36 geht vorbei

Senkrecht — 1 Ermunterung, sich gründlich auszuheulen? 2 monochrom daher kommende Bildungsanstalt 3 ist von hinreichend fortschrittlichen Technologien angeblich nicht zu unterscheiden 4 so abhauen, dass es zum Servieren reichen würde 6 Korridor in einer Festung? 7 Abfuhr der willkommenen Art 8 in Takeaways zu finden 9 plagt Gamer und Vielflieger 10 Wohlwollen einer Schönheitskönigin? 11 bei Freelancern inbegriffen 13 kommt oft zu spät 15 Live-Audiobook 18 relativ kurz 22 ist, wer sich in Grossbritannien zum Affen macht 23 in jeder Affirmation enthalten 25 platzsparende Parlamentskammer 26 wo oft etwas ausgebrütet wird 28 prunkvoll, schlicht oder ganz einfach einfach 29 was man nicht gebacken kriegt, wird natürlich auch nie so 31 in Vielfalt (mehr oder weniger) geeint 32 Zugkraft eines englischen Gauls 33 mit Cape entkommen

© Daniela Feurer – Rätsel factory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 791



Waagrecht — 3 WALDART 9 IRREAL 14 VIDEOspielen 15 REH («her» rückwärts) 16 (V)OEL(LIG) 17 EISLAUF 19 EID 21 PNeu 22 ARTIKEL 24 SCHULD (Schul-D) 25 LESE 26 EidECHSE 28 (K)ALB 30 ARZTGEHEIMNIS 33 SPOTt 35 EMIL Steinberger 36 MAN (engl. f. Mann) 37 STOERSENDER

Senkrecht — 1 MadagasKARLeguanen 2 BLINDLINGS 4 ADERLASS (Ad-Erlass) 5 LEITER 6 DOSIS 7 RE (ital. f. König) 8 THULE 9 IVF (In-vitro-Fertilisation) 10 ROECHELN 11 in REIH und Glied 12 EL 13 AL 18 AERGER 20 DUEMMER 21 PLANAR 23 KETTE 24 SCHIER 27 GeSIN-Dekammern 29 BS (Bullshit, Basel-Stadt) 31 ZOO 32 EMS 34 ein KonzePT

Lösungswort — **DREHTAG**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



MERCEDES GLEITZE



LINDSEY VONN



GARBIÑE MUGURUZA



SONYA YONCHEVA



GRACE KELLY



SYLVIA EARLE



LEXI THOMPSON



KHOUDIA TOURÉ



YUJA WANG

© ROLEX SA, 2021. ALLE RECHTE VORBEHALTEN.

EIN „KLASSIKER“?

„Die klassische Armbanduhr – geschaffen für die Dame.“ So wird die Oyster Perpetual Lady-Datejust häufig beschrieben. Und das mag durchaus zutreffen. Seit dem frühen 20. Jahrhundert entwirft und fertigt Rolex Uhren für die Dame nach demselben Exzellenzstandard wie bei all den Modellen, die das Unternehmen zur Legende gemacht haben. Geleitet von dem permanenten Streben nach Perfektion. Wenn mit „Klassiker“ also gemeint ist, die Tradition fortzuführen und dabei Eleganz mit Präzision, Anmut mit Stärke, Schönheit mit technischer Leistung zu verbinden, dann ist sie in der Tat eine klassische Armbanduhr – geschaffen für die Dame. **Lady-Datejust.**

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL LADY-DATEJUST

OFFIZIELLER ROLEX FACHHÄNDLER

BUCHERER

1888

